

**Selbstbestimmtes Leben für Menschen mit geistiger
Behinderung im betreuten Wohnen**

**INAUGURAL-DISSERTATION
ZUR**

**Erlangung der Doktorwürde
des
Fachbereichs Erziehungswissenschaften
der Philipps-Universität Marburg/Lahn**

**vorgelegt von
Park, jaewoo
aus Busan**

Marburg/Lahn 2012

Vom Fachbereich Erziehungswissenschaften der Philipps-Universität Marburg

als Dissertation angenommen am: 21. Mai 2013

Abschluss der mündlichen Prüfung am:

Betreuer: Prof. Dr. Rohrmann, Eckhard

2. Gutachterin: Prof. Dr. Schnoor, Heike

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Herrn Prof. Dr. Rohrman und Frau Prof. Dr. Schnoor, die die vorliegende Arbeit unterstützten und betreuten.

Mein weiterer großer Dank für die hilfreiche Unterstützung geht vor allem an meine Eltern und meine Frau sowie an den himmlischen Vater, die mich in jeder schwierigen Situation bestärkt haben.

Auch geht mein Dank an die Menschen, die sich an dieser Untersuchung beteiligt und mich an ihrem Leben haben teilhaben lassen.

Ohne ihre Hilfe und ihre Kritik wäre meine Arbeit nicht so weit gekommen.

Gliederungsübersicht

I Einleitung	19
II Theoretische Grundlagen	23
1 Der Personenkreis – Menschen mit geistiger Behinderung	23
2 Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung	29
2.1 Wohnformen und allgemeine Wohnsituation	
von Menschen mit geistiger Behinderung	30
2.2 Betreutes Wohnen in Hessen	
für Menschen mit geistiger Behinderung	33
3 Selbstbestimmtes Leben für Menschen	
mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen	39
3.1 Die Leitideen des selbstbestimmten Lebens	39
3.2 Operationalisierung – Selbstbestimmtes Leben	62
III Empirische Untersuchung	67
4 Methodisches Vorgehen	75
4.1 Datenerhebung	75
4.2 Datenaufbereitung und -auswertung	86
4.3 Methodenkritik	88
5 Darstellung über die Betroffenen	91
5.1 Herr A.	91
5.2 Frau AK.	99
5.3 Herr AN.	103
5.4 Frau AT.	108
5.5 Herr B.	112
5.6 Herr BL.	115
5.7 Frau F.	119

5.8 Herr FK.	125
5.9 Frau G.	129
5.10 Herr HM.	133
5.11 Herr HR.	136
5.12 Herr M und Frau J.	140
5.13 Frau MA.	145
5.14 Herr PK und Frau PKF.	148
5.15 Frau PZ.	152
5.16 Herr R.	156
5.17 Herr RB.	160
5.18 Herr RK.	164
5.19 Herr RT.	168
5.20 Frau S.	172
5.21 Herr SD.	176
5.22 Frau SN.	179
5.23 Frau U.	183
5.24 Herr W.	186
5.25 Frau Y.	188
6 Alltagsleben	193
6.1 Das Wohnen	193
6.2 Tätigkeiten im Alltag	207
6.3 Freizeit	229
6.4 Fazit	257
7 Soziale Netzwerke	261
7.1 Einleitung	261
7.2 Ergebnisse der Untersuchung	264
7.3 Schluss	299
8 Betreuungssetting	301
8.1 Die Betreuung	301
8.2 Ergebnisse der Untersuchung	310
8.3 Fazit	351

IV Resümee und Ausblick	353
9 Verzeichnisse	363
10 Anhang	387

Gliederung

I Einleitung	19
II Theoretische Grundlagen	23
1 Der Personenkreis – Menschen mit geistiger Behinderung	23
2 Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung	29
2.1 Wohnformen und allgemeine Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung	30
2.2 Betreutes Wohnen in Hessen für Menschen mit geistiger Behinderung	33
3 Selbstbestimmtes Leben für Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen	39
3.1 Die Leitideen des selbstbestimmten Lebens	39
3.1.1 Das Normalisierungsprinzip	39
3.1.2 Empowerment-Bewegung	47
3.1.2.1 Independent-Living-Bewegung	49
3.1.2.2 Self-Advocacy Bewegung	50
3.1.2.3 Supported living – Unterstütztes Wohnen	52
3.1.3 Inklusion	54
3.1.3.1 Inklusion und UN-Menschenrechtskonvention (UN-MRK)	54
3.1.3.2 Sozialraumorientierung	59
3.2 Operationalisierung – Selbstbestimmtes Leben	62
III Empirische Untersuchung	67
4 Methodisches Vorgehen	75
4.1 Datenerhebung	75
4.1.1 Kontaktherstellung	75
4.1.2 Untersuchungsinstrumente	80
4.1.2.1 Das problemzentrierte Interview	80
4.1.2.2 Teilnehmende Beobachtung	84

4.2 Datenaufbereitung und -auswertung	86
4.3 Methodenkritik	88
5 Darstellung über die Betroffenen	91
5.1 Herr A.	91
5.1.1 Vorbemerkungen	91
5.1.2 Biografischer Hintergrund	91
5.1.3 Wohnen und Alltagsleben	91
5.1.4 Infrastruktur und Umgebung	94
5.1.5 Soziale Beziehungen	96
5.1.6 Betreuung	97
5.1.7 Wünsche	97
5.2 Frau AK.	99
5.2.1 Vorbemerkungen	99
5.2.2 Biografischer Hintergrund	99
5.2.3 Wohnen und Alltagsleben	100
5.2.4 Infrastruktur und Umgebung	101
5.2.5 Soziale Beziehungen	101
5.2.6 Betreuung	102
5.2.7 Wünsche	103
5.3 Herr AN.	103
5.3.1 Vorbemerkungen	103
5.3.2 Biografischer Hintergrund	104
5.3.3 Wohnen und Alltagsleben	104
5.3.4 Infrastruktur und Umgebung	105
5.3.5 Soziale Beziehungen	105
5.3.6 Betreuung	106
5.3.7 Wünsche	107
5.4 Frau AT.	108
5.4.1 Vorbemerkungen	108
5.4.2 Biografischer Hintergrund	108
5.4.3 Wohnen und Alltagsleben	109
5.4.4 Infrastruktur und Umgebung	110

5.4.5 Soziale Beziehungen	110
5.4.6 Betreuung	111
5.4.7 Wünsche	112
5.5 Herr B.	112
5.5.1 Vorbemerkungen	112
5.5.2 Biografischer Hintergrund	113
5.5.3 Wohnen und Alltagsleben	113
5.5.4 Infrastruktur und Umgebung	113
5.5.5 Soziale Beziehungen	113
5.5.6 Betreuung	114
5.5.7 Wünsche	114
5.6 Herr BL.	115
5.6.1 Vorbemerkungen	115
5.6.2 Biografischer Hintergrund	115
5.6.3 Wohnen und Alltagsleben	116
5.6.4 Infrastruktur und Umgebung	116
5.6.5 Soziale Beziehungen	117
5.6.6 Betreuung	118
5.6.7 Wünsche	118
5.7 Frau F.	119
5.7.1 Vorbemerkungen	119
5.7.2 Biografischer Hintergrund	119
5.7.3 Wohnen und Alltagsleben	119
5.7.4 Infrastruktur und Umgebung	120
5.7.5 Soziale Beziehungen	120
5.7.6 Betreuung	122
5.7.7 Wünsche	124
5.8 Herr FK.	125
5.8.1 Vorbemerkungen	125
5.8.2 Biografischer Hintergrund	125
5.8.3 Wohnen und Alltagsleben	125
5.8.4 Infrastruktur und Umgebung	127
5.8.5 Soziale Beziehungen	127
5.8.6 Betreuung	128

5.8.7 Wünsche	128
5.9 Frau G.	129
5.9.1 Vorbemerkungen	129
5.9.2 Biografischer Hintergrund	129
5.9.3 Wohnen und Alltagsleben	130
5.9.4 Infrastruktur und Umgebung	130
5.9.5 Soziale Beziehungen	131
5.9.6 Betreuung	132
5.9.7 Wünsche	132
5.10 Herr HM.	133
5.10.1 Vorbemerkungen	133
5.10.2 Biografischer Hintergrund	133
5.10.3 Wohnen und Alltagsleben	133
5.10.4 Infrastruktur und Umgebung	134
5.10.5 Soziale Beziehungen	134
5.10.6 Betreuung	135
5.10.7 Wünsche	136
5.11 Herr HR.	136
5.11.1 Vorbemerkungen	136
5.11.2 Biografischer Hintergrund	136
5.11.3 Wohnen und Alltagsleben	136
5.11.4 Infrastruktur und Umgebung	137
5.11.5 Soziale Beziehungen	137
5.11.6 Betreuung	139
5.11.7 Wünsche	139
5.12 Herr M und Frau J.	140
5.12.1 Vorbemerkungen	140
5.12.2 Biografischer Hintergrund	140
5.12.3 Wohnen und Alltagsleben	141
5.12.4 Infrastruktur und Umgebung	141
5.12.5 Soziale Beziehungen	142
5.12.6 Betreuung	143
5.12.7 Wünsche	143
5.13 Frau MA.	145

5.13.1 Vorbemerkungen	145
5.13.2 Biografischer Hintergrund	145
5.13.3 Wohnen und Alltagsleben	145
5.13.4 Infrastruktur und Umgebung	146
5.13.5 Soziale Beziehungen	146
5.13.6 Betreuung	147
5.13.7 Wünsche	147
5.14 Herr PK und Frau PKF.	148
5.14.1 Vorbemerkungen	148
5.14.2 Biografischer Hintergrund	149
5.14.3 Wohnen und Alltagsleben	149
5.14.4 Infrastruktur und Umgebung	150
5.14.5 Soziale Beziehungen	150
5.14.6 Betreuung	151
5.14.7 Wünsche	152
5.15 Frau PZ.	152
5.15.1 Vorbemerkungen	152
5.15.2 Biografischer Hintergrund	153
5.15.3 Wohnen und Alltagsleben	153
5.15.4 Infrastruktur und Umgebung	153
5.15.5 Soziale Beziehungen	154
5.15.6 Betreuung	154
5.15.7 Wünsche	155
5.16 Herr R.	156
5.16.1 Vorbemerkungen	156
5.16.2 Biografischer Hintergrund	156
5.16.3 Wohnen und Alltagsleben	156
5.16.4 Infrastruktur und Umgebung	157
5.16.5 Soziale Beziehungen	158
5.16.6 Betreuung	158
5.16.7 Wünsche	159
5.17 Herr RB.	160
5.17.1 Vorbemerkungen	160
5.17.2 Biografischer Hintergrund	160

5.17.3 Wohnen und Alltagsleben	160
5.17.4 Infrastruktur und Umgebung	161
5.17.5 Soziale Beziehungen	162
5.17.6 Betreuung	162
5.17.7 Wünsche	163
5.18 Herr RK.	164
5.18.1 Vorbemerkungen	164
5.18.2 Biografischer Hintergrund	164
5.18.3 Wohnen und Alltagsleben	165
5.18.4 Infrastruktur und Umgebung	165
5.18.5 Soziale Beziehungen	165
5.18.6 Betreuung	167
5.18.7 Wünsche	167
5.19 Herr RT.	168
5.19.1 Vorbemerkungen	168
5.19.2 Biografischer Hintergrund	169
5.19.3 Wohnen und Alltagsleben	169
5.19.4 Infrastruktur und Umgebung	170
5.19.5 Soziale Beziehungen	170
5.19.6 Betreuung	171
5.19.7 Wünsche	172
5.20 Frau S.	172
5.20.1 Vorbemerkungen	172
5.20.2 Biografischer Hintergrund	173
5.20.3 Wohnen und Alltagsleben	173
5.20.4 Infrastruktur und Umgebung	174
5.20.5 Soziale Beziehungen	174
5.20.6 Betreuung	174
5.20.7 Wünsche	175
5.21 Herr SD.	176
5.21.1 Vorbemerkungen	176
5.21.2 Biografischer Hintergrund	176
5.21.3 Wohnen und Wohnen	176
5.21.4 Infrastruktur und Umgebung	177

5.21.5 Soziale Beziehungen	177
5.21.6 Betreuung	178
5.21.7 Wünsche	178
5.22 Frau SN.	179
5.22.1 Vorbemerkungen	179
5.22.2 Biografischer Hintergrund	179
5.22.3 Wohnen und Alltagsleben	180
5.22.4 Soziale Beziehungen	181
5.22.5 Betreuung	181
5.22.6 Wünsche	182
5.23 Frau U.	183
5.23.1 Vorbemerkungen	183
5.23.2 Biografischer Hintergrund	183
5.23.3 Wohnen und Alltagsleben	183
5.23.4 Infrastruktur und Umgebung	184
5.23.5 Soziale Beziehungen	184
5.23.6 Betreuung	185
5.23.7 Wunsch	185
5.24 Herr W.	186
5.24.1 Vorbemerkungen	186
5.24.2 Biografischer Hintergrund	186
5.24.3 Wohnen und Alltagsleben	186
5.24.4 Infrastruktur und Umgebung	187
5.24.5 Soziale Beziehungen	187
5.24.6 Betreuung	187
5.24.7 Wünsche	188
5.25 Frau Y.	188
5.25.1 Vorbemerkungen	188
5.25.2 Biografischer Hintergrund	189
5.25.3 Wohnen und Alltagsleben	189
5.25.4 Infrastruktur und Umgebung	190
5.25.5 Soziale Beziehungen	191
5.25.6 Betreuung	191
5.25.7 Wünsche	192

6 Alltagsleben	193
6.1 Das Wohnen	193
6.2 Tätigkeiten im Alltag	207
6.2.1 Mobilität	207
6.2.2 Die Verwaltung des Geldes	213
6.2.2.1 Einkaufen	218
6.2.3 Ernährung	225
6.3 Freizeit	229
6.3.1 Alleintätige Freizeitgestaltung	231
6.3.2 Freizeit mit Bekannten und Freunden – Die „K-Bäckerei“	239
6.3.3 Teilnahme an organisierten Angeboten von Vereinen und Institutionen	245
6.3.3.1 Der Stammtisch	247
6.3.3.2 Fortbildungskurse im Verein/Kurse in der Volkshochschule	251
6.4 Fazit	257
7 Soziale Netzwerke	261
7.1 Einleitung	261
7.1.1 Bedeutung der sozialen Netzwerke	261
7.1.2 Formen sozialer Netzwerke	263
7.2 Ergebnisse der Untersuchung	264
7.2.1 Überblick über die Untersuchung	264
7.2.2 Soziale Beziehungen zu Menschen mit Behinderung	266
7.2.2.1 Soziale Beziehungen zu Menschen mit Behinderung in Bezug auf die Arbeitsstelle	268
7.2.2.2 Soziale Beziehungen zu Menschen mit Behinderung in Bezug auf das Wohnen	270
7.2.2.3 Partnerschaft	275
7.2.2.4 Fazit: Soziale Beziehungen zu Menschen mit Behinderung	280
7.2.3 Soziale Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung	281
7.2.3.1 Soziale Beziehungen zu den Eltern	281
7.2.3.2 Soziale Beziehungen zum Bekannten- und Freundeskreis	

aus Menschen ohne Behinderung	284
7.2.3.2.1 Smalltalk	285
7.2.3.2.2 Dialogische bis vertrauensbasierte Beziehungen	287
7.2.3.2.3 Diskriminierende bis delinquente Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung	292
7.2.3.3 Fazit: Soziale Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung	297
7.3 Schluss	299
8 Betreuungssetting	301
8.1 Die Betreuung	301
8.1.1 Die Betreuung auf der persönlichen Ebene	304
8.1.2 Die Betreuung auf der institutionellen Ebene	307
8.2 Ergebnisse der Untersuchung	310
8.2.1 Die Betreuung auf der persönlichen Ebene	312
8.2.1.1 Das dialogische Verhältnis mit den BetreuerInnen	314
8.2.1.2 Das paternalistische Verhältnis mit den BetreuerInnen	322
8.2.2 Die Betreuung auf der institutionellen Ebene	330
8.2.2.1 Das offene Verhältnis mit Dienstleistungsträgern	331
8.2.2.2 Das fixierte Verhältnis mit Dienstleistungsträgern	337
8.3 Fazit	351
IV Resümee und Ausblick	353
9 Verzeichnisse	363
9.1 Literaturangaben	363
9.2 Tabellen	383
9.3 Abbildungen	384
9.4 Abkürzungsverzeichnis	385
10 Anhang	387
Informationsblatt sowie Fragebogen	387
Der Leitfaden für das problemzentrierte Interview mit den Betroffenen	389
Der Leitfaden für das problemzentrierte Interview mit den BetreuerInnen	393
Abbildung und Tabelle	397

I Einleitung

Menschen mit geistiger Behinderung werden mit einem konstruierten gesellschaftlichen Erscheinungsbild stigmatisiert und ausgegrenzt. Dieses Bild spiegelt sich in der traditionell medizinisch orientierten Bestimmung des Fachbegriffes wider, der so genannten „geistigen Behinderung“.

Hierbei ließen die traditionellen Hilfskonzepte, wie das Verwahrungskonzept von psychiatrischen Kliniken und Anstalten sowie das förderorientierte Konzept von Sondereinrichtungen, das ambivalente Machtverhältnis zwischen den Menschen mit geistiger Behinderung und den BetreuerInnen so praktizieren, dass professionelle Fachleute mit diagnostischen Instrumenten hauptsächlich die Defizite von Menschen mit geistiger Behinderung ermittelten und die Betroffenen als Pflegefälle in diesen Einrichtungen unterbrachten.¹

Das besondere Problem im Kontext der „Pädagogisierung“ und „Erziehung“ ist die Ansicht, dass Menschen mit geistiger Behinderung im Erwachsenenalter im Unterschied zu den „normalen“ Menschen ohne Behinderung eine andauernde Erziehung und Förderung benötigen.

»Besonders verhängnisvoll wirkt sich diese Grundkonstruktion des Erziehungsbegriffs für Menschen mit Behinderungen aus. Bei Menschen ohne Behinderung »erlischt« die Notwendigkeit von Erziehung irgendwann, weil diesem Personenkreis Selbständigkeit und Mündigkeit quasi automatisch mit der Volljährigkeit und dem Erwachsensein zugesprochen werden. Menschen mit Behinderungen dagegen bleiben – so eine immer noch gängige Beschreibung von Behinderung – ewig Kinder. Eben deswegen darf Ihnen dauerhaft Erziehung und Förderung zugemutet werden, denn das hohe Ausmaß an »Defiziten« legitimiert umfassende Förder- und Verbesserungsmaßnahmen von außen.«

(Helmut 2006, S. 72)

In diesen traditionellen Hilfskonzepten wird von daher folgerichtig vertreten, dass angesichts der angenommenen mangelnden Fähigkeit zur Autonomie und Selbstständigkeit Menschen mit geistiger Behinderung das Recht zu eigenen Entscheidungen aberkannt und an professionelle BetreuerInnen übertragen werden.² Aufgrund dessen ist ihre Lebenssituation als Isolierung, Aussonderung und kontrollierte Fremdbestimmung zu charakterisieren.

In einer Gegenbewegung zu dieser Tradition, die die Leitidee der „Inklusion“³ verfolgt, wird in den unterschiedlichen Lebensbereichen seit Mitte des 20. Jahrhunderts ein Kampf gegen diese inhumane Lebenssituation von Menschen mit geistiger Behinderung zuerst unter dem

¹ Vgl. Osbahr 2003, S. 211f. und vgl. Hähner 2006, S. 26

² Vgl. Mattke 2004², S. 305

³ Vgl. Theunissen 2007, S. 171

Hier werden die Differenzierung sowie die Auseinandersetzung zwischen Integration und Inklusion nicht thematisiert. Der Begriff bezeichnet hier die Nicht-Aussonderung und die gesellschaftliche (unmittelbare) Zugehörigkeit.

Stichwort „Normalisierung“ und seit Ende des Jahrhunderts unter dem Stichwort „Empowerment-Bewegung“ geführt. Dabei stellt das selbstbestimmte Leben ein Hauptziel in der lebenslangen Entwicklung dieses Personenkreises dar. Es gilt als Grundlage für die soziale Partizipation von Menschen mit geistiger Behinderung. Mittlerweile ist das selbstbestimmte Leben zu einem populären Modebegriff sowohl in der fachtheoretischen Literatur als auch in den praktischen Ansätzen geworden.

Im Zusammenhang mit diesen Entwicklungstendenzen wird im Bereich des Wohnens das betreute Wohnen als alternative Wohnform eingeführt, die gegenüber dem bisher herrschenden Betreuungswesen ein schlüssiges zukunftsorientiertes Lebenskonzept bieten soll. Aufgrund der historischen Entwicklung – z. B. des Verlustes der autonomen Entscheidung und der erlernten Hilflosigkeit in einer großen Einrichtung – spielt die Autonomie der Betroffenen im Wohnbereich besonders eine große Rolle. Ohne eine reziproke Interaktion zwischen den Menschen mit geistiger Behinderung als Betroffenen und ihrer Umwelt sowie dem gesamten gesellschaftlichem System – nicht nur als physische Präsenz, sondern auch als aktive psychosoziale Verbundenheit – wird Inklusion zur rudimentären Mogelpackung.

Das Ziel dieser Arbeit ist daher zuerst eine Bestandsaufnahme der Wohnsituationen von Menschen mit geistiger Behinderung. Durch eine reflexive Auswertung der Ergebnisse soll dann zu einer Weiterentwicklung dieser Wohnform beigetragen werden, die sich an den Bedürfnissen von Betroffenen orientiert. Darüber hinaus geht es darum, das Streben von Menschen mit geistiger Behinderung nach einem selbstbestimmten Leben zu unterstützen. Zu diesem Zweck beschäftigt sich die vorliegende Arbeit mit den folgenden vier Fragestellungen:

1. Wie erleben die Betroffenen ihren Alltag, und welche Probleme bestehen in der Wohnsituation?
2. Welche Auswirkungen hat diese Wohnform auf das alltägliche Leben von Betroffenen?
3. Welche Beziehung haben die Betroffenen im betreuten Wohnen mit ihrem Lebensumfeld und mit ihrem Betreuungssetting?
4. Welche Chancen und Grenzen hat das selbstbestimmte Leben für die Betroffenen im betreuten Wohnen?

Die Arbeit besteht aus zwei Teilen. Im ersten Hauptteil werden in der theoretischen Grundlegung die Schlüsselbegriffe des Themas wie Personenkreis, Wohnsituation und selbstbestimmtes Leben analysiert. Im ersten Kapitel wird sich mit dem Begriff „geistige Behinderung“ und dem Bild der Menschen mit geistiger Behinderung auseinandergesetzt, um so die Problemstellung und die Auswirkungen dieser Vorstellungen auf ihr Leben in der Gesellschaft darzustellen. Im zweiten Kapitel wird versucht, die allgemeine Wohnsituation und insbesondere die Umsetzungstendenz des betreuten Wohnens in Hessen mithilfe öffentlicher bzw. amtlicher statistischer Angaben zu erfassen. Das dritte Kapitel befasst sich zunächst mit den grundlegenden Richtlinien des selbstbestimmten Lebens. Anhand dieses theoretischen Grundsatzes wird der Gegenstand – das selbstbestimmte Leben – für die empirische Forschung operationalisiert, um anschließend angewandt werden zu können.

Im zweiten Hauptteil wird die empirische Untersuchung der konkreten Lebenssituationen und -strukturen im betreuten Wohnen dargelegt, die auf problemzentrierten Interviews mit den Betroffenen und ihren BetreuerInnen und auf teilnehmender Beobachtung basiert. Die Ergebnisse werden vorgestellt und analysiert.

Im vierten Kapitel wird das methodische Verfahren für die empirische Untersuchung, also ihr Plan und ihre Durchführungs- sowie Analyseverfahren, vorgestellt. Im fünften Kapitel wird in drei Abschnitten das Alltagsleben der Untersuchten im betreuten Wohnen aufgezeigt. Im ersten Abschnitt „Das Wohnen“ werden die Bedeutung des Wohnens aus einer ganzheitlichen physischen und psychischen Perspektive sowie die unterschiedlichen Erfahrungen und Lebensumstände, sowohl die zufriedenstellenden als auch Probleme sowie Situationen, die Unzufriedenheit stiften, vorgestellt und sich damit auseinandergesetzt, um die Hintergründe unterschiedlicher Ergebnisse und die Auswirkungen auf das selbstbestimmte Leben der Betroffenen aufzudecken. In den weiteren Abschnitten geht es um alltägliche und grundlegende Lebenssituationen, die für das autonome Leben wichtig sind, wie Mobilität, Geldverwaltung bezüglich des Einkaufens und der Ernährung sowie freizeitleiche Aktivitäten. Es wird aufgezeigt, wie die Betroffenen im Alltag ohne ständige Betreuung ihr autonomes Leben durchführen und wie sie mit ihren Problemen umgehen. Im sechsten Kapitel werden die sozialen Beziehungen der Betroffenen erforscht. In diesem Kapitel werden zuerst deren Bedeutung und Formen vorgestellt. Im Anschluss werden die Untersuchungsergebnisse im Hinblick auf zwei unterschiedliche Beziehungsgruppen, Menschen mit und Menschen ohne Behinderung, getrennt voneinander dargelegt, um die Komplexität der sozialen Ressourcen der Betroffenen zu betrachten – Partnerschaft, Mitgliedschaft in Vereinen, Bekannten- sowie Freundkreis oder Nachbarschaft spielen hier eine Rolle. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem professio-

nellen Hilfesystem, das die Betreuung in die persönliche und die institutionelle Ebene einordnet. Dabei werden die Rolle des Betreuungssystems und die Merkmale der zufriedenstellenden bzw. kritischen Verhältnisse untersucht.

Die vorliegende empirische Arbeit verwendet den umstrittenen Begriff des „Betreuungssettings“ gezwungenermaßen verallgemeinernd, um die bessere Beibehaltung der Anonymität der Betroffenen durch den Verzicht auf auffällige Begriffsbezeichnung von bestimmten Dienstleistungsträgern und die Vermeidung der Irritation beim Lesen durch die unterschiedliche Benennung der Begriffe aus dem „Betreuungssetting“ der jeweiligen Dienstleistungsträger zu gewährleisten. Beispielsweise werden die pädagogische bzw. persönliche Betreuung als pädagogische BetreuerInnen und die persönliche Assistenz als die Betreuung für die praktische Alltagsbewältigung in dieser Arbeit generalisiert benannt. Grundsätzlich wird in dieser Arbeit die Begriffsdeutung in Form einer vereinnahmenden, helferdominanten Praxis nicht anerkannt. Darüber hinaus wird auch versucht, der verborgenen Gefahr⁴ der Verdinglichung, der Beherrschung und Entmündigung von Menschen mit geistiger Behinderung zu entgehen.

»Die Vorsilbe »Be« ist besitzergreifend, bevormundend, anmaßend, drückt Ungleichwertigkeit und Hierarchie aus, wie die Beispiele verdeutlichen: *Bestrafung*, *Bevormundung*, *betrügen*, *beherrschen*, *Begnadigung*, *Belohnung*. Aber immer bestraft der Herr den Untergebenen, beherrscht der Mächtige den Schwachen, begnadigt der Herrscher den Untertan, behandelt der Therapeut den Patienten, den Klienten, den Behinderten oder den Bewohner. Immer drückt das *Behandeln* ein hierarchisches Verhältnis zwischen handelndem Subjekt und behandeltem Objekt aus.«

(Niehoff 2006, S. 179 und vgl. Theunissen 2001, S. 265)

Aufgrund dieses Verständnisses von Paternalismus, Fremdbestimmung und Verdinglichung verändert sich zurzeit die Begriffsbenutzung „Betreuung“ und „BetreuerInnen“. Stattdessen werden oft Begriffe wie Begleitung, Assistenz und Unterstützung verwendet.⁵

⁴ Vgl. Theunissen 2001, S. 265

⁵ Vgl. Theunissen 2007, S. 49

I Theoretische Grundlagen

1 Personenkreis – Menschen mit geistiger Behinderung

Dieses erste Kapitel setzt sich mit dem Begriff der „geistigen Behinderung“ und dem Menschenbild von so genannten „Personen mit geistiger Behinderung“ auseinander. Des Weiteren beschreibt es die Auswirkungen der geistigen Behinderung auf ihr Leben bzw. die Gesellschaft, um mit diesen Erläuterungen einen Einstieg in die thematische Problemstellung in dieser Arbeit zu gewinnen.

Der Begriff „geistige Behinderung“ ist ursprünglich zur Vermeidung der negativ besetzten, früheren Benennungen wie *Idiotie* und *Schwachsinn* bei der Gründung der Vereinigung *Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind* in Anlehnung an den amerikanischen Begriff *mental handicap* entstanden.⁶ Trotz dieser Intention wurde er in der Gesellschaft weiterhin als *Krankheitsbegriff* verstanden, der eine *irreversible Beeinträchtigung* des Menschen nach einem *vorausgegangenem Krankheitsprozess* oder nach einer *angeborenen Schädigung* darstellte.⁷

»Als geistig behindert gilt, wer infolge einer organisch-genetischen oder anderweitigen Schädigung in seiner psychischen Gesamtentwicklung und seiner Lernfähigkeit so sehr beeinträchtigt ist, daß er voraussichtlich lebenslanger sozialer und pädagogischer Hilfen bedarf.«

(Deutscher Bildungsrat 1973, S. 37)

Im weiteren Verlauf der Begriffsentwicklung wurden nicht nur die physischen Schädigungen und äußere Merkmale, sondern auch die daraus resultierenden Schwierigkeiten der sozialen Anpassungsfähigkeit in die Definition integriert, sodass ein *Doppelkriterium* entstand, das die Intelligenzmessung und die daraus entstehende schwache soziale Kompetenz⁸ als geistige Behinderung feststellte.

»Geistige Behinderung ist ein Attribut, das gegenwärtig verwendet wird, um Menschen zu kennzeichnen, die sich insbesondere wegen der extremen Schwäche ihrer intellektuellen und sozialen Handlungsfähigkeit von den üblichen Formen menschlichen Lebensvollzugs deutlich unterscheiden.«

(Speck 1980, S. 31)

Das erste Merkmal dieser traditionell repräsentativen Definitionsentwicklung des Begriffes war, dass sich die Definition zunächst vorwiegend durch die einseitige, defizitorientierte und medizinische Vorstellung auszeichnete, die sich jedoch in der jeweiligen fachlichen Disziplin

⁶ Vgl. Mühl 1984, zit. n. Wendeler 1993, S. 9 und vgl. Speck 1980, S. 31

⁷ Vgl. Mattner 2000, S. 9

⁸ Vgl. Wendeler 1993, S. 11

und nach den vorherrschenden Perspektiven und Zielorientierungen unterschiedlich erklären lässt. Ein zweites Merkmal charakterisierte diese Begriffserklärung: Sie wurde vordergründig von einem *linearen Gedanken* geprägt, der Ausdruck des in der Gesellschaft dominierend verhafteten *traditionellen Ursache-Wirkungs-Schemas* war.⁹ Es bestand die Annahme, dass der Krankheitsprozess und das Schädigungsbild als entscheidende Ursache und als Hauptmerkmale der Behinderung für die unausweichlichen weiteren Behinderungen fungierten. Diese Gedankenlinie wurde nicht nur für die „geistige Behinderung“, sondern auch für den allgemeinen Begriff der „Behinderung“ auf der internationalen Ebene der Weltgesundheitsorganisation (WHO) im Rahmen der ICIDH 1980 – *Impairment, Disability, Handicap*¹⁰ – reflektiert.

Die grundlegende Gemeinsamkeit beider Merkmale war, dass sich der Begriff besonders auf die beobachtbaren Äußerlichkeiten bei den die Behinderung tragenden Menschen richtete, die sich nicht erwartungsgemäß verhalten oder deren Aussehen auffällig ist¹¹ und deren sprachliche und soziale Strukturkopplung sich eventuell so „anders“ gestaltet, dass sie sich mit den „normalen“ Menschen nicht gut verständigen können.¹² Die phänomenologisch gewonnenen Erkenntnisse sowie die klassifizierbaren Erscheinungen werden durch die Beobachtung und Wahrnehmung nach dem Maß der gesellschaftlich dominierenden Normen bewertet. Somit kommt es bei den natürlichen Eigenschaften von Menschen mit geistiger Behinderung zur Feststellung einer *Andersartigkeit*.¹³ Eine derartige Bewertung resultiert in dem scheinbar abnormen Erscheinungsbild des „Andersseins“,¹⁴ das auch heutzutage bei der Identifizierung der geistigen Behinderung nach wie vor eine große Rolle spielt.

»Im Zusammenhang mit der Konstruktion von Behinderung kommt dem Körper eine zentrale Rolle zu, denn neben Leistungsfähigkeit haben Körpernormen wie die der Attraktivität und Fitness eine enorme Wirkung bei der gesellschaftlichen Differenzierung in erfolgreiche und in marginalisierte Menschen. Behinderung wird stets vom Körper her gedacht, auch wenn von geistiger

⁹ Vgl. Osbahr 2003, S. 90f.

¹⁰ Vgl. Fornefeld 2002, S. 49:

»Impairment: Beeinträchtigung, Substanzverlust oder Veränderung einer psychischen, physischen oder anatomischen Struktur.

Disability: Störung bzw. Beeinträchtigung, die partielle oder vollständige Reduktion einer üblichen Fähigkeit oder Fertigkeit des Menschen, die aufgrund einer Schädigung entstanden ist.

Handicap: Behinderung, soziale Benachteiligung eines Individuums, welche sich aus einer Behinderung und /oder Störung ergibt und welche die Wahrnehmung einer (in Bezug auf Alter, Geschlecht, soziale und kulturelle Faktoren) als normal angesehenen Rolle einschränkt oder unmöglich macht.«

¹¹ Vgl. Osbahr 2003, S. 91

¹² Vgl. ebd. S. 97

¹³ Vgl. Feuser 1996, S. 19

¹⁴ Vgl. Rohrman 2007, S. 93

oder psychischer Behinderung gesprochen wird, denn an körperlichen Äußerungen, Körperformen, Bewegungen oder Lauten wird die Abweichung oder Unvollkommenheit erst identifiziert (Lutz et al. 2003).«

(Hermes 2007, S. 70)

Die Folgen des begrifflichen Inhalts einer „geistigen Behinderung“, des „Andersseins“ sowie der Abweichung von den gesellschaftlichen Normvorstellungen sind die gesellschaftliche *Kategorisierung*¹⁵ mit der Prägung von negativen Attributen wie abhängig, unselbstständig und eingeschränkt durch die leichtgläubige Annahme begrenzter Kompetenzen von Menschen, die eine Behinderung tragen, und die daraus folgende *hierarchische* negative Bewertung in der Gesellschaft als minderwertige Personen sowie eine dementsprechende Behandlung, wie beispielsweise die Verweigerung der Gleichberechtigung.¹⁶ Darüber hinaus werden die Betroffenen als Mangelwesen und als „Nicht-Könnner“¹⁷ eingeordnet.

Hieraus ergibt sich das Problem, dass die phänomenologisch-klassifikatorische Bezeichnung „geistige Behinderung“ als die *Individualität* und *Subjektivität* des Menschen abstrahiert wird.¹⁸

Grundsätzlich beruhen diese negativen Auswirkungen auf Menschen mit geistiger Behinderung auf individuell und gesellschaftlich geprägten, beschränkt verformten Denkkonstruktionen in einem bestimmten Wahrnehmungssystem¹⁹ – dem *Denkzwang*.

»[...] wird ein Denkzwang, der bestimmt, was nicht anders gedacht werden kann, was vernachlässigt oder nicht wahrgenommen wird, und wo umgekehrt mit doppelter Schärfe zu suchen ist: die Bereitschaft für gerichtetes Wahrnehmen verdichtet und gestaltet sich.«

(Fleck 1980, S. 163)

Angesichts dieser Aussage ist ein Denkzwang in der traditionellen sonderpädagogischen Definition zu finden, der den Begriff der geistigen Behinderung defizitorientiert zu erklären versuchte.²⁰ Demgegenüber steht der konstruierte Erklärungsversuch von BeobachterInnen, ohne dass sie von zwanghaften Denkkonstruktionen beeinflusst werden. Demnach kann dies die *Kontingenz* anderer Erklärungsversuche darstellen.

¹⁵ Vgl. Goffman 1975, S. 9f:

»Die Gesellschaft schafft die Mittel zur Kategorisierung von Personen und den kompletten Satz von Attributen, die man für die Mitglieder jeder dieser Kategorien als gewöhnlich und natürlich empfindet. Die sozialen Einrichtungen etablieren die Personenkategorien, die man dort vermutlich antreffen wird.«

¹⁶ Vgl. Hermes 2007, S. 69 und vgl. Speck 2001, S. 17

¹⁷ Osbahr 2003, S. 120 und vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 23

¹⁸ Vgl. Feuser 1996, S. 18

¹⁹ Vgl. Kaltenborn 2007, S. 50

²⁰ Vgl. Osbahr 2003, S. 92

»Der Begriff <Behinderung> beschreibt so kein beobachtbares Phänomen, sondern er liefert eine bestimmte Erklärung für beobachtete Verhaltensweisen. Andere Beschreibungen oder Bezeichnungen derselben Verhaltensweisen wären hier genauso möglich gewesen.«

(Osbah 2003, S. 92)

»Definition wie <geistige Behinderung> können demzufolge für die Sonderpädagogik brauchbare Erkenntnishilfen sein für die Beschreibung und lösungsorientierte Bearbeitung komplexer Fragestellungen im Beobachtungsbereich <Menschen mit geistiger Behinderung in ihrer Lebenswirklichkeit>. Seien wir uns bewusst, dass jede Definition Folge beobachterabhängiger Unterscheidungen-und-Bezeichnungen ist, dass damit auch jede sonderpädagogische Definition kontingent ist, sich in sozialen Prozessen bewähren muss und sich verändern wird, weil wieder neue Beobachtungen ins Blickfeld kommen und anschlussfähig werden.«

(Osbah 2003, S. 119f.)

Auf diese Weise lassen sich kontingente Definitionen anhand der folgenden Beispiele aufzeigen. Zuerst soll nach JANTZEN die Behinderung »nicht als naturwüchsig entstandenes Phänomen« (Jantzen 1974, S. 21f.) betrachtet werden. »Sie wird sichtbar und damit als Behinderung erst existent, wenn Merkmale und Merkmalskomplexe eines Individuums aufgrund sozialer Interaktion und Kommunikation in Bezug gesetzt werden zu jeweiligen gesellschaftlichen Minimalvorstellungen über individuelle und soziale Fähigkeiten. Indem festgestellt wird, dass ein Individuum aufgrund seiner Merkmalsausprägung diesen Vorstellungen nicht entspricht, wird Behinderung offensichtlich, sie existiert als sozialer Gegenstand erst von diesem Augenblick an.« (ebd. S. 21f.). Nach diesem Verständnis ist die Behinderung als ein gesellschaftliches *Produkt einer Beobachtung-und-Unterscheidung* für die Erklärung zu verstehen,²¹ die durch die Isolation von der Gesellschaft entsteht.²²

Diese Offenheit bei der Begriffsdefinition eröffnete auch beim neuen Behinderungserklärungsmodell der WHO (ICF 2001) auf internationaler Ebene eine multidimensionale Perspektive zur Überwindung von negativen und eingeschränkten Definitionen.

»Der international Classification of Functioning, Disability and Health (ICF) der WHO aus dem Jahr 2001 liegt ebenfalls das bio-psycho-soziale Paradigma zu Grunde [...]

- Teil 1: Funktionsfähigkeit und Behinderung
 - a) Körperfunktionen und -strukturen und
 - b) Aktivitäten und Partizipation [Teilhabe]
- Teil 2: Kontextfaktoren
 - c) Umweltfaktoren und
 - d) Personbezogene Faktoren.«

(Kaltenborn 2007, S. 54)

²¹ Vgl. Osbah 2003, S. 90f.

²² Vgl. Jantzen 1976, S. 23f. und 2005, S. 8

Nach WHO (ICF 2001) wurde der Begriff „Behinderung“ einschließlich „geistige Behinderung“ auf zwei Ebenen definiert.

Als erster Teil sind Körperfunktionen und -strukturen, *die physiologischen Funktionen von Körpersystemen einschließlich der psychologischen Funktionen und die anatomischen Teile des Körpers, wie Organe und Gliedmaßen* aufführen, zu verstehen.²³ Zudem beschreibt die Aktivitäts- und Partizipationsperspektive einen *persönlichen und gesellschaftlichen* Spielraum, inwieweit die die Behinderung tragenden Menschen ein aktives, unabhängiges und selbstbestimmtes Leben führen können.²⁴ Als zweiter Teil weisen Umweltfaktoren auf *die materielle, soziale und einstellungsbezogene Umwelt* wie die Wohnformen und sozialen Netzwerke usw. hin.²⁵ Schließlich werden personenbezogene Faktoren, individuelle sowie spezielle Lebenssituationen wie das Geschlecht, Alter, der Lebensstil und der soziale Hintergrund usw. genannt.²⁶ Die Definition weist darauf hin, dass sie in der Interaktion zwischen dem individuellen Subjekt und seiner Umwelt besteht und aus diesem Grund die Verantwortung für das „Behindert-Sein“ in den gesamten Kontextprozessen liegt.

Neben diesen entwicklungsorientierten Definitionserklärungen werden die Menschen mit geistiger Behinderung nicht mehr als „unfähige Personen“ für die Entwicklung betrachtet. Nach FEUSER werden sie bereits als anpassungsfähige Person eingeordnet, die in ihrer Umwelt – unter den sie beeinträchtigenden Bedingungen – eine eigene Existenz erhalten können.

»In Fortsetzung der anskizzierten Gedankengänge könnten wir (übergehen wir viele dazu notwendige Zwischenschritte und Ausführungen) schließlich aussagen, daß was uns als Krankheit körperlicher und/oder psychischer Art bzw. als Behinderung erscheint, Ausdruck systemintegrativer Balancierungen von Ausgangs- und Randbedingungen eines sich fern vom Gleichgewicht organisierenden und strukturierenden lebendigen Systems sind. [...] Was wir als „Behinderung“ fassen und an einem Menschen gering achten oder gar abqualifizieren, in der Regel aber als defizitär betrachten, ist Ausdruck einer Kompetenz; Ausdruck der Kompetenz, (autokompensatorisch und autoregulativ) lebensbeeinträchtigende (bio-psycho-soziale) Bedingungen zum Erhalt der individuellen Existenz im jeweiligen Milieu ins System zu integrieren.«

(Feuser 1996, S. 23)

Entsprechend dieser Ansicht können die betroffenen Menschen als aktive Subjekte verstanden werden, die sich entwickeln und in der „normalen“ Gesellschaft sinnvoll selbst handeln können. Menschen mit geistiger Behinderung lassen sich nach diesem Verständnis als leistungskompetente „Könner“ ansehen.

²³ Vgl. Kaltenborn 2007, S. 54

²⁴ Vgl. ebd.

²⁵ Vgl. ebd.

²⁶ Vgl. ebd.

Neben diesem Perspektivwechsel bei der Definition und dem Menschenbild sollte die kommunikative und offene Haltung gegenüber dem betroffenen Personenkreis in der Gesellschaft gefordert werden, um die Balance der gesamten Kontextprozesse zwischen dem Subjekt und seiner Umwelt zu halten. Die *Schwäche der Eigenposition* von Menschen mit geistiger Behinderung ist in der Gesellschaft nicht mehr logisch anzunehmen, denn sie hat sich aufgrund der *unterentwickelten und nicht geförderten Ich-Kompetenz* aus den eingeschränkten und einseitigen pädagogischen Verständnissen sowie Haltungen entwickelt und die Betroffenen zum „Behindert-Sein“ geführt.²⁷

²⁷ Vgl. Speck 2001, S. 17

2 Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung

Diese entwicklungsorientierte und gesellschafts- sowie umweltrelevante, systematische sozialkonstruktivistische Perspektive ermöglicht dem betroffenen Personenkreis weitere angemessene gesellschaftliche und pädagogische Handlungsmöglichkeiten wie die gemeinschaftliche Berücksichtigung durch Mitmenschen und den gesellschaftlichen Umstrukturierungsversuch, wie die Veränderung der Bedingungen der Lebenssituation.²⁸ Dadurch sind die Betroffenen in der Lage, zum einen die Chance zum Zusammenleben durch die gesellschaftliche Anerkennung wahrzunehmen. Zum anderen kann durch die Offenheit der zukunftsorientierten pädagogischen Förderungs- und Unterstützungsmaßnahmen das Recht auf die menschliche Entwicklung und das menschenwürdige Leben gesichert werden.

Die Betroffenen, die diese Arbeit thematisiert, haben unterschiedliche Schwierigkeiten sowohl bei den alltäglichen praktischen Tätigkeiten als auch in der gesellschaftlichen Interaktion bei der Kommunikation und den Verhaltensweisen. In gewissem Grade ist deshalb die Abhängigkeit von anderen Personen unausweichlich, die in den traditionellen Definitionskonzepten der so genannten „geistig Behinderten“ eine zentrale Rolle spielt.

Jedoch formuliert sich die Abhängigkeit der Betroffenen im betreuten Wohnen in einer anderen Weise, das heißt, sie führen in der „normalen“ Gesellschaft ihr alltägliches Leben. Dies stellt sich mithilfe ambulanter Unterstützung und den unterschiedlichen gesellschaftlichen Ressourcen als relativ unkompliziert dar. In diesem Kontext werden sie nicht als „geistig Behinderte“, sondern als Mitmenschen und Nachbarn beschrieben, um die gemeinsame Interaktion in funktionierenden gesellschaftlichen Systemen bzw. Strukturen zu ermöglichen.

In diesem Kapitel wird versucht, die neue Perspektive der Definition der „geistigen Behinderung“ und ein entsprechend umstrukturiertes Menschenbild aufzuzeigen. Dies geschieht im Hinblick auf die sozio-ökologische Räumlichkeit „Wohnen“. Die Situation des Wohnens kann – als eine grundlegende Lebenskonstellation – die greifbare gesellschaftliche Bedeutung repräsentieren.

Zuerst wird im folgenden Abschnitt ein allgemeiner Überblick zu den Wohnformen und -situationen von Menschen mit geistiger Behinderung gegeben und anschließend mit Bezug auf die Untersuchung die Wohnsituation des betreuten Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung in Hessen vorgestellt.

²⁸ Vgl. Suhrweier 1999, S. 24

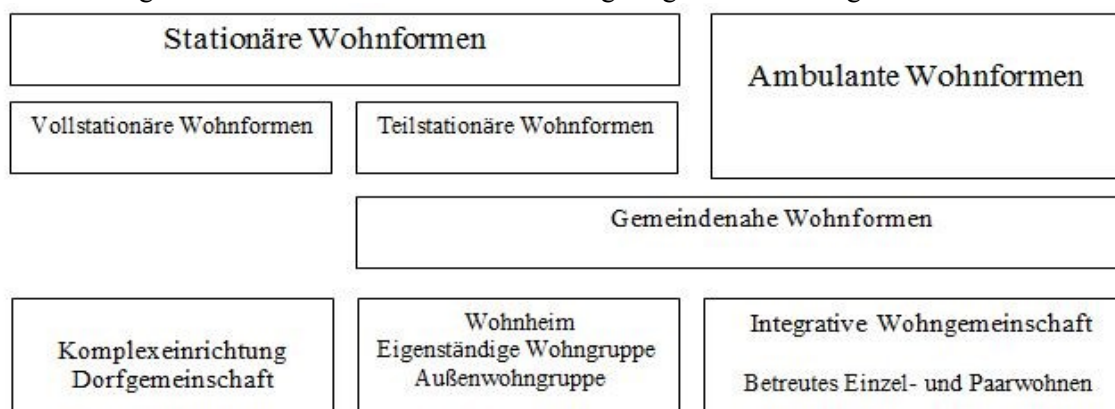
Hiermit kann veranschaulicht werden, inwiefern der entwicklungsorientierte Gedanke in der konkreten Praxis umgesetzt wird und welche tendenziellen Merkmale sich bezüglich des betreuten Wohnens in Hessen für die vorliegende Arbeit ergeben.

Die weiteren allgemeinen Theorien für das Wohnen in Bezug auf seine Bedeutung und Funktion werden im empirischen Untersuchungsabschnitt „6.1 Das Wohnen“ im Kapitel „6 Alltagsleben“ detailliert erläutert, um ihre Bedeutsamkeit und ihre Konkretheit in der wirklichen Situation sinngemäß aufzuzeigen.

2.1 Wohnformen und allgemeine Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung

Zunächst sollen die Wohnformen für Menschen mit geistiger Behinderung vorgestellt werden. Sie sind zum einen nach der räumlichen Lebensstruktur in geschlossene und offene Wohnform zu unterscheiden. Zu den geschlossenen Wohnformen zählen Anstalten, Pflegeheime und Dorfgemeinschaften. Unter den offenen Wohnformen können Wohngruppe oder Wohngemeinschaft und die eigene Wohnung eingeordnet werden. Eine weitere Differenzierung lässt sich sie nach dem Betreuungsbedarf sowie den Versorgungsstrukturen von der vollstationären *Rund-um-die-Uhr*-Betreuung bis hin zur ambulanten Betreuung wie die der stundenweisen Betreuung pro Woche vornehmen.²⁹ Um die gesamte Spannweite der beschriebenen Wohnformen zu überblicken, werden diese in Abbildung 1 zusammengefasst.

Abbildung 1: Wohnformen für Erwachsene mit geistiger Behinderung im Überblick³⁰



²⁹ Vgl. Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen 2001, S. 81f.

³⁰ Dworschak 2004, S. 21

Diese Abbildung verdeutlicht die üblichen relevanten Wohnformen, in denen die polarisierende Spannweite von Menschen mit geistiger Behinderung untergebracht ist.

Jedoch fehlen in dieser Abbildung sowohl die Darstellung der Fehlplatzierungen beispielsweise in Alten- und Altenpflegeheimen von Menschen mit Behinderung³¹ als auch eine Wohnform, in der der überwiegende Teil der Menschen mit geistiger Behinderung wohnt: die Wohnform zusammen mit Eltern und Angehörigen. Aufgrund fehlender bzw. ungenauer statistischer Angaben ist es schwierig, die aktuelle Wohnsituation mit Eltern und ihren Angehörigen zu eruieren.³² Jedoch ist zu vermuten, dass die meisten unverheirateten Menschen mit geistiger Behinderung bei ihren Angehörigen oder Eltern wohnen. Diese These stützt sich auf beispielhafte Angaben und andererseits auf den Rückschluss, dass nur wenige dieser Menschen in den öffentlichen Wohnformen aus dem obigen Überblick erfasst sind, obwohl im Jahr 2002 schätzungsweise rund 450.000 Menschen mit geistiger Behinderung in Deutschland lebten.³³

»Ein Anteil von nahezu der Hälfte der geistigbehinderten Erwachsenen wohnen im Elternhaus oder bei Geschwistern.«

(Walter 1987, S. 73)

»Ein großer Teil behinderter Erwachsener wohnt im Elternhaus, von den geistig behinderten Menschen nach einer Schätzung 70 v. H.; der Hilfebedarf wird hier in der Regel durch Familienangehörige gedeckt, während ambulante Hilfen seltener in Anspruch genommen werden, da diese zum Teil nicht verfügbar sind oder dem individuellen Hilfebedarf nicht entsprechen.«

(Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung 1994, S. 67)

Der Grund für das lange Verbleiben bei den Eltern ist einerseits der Mangel an passenden Wohnangeboten.³⁴ Zum anderen findet sich die Begründung in Ablösungsproblemen seitens der Eltern, die glauben, dass ihre Kinder in der Familie eine bessere Betreuung erfahren, als dies in einer anderen Wohnform der Fall ist.³⁵

Durch diesen Infantilierungsprozess werden Abhängigkeiten und Fremdbestimmung zwangsläufig alltäglich praktiziert. Die Menschen mit geistiger Behinderung werden durch

³¹ Vgl. Brings/Rohrman 2002, S. 146

Ende 1996 lebten in Hessen 1406 Menschen unter 60 Jahren in Alten- und Pflegeheimen fehlplatziert.

³² Vgl. Seifert 1995, S. 75 und vgl. Gusset-Bährer 2002, S. 11

³³ Vgl. Gusset-Bährer 2002, S. 11 und vgl. Bundesvereinigung Lebenshilfe e. V.: Aufgaben und Ziele der Lebenshilfe.

³⁴ Vgl. Seifert 1995, S. 75

³⁵ Vgl. Seifert 1997, S. 57

die fehlende Selbstständigkeit als „Nichterwachsene“ betrachtet. Der naive elterliche Glaube bewirkt, dass sich ihre „behinderten“ Kinder nicht von ihrem Heim lösen können und lebenslang auf die elterliche Hilfe angewiesen sein werden.³⁶

Trotz dieser verbreiteten Praxis ist die Trennung von den Eltern naturgemäß vorprogrammiert und unausweichlich, denn die elterlichen Bezugspersonen können mit steigendem Lebensalter die Versorgung nicht dauerhaft übernehmen.³⁷ Angesichts der verzögerten Trennung von den Eltern und Angehörigen geraten Menschen mit geistiger Behinderung häufig in Schwierigkeiten, weil sie nur über mangelnde Erfahrung zum selbstständigen Leben verfügen, da die Chancen zum Ausüben der Selbstständigkeit bei ihren Familien meist begrenzt wurden. Außerdem wird durch die Abhängigkeit und Fremdbestimmung die Möglichkeit zur Erweiterung des Bezugspersonenkreises, aktiven Lebensumständen sowie sexuellen Erfahrungen als Erwachsene ignoriert,³⁸ die für das normale menschliche Leben als selbstverständlich betrachtet werden und von den Betroffenen selbst ausgesucht, ausprobiert und entschieden werden sollen.

Laut Statistiken des Forschungsprojekts „Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung in Einrichtungen“ im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1995 leben Menschen mit geistiger Behinderung – nach der Unterbringung in der Familie – am zweithäufigsten in Wohnheimen. Diese Wohnform ist durch Institutionalisierung charakterisiert und häufig von Fremdbestimmung geprägt. Die Entscheidungen in Institutionen wie einem Wohnheim werden oft »zwangsläufig zentralisiert und generalisiert. [...] Das Leben, Lernen und Arbeiten von Menschen mit geistiger Behinderung ist auf diese Weise fremdbestimmt, denn es ist festgelegt, wie und wo sie zu leben haben (das heißt bei den Eltern oder im Heim) [...]« (Harnack 1996, S. 52). Nach der Angabe des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung wohnten 1995 67 % der Menschen mit geistiger Behinderung, die außerhalb der Familie wohnen, in Wohneinrichtungen.³⁹

Obwohl der Ausbau individueller Wohnformen für Menschen mit Behinderung aktuell im Fokus der Diskussionen steht, steigt die Anzahl der Heimunterbringungen ständig. »Von Jahr zu Jahr erreicht die Zahl der Heimplätze für Behinderte in Deutschland neue Rekordhöchststände. Sie stieg zwischen 1991 und 2003 um 73 Prozent von 103.519 auf 178.924. Neuere

³⁶ Vgl. Harnack 1997, S. 50f.

³⁷ Vgl. Fornefeld 2002, S. 140

³⁸ Vgl. Suhrweier 1999, S. 101

³⁹ Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1995, S. 32

Zahlen liegen bundesweit nicht vor; ohnehin fällt auf, dass die Heimstatistik in den letzten Jahren immer unpräziser geführt wird« (Rohrman 2007, S. 151).⁴⁰

Diese Tendenz lässt sich nach Angaben der Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS) bestätigen, die die tendenziell steigende Zahl stationärer Einrichtungen in fast allen Bundesländern belegt.⁴¹ Im Weiteren beträgt der Anteil der Menschen mit geistiger Behinderung und geistig mehrfacher Behinderung an der Eingliederungshilfe im stationären Wohnen über 65 % aller Leistungsempfänger.⁴² Dabei weist die Statistik auch darauf hin, dass die Menschen mit geistiger Behinderung nach wie vor als der größte beteiligte Personenkreis im stationären Wohnen repräsentiert sind.⁴³

Die Unterbringung in Behinderteneinrichtungen trägt unausweichlich die grundlegende Problemstellung in sich. Sie kann den Verlust der Privatautonomie und die Vernachlässigung individueller Bedürfnisse für diesen Personenkreis verursachen, denn ihr Alltag wird der Leitung von zentralen institutionellen Verwaltungs- und Versorgungssystemen untergeordnet und nach diesen Prämissen organisiert.⁴⁴

Es ist festzustellen, dass nur wenige Menschen mit geistiger Behinderung die Möglichkeit zur Selbstentscheidung bei der Wahl der Wohnform haben: Ihr Leben wird von anderen Akteuren fremdbestimmt.⁴⁵ Die Option der Selbstbestimmung ist besonders bei der offenen Wohnform wie im ambulanten betreuten Wohnen sowohl alleine oder auch als Paar in einer Einzelwohnung sowie in Wohngemeinschaften gegeben, die die individuellste Wohnform für Menschen mit geistiger Behinderung darstellt.⁴⁶

2.2 Betreutes Wohnen in Hessen für Menschen mit geistiger Behinderung

Das betreute Wohnen in Hessen, dessen Vielfalt sich von stationären Wohnformen wie stationärem begleitetem Wohnen bis hin zu ambulanten Wohnformen wie betreutem Gruppenwohnen, begleitetem Wohnen in der Familie/psychiatrische Familienpflege und betreutem Ein-

⁴⁰ Vgl. Abbildung 1 im Anhang

⁴¹ Vgl. Abbildung 2 im Anhang

⁴² Vgl. Abbildung 3 im Anhang

⁴³ Vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS) 2004, S. 27

⁴⁴ Vgl. Fornefeld 2002, S. 135, 141

⁴⁵ Vgl. ebd. S. 143

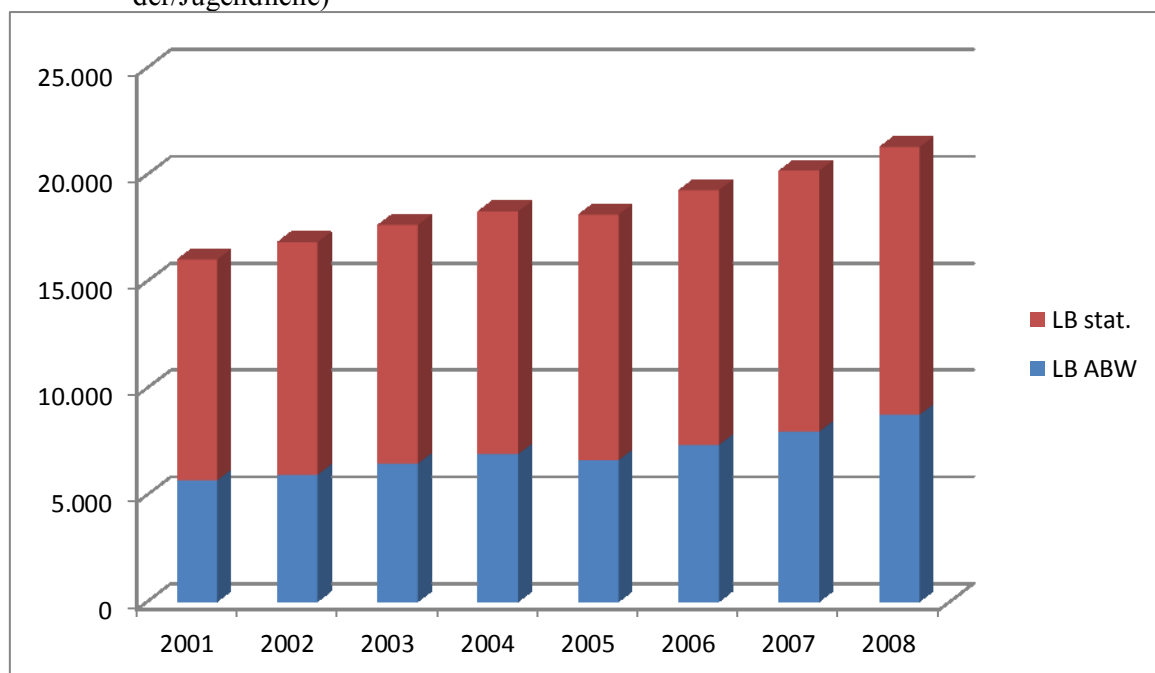
⁴⁶ Vgl. Dworschak 2004, S. 25

zelwohnen erstreckt,⁴⁷ wurde 1986 durch den Landeswohlfahrtsverband (LWV) eingeführt, der als überörtlicher Sozialhilfeträger, Planer und Organisator sowie Kostenträger fungiert.⁴⁸

Laut Angaben der BAGüS lag der Anteil des betreuten Wohnens im Vergleich mit den stationären Wohnformen im Jahr 2004 bundesweit bei 23,1 %, davon entfielen 37,8 % auf das Bundesland Hessen. Nach Angaben zum Jahr 2008 stieg der Anteil des betreuten Wohnens in Hessen auf 41,1 %. Entsprechend diesen statistischen Verhältnissen ist das betreute Wohnen in Hessen weiter ausgebaut als in den anderen Bundesländern.⁴⁹

Trotz des weiteren Ausbaus des betreuten Wohnens in Hessen leben die meisten Menschen mit geistiger Behinderung ebenfalls in Wohnheimen. Dies kann durch die Entwicklungstendenz des Verhältnisses der Leistungsberechtigten im stationär und ambulant betreuten Wohnen bestätigt werden (Tabelle 1).

Tabelle 1: Entwicklung des Verhältnisses der Leistungsberechtigten im stationär und ambulant betreuten Wohnen in Hessen von 2001 bis 2008 (nur Leistungen für Erwachsene, ohne Kinder/Jugendliche)⁵⁰



Nach Angaben des Hessischen Landtags belief sich die Zahl der Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung in Wohnheimen in Hessen Ende des Jahres 2003 auf insgesamt 7.762.⁵¹

⁴⁷ Vgl. Landeswohlfahrtsverband Hessen (Hrsg.) 2006, S. 10f.

⁴⁸ Vgl. Landeswohlfahrtsverband Hessen (Hrsg.) 2005, S. 3f.

⁴⁹ Vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS) 2009, S. 42

⁵⁰ Vgl. Eigene Darstellung auf Grundlage der Tabelle der Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS) 2009, S. 42

Dagegen waren 1.855 vereinbarte Plätze im betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung vorhanden. Davon betrug die Fallzahl nur 1.625 (Tabelle 2).

Tabelle 2: Vereinbarte Plätze im betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung und Fallzahl in Hessen 2002 bis 2005⁵²

Vereinbarte Plätze im betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung			
30.11.2002	30.11.2003	30.11.2004	30.11.2005
1,672	1,855	2,059	2,205
Fallzahl			
Trägerangaben aus Umfrage			LWV-Daten
1,434	1,625	1,777	1,734

Obwohl der gesamte Anteil der Leistungsberechtigten im betreuten Wohnen nur 34,7 % betrug (Abbildung 4 im Anhang),⁵³ blieb der Anteil der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen in Hessen konstant bei ca. 26 % im Vergleich zu den Menschen mit anderen Behinderungen im Jahr 2004 und im Jahr 2008 (Tabelle 3).

Tabelle 3: Vergleich der Fallzahl von Menschen mit geistiger Behinderung im Jahr 2004 und 2008 in Hessen⁵⁴

	2004		2008	
	gesamte Fallzahl	Menschen mit geistiger Behinderung	gesamte Fallzahl	Menschen mit geistiger Behinderung
stationär sowie Wohnheim	12,600	65,03 % (ca. 8,194)	13,797	63,4 % (ca. 8,747)
Betreutes Wohnen	6,912	(ca. 25,6 %) 1,772	8,751	25,7% (ca. 2,258)

Nach dieser statistischen Angabe ist zu erkennen, dass die tatsächliche Fallzahl von Menschen mit geistiger Behinderung für betreutes Wohnen nur im geringeren Maß zugenommen hat, demnach wohnen die Betroffenen in Hessen meistens noch in einem institutionalisierten Wohnheim.

Das zweite Merkmal des betreuten Wohnens in Hessen zeigt sich in der Entwicklung des Alterungsprozesses von Menschen mit geistiger Behinderung. Nach Datenlage des LWV in Hessen ist die Mehrzahl der Betroffenen im Alter zwischen 22 und 45 Jahre (Tabelle 4 und

⁵¹ Vgl. Hessischer Landtag, 16. Wahlperiode Drucksache 16/1994 am 04.08.2004. Siehe Tabelle 2 im Anhang

⁵² Vgl. Interne Daten vom LWV in Hessen.

⁵³ Vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS) 2009, S. 41

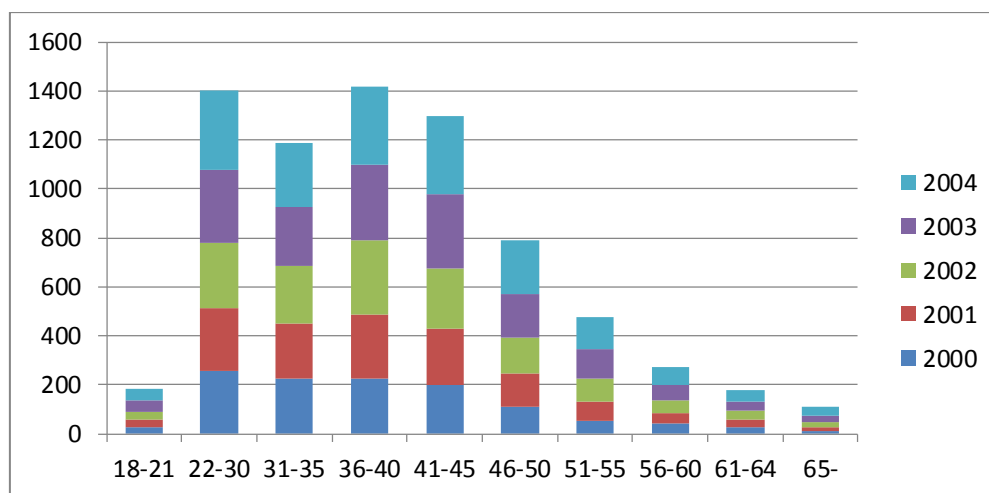
⁵⁴ Vgl. ebd. S. 39, 42

Abbildung 2). Die Prozentzahl dieser Altersgruppe betrug im Jahr 2000 77 % und sank allmählich bis auf 69 % im Jahr 2004. Im Gegensatz zu diesem Prozess zeigt sich der Anteil der Altersgruppe zwischen 46 und über 65 Jahre leicht zunehmend. Der Anteil dieser Betroffengruppe nahm von 2000 bis 2004 von 21 % auf 28 % zu.

Tabelle 4: Alter und Geschlecht der KlientInnen im betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung⁵⁵

Alter und Geschlecht der KlientInnen																			
Personenkreis	(Alle)		ZGM 206																
RM	(Alle)																		
Aktenzeichen	(Alle)																		
Anzahl - Aktenzeichen	Umfragejahr		Geschlecht																
	2000		2000		2001		2001		2002		2002		2003		2003		2004		2004
Altersklassen	männlich	weiblich	Ergebnis	männlich	weiblich	Ergebnis	männlich	weiblich	Ergebnis	männlich	weiblich	Ergebnis	männlich	weiblich	Ergebnis	männlich	weiblich	Ergebnis	
18 bis 21 Jahre	15	10	25	21	11	32	20	14	34	26	18	44	34	14	48				
22 bis 30 Jahre	144	112	256	143	112	255	158	108	266	170	132	302	186	139	325				
31 bis 35 Jahre	119	108	227	121	104	225	126	106	232	137	104	241	142	119	261				
36 bis 40 Jahre	115	112	227	141	118	259	164	138	302	175	136	311	181	137	318				
41 bis 45 Jahre	121	79	200	134	94	228	146	103	249	172	131	303	181	136	317				
46 bis 50 Jahre	62	50	112	75	61	136	79	65	144	106	74	180	122	94	216				
51 bis 55 Jahre	33	22	55	44	32	76	54	42	96	67	51	118	79	51	130				
56 bis 60 Jahre	24	17	41	26	17	43	32	20	52	36	27	63	39	36	75				
61 bis 64 Jahre	13	14	27	15	15	30	23	17	40	20	15	35	27	18	45				
65 Jahre oder älter	8	3	11	10	7	17	10	8	18	16	11	27	20	17	37				
Gesamtergebnis	654	527	1.181	730	571	1.301	812	621	1.433	925	699	1.624	1.011	761	1.772				

Abbildung 2: Diagramm zum Alter der KlientInnen des LWV zwischen 2000 bis 2004⁵⁶



⁵⁵ Vgl. Interne Daten vom LWV in Hessen.

⁵⁶ Eigene Darstellung nach internen Daten vom LWV in Hessen.

Die Ursache für diesen Anstieg ist, dass die Menschen, die schon im betreuten Wohnen leben und statistisch erfasst sind, älter geworden sind. Außerdem zeigt die folgende Tabelle, dass die Zahl der KlientInnen weiter steigt, die über zehn Jahre im betreuten Wohnen verbleiben. Hierbei ist darauf hinzuweisen, dass die KlientInnen im betreuten Wohnen aufgrund des zunehmenden Betreuungsaufwandes bzw. ihrer Pflegebedürftigkeit im Alterungsprozess ins Heim zurücküberwiesen werden können (Tabelle 5).

Tabelle 5: Die Aufenthaltszeit der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen⁵⁷

Anzahl - Aktenzeichen Wie lange im betreuten Wohnen	Umfragejahr				
	2000	2001	2002	2003	2004
Weniger als 1 Jahr	178	164	183	262	258
1	135	191	181	186	252
2	155	154	170	168	170
3	168	134	145	163	143
4	132	142	123	135	153
5	127	143	129	108	123
6	78	108	142	131	106
7	50	63	105	122	127
8	64	55	57	101	110
9	30	64	50	62	92
10 Jahre oder länger	63	83	149	186	237
Gesamtergebnis	1.180	1.301	1.434	1.624	1.771

Ein drittes Merkmal der Wohnsituation kennzeichnet die Art des betreuten Wohnens in Hessen: Über die Hälfte der KlientInnen, 960 Personen (59,1 %) lebt alleine in Einzelwohnungen. Diese Wohnform birgt die Gefahr, dass sich Isolations- und Ausgrenzungsbestrebungen aufbauen können (Tabelle 6).

Tabelle 6: Wohnart der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen⁵⁸

Anzahl - Aktenzeichen		Umfragejahr			
2a: Art des Betreutn Wohnens?	2b: Form des Betreuten Einzelwohnens	2000	2001	2002	2003
im betreuten Einzelwohnen	Betreuung in der Ehe/Partnerschaft	88	72	90	90
	Betreuung in der Familie	18	14	16	19
	weder noch	636	742	811	960
im betreuten Einzelwohnen Ergebnis		742	828	917	1.069
in einer betreuten Wohngemeinschaft	(Leer)	439	473	517	555
in einer betreuten Wohngemeinschaft Ergebnis		439	473	517	555
Gesamtergebnis		1.181	1.301	1.434	1.624

⁵⁷ Interne Daten vom LWV in Hessen

⁵⁸ Ebd.

Aus diesen Kennzeichen der Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen in Hessen wird deutlich, dass die Umsetzung entwicklungsorientierter Gedanken in der Praxis nur geringfügig realisiert wird, dies belegt die Situation der fehlenden anerkannten Plätze für das betreute Wohnen. Somit konnte nachgewiesen werden, dass die Menschen mit geistiger Behinderung in Hessen über die betreuten Wohnangebote nicht selbst entscheiden und das Leben im betreuten Wohnen nicht verwirklichen können, obwohl der Rechtsanspruch auf einen Platz im betreuten Wohnen von Seiten der Betroffenen vorhanden ist.⁵⁹

»Sie leben in Hessen und können nicht allein wohnen, weil Sie eine Behinderung haben. Dann haben Sie das **Recht auf Hilfe beim Wohnen**. So können Sie auch in einer eigenen Wohnung wohnen. Bei Dingen, die Sie nicht allein können, helfen Ihnen Fachleute. Das nennt man **Betreutes Wohnen**. Sie können im **Betreuten Wohnen auch mit Ihrem Partner** oder mit Freunden zusammen wohnen. Das entscheiden Sie selbst. Das **Betreute Wohnen** wird von vielen Stellen angeboten. Diese Stellen nennt man Träger. Ein Träger ist die Diakonie oder die Lebenshilfe. Wenn Sie in einer eigenen Wohnung leben, können Sie viele Dinge selbst bestimmen. Sie entscheiden selbst, was Sie essen möchten. Sie entscheiden auch, wann Sie Ihre Wäsche waschen.«
(Landeswohlfahrtsverband 2009, S. 10)

Zusammenfassend war es mithilfe der obigen statistischen Angaben möglich aufzuzeigen, dass einerseits die Anzahl der älter werdenden Betroffenen im betreuten Wohnen in Hessen im Lauf der Zeit ansteigen wird und dass andererseits die meisten Betroffenen allein wohnen. Daraus ergibt sich die Fragestellungen, wie z. B. zunehmende Bedürfnisse der Pflegehilfe für ältere Betroffene abgedeckt werden können und wie möglichen Problemstellungen, z. B. Isolation und Einsamkeit vorzubeugen, von den Betroffenen selbst entgegenzuwirken ist.

⁵⁹ Vgl. Urban 1997, S. 80

3 Selbstbestimmtes Leben für Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen

In diesem Teil geht es um den Schlüsselbegriff vom „selbstbestimmten Leben“. Zielführend erfolgt zunächst eine Zusammenfassung grundlegender Gedanken zum selbstbestimmten Leben für Menschen mit geistiger Behinderung aus verschiedenen Konzepten und Ansätzen wie dem Normalisierungsprinzip, der Empowerment-Bewegung, der Inklusion und der UN-Menschenrechtskonvention.

Durch den Überblick über die Grundgedanken wird im Weiteren versucht, den Begriff „Selbstbestimmung“ zu definieren und die Merkmale des selbstbestimmten Lebens zu bestimmen. Diese Operationalisierung ermöglicht es, in der folgenden empirischen Untersuchung das selbstbestimmte Leben in der alltäglichen Lebenssituation der Betroffenen im betreuten Wohnen zu betrachten und die Problemstellung zu fokussieren.

3.1 Die Leitideen des selbstbestimmten Lebens

3.1.1 Das Normalisierungsprinzip

Der Normalisierungsgedanke entstand in den 1950er Jahren in Dänemark aus der Kritik an der menschenunwürdigen Lebenssituation durch soziale Isolation und Verlust der Privatsphäre von Menschen mit geistiger Behinderung und psychisch Kranken, die in großen Heimen wohnten.⁶⁰ Gegen das traditionelle und als Aussonderung fremdbestimmt organisierte und etablierte Unterbringungs- und Betreuungssystem entwickelte sich eine Widerstandsbewegung. Sie forderte anstelle dieser Aussonderung eine Normalisierung in allen Lebensbereichen wie der Bildung, dem Wohnen und der Arbeit.⁶¹

Das Gedankengut verbreitete sich mit unterschiedlicher Akzentuierung schnell in die skandinavischen Länder und in die USA. THIMM erklärt das Kennzeichen dessen US-amerikanischen Ansatzes wie folgt.

»Unter ausdrücklicher Berufung auf die beiden »Väter« des Normalisierungsprinzips, Bank-Mikkelsen und Nirje, legt Wolfensberger 1972 eine neue Definition vor. Dabei nimmt er zwei entscheidende Erweiterungen vor: Er hält das Normalisierungsprinzip für universell anwendbar auf alle Menschen/Gruppen, die sich einer gesellschaftlichen Abwertung ausgesetzt sehen (de-

⁶⁰ Vgl. Heimlich 2003 S. 122

⁶¹ Vgl. Wacker 2011, S. 87ff.

valued people and groups) und versucht eine Einbindung in soziologische Erklärungszusammenhänge.«

(Thimm et. al. 2005, S. 93f.)

BANK-MIKKELSEN und NIRJE setzen sich dabei mit dem US-Ansatz wie z. B. dem „Normalmachen“ von Menschen mit Behinderung und anderen als abweichend interpretierten Menschen⁶² kritisch auseinander.

»Zuerst will ich erwähnen, was das Normalisierungsprinzip auf dänisch nicht bedeutet. Es bedeutet nicht, daß man versuchen will, eine behinderte Person zu einer normalen umformen zu wollen, es hat demzufolge nichts mit Normalität zu tun. Oft wird in der Literatur der Begriff so beschrieben, als ob man den behinderten Menschen zu einer möglichst normalen Person umformen möchte. Z. B. gibt es verschiedene Schriften des amerikanischen Soziologen Wolf Wolfensberger über dieses Thema.«

(Bank-Mikkelsen 1982, S. 108)

Diese revolutionären Ideen, die in den 1970er Jahren auch in Deutschland eingeführt wurden, hatten einen bedeutenden Einfluss auf die bisher vorherrschenden Einstellungen gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung.⁶³

Normalisierung bedeutet nach BANK-MIKKELSEN, Menschen mit geistiger Behinderung ein normales Leben zu gestatten.⁶⁴ Die konkreten prinzipiellen Inhalte sowie Formulierungen für die praktische Umsetzung dieser Normalisierung werden im Folgenden nach NIRJE und WOLFENBERGER veranschaulicht.

NIRJE stellte für die Normalisierung acht wesentliche Prinzipien auf:

1. *»Ein normaler Tagesrhythmus*
2. *Ein normaler Wochenrhythmus*
3. *Ein normaler Jahresrhythmus*

Charakteristisch für einen normalen Jahresrhythmus sind nicht nur der Wechsel der Jahreszeiten sowie spezielle Familientraditionen, sondern auch gesellschaftliche Ereignisse und Festlichkeiten sowie die Riten und Bräuche im Rahmen nationaler und religiöser Feiertage. Solche Feierlichkeiten und Anlässe im Ablauf des Jahres wirken sich aus auf Aktivitäten und Erfahrungen, auf das Essen und die Kleidung, das Leben drinnen und draussen, wie es sich z. B. bei Sportveranstaltungen, bei kulturellen Ereignissen, bei Festen und Feiern innerhalb von Gemeinden und Kirchen beobachten lässt. [...] die Teilhabe an kulturellen, religiösen, politischen oder nationalen Gemeinschaftsveranstaltungen vermittelt wertvolle Erfahrungen in bezug auf Staatszugehörigkeit, Sicherheit und Selbstachtung.

4. *Normale Erfahrungen im Ablauf des Lebenszyklus*

⁶² Vgl. Thimm et. al. 2005, S. 94

⁶³ Vgl. Fronefeld 2002, S. 138

⁶⁴ Vgl. Bank-Mikkelsen, Dänisches Fürsorgegesetz 1959, zit. n. Thimm 2005, S. 14:

»den geistig Behinderten ein so normales Leben wie möglich zu gestatten.«

Normalisierung heisst auch, die normalen Erfahrungen der verschiedenen Entwicklungsstadien im Lebenszyklus machen zu können.

5. *Normaler Respekt vor dem Individuum und dessen Recht auf Selbstbestimmung*
Das Normalisierungsprinzip plädiert dafür, dass die Entscheidungen, Wünsche und Hoffnungen geistig behinderter Menschen sowie deren Selbstbestimmung nicht nur respektiert, sondern auch akzeptiert werden.
6. *Normale sexuelle Lebensmuster ihrer Kultur*
7. *Normale ökonomische Lebensmuster und Rechte im Rahmen gesellschaftlicher Gegebenheiten*
Gemäss dem Normalisierungsprinzip sollten die geistig behinderten Menschen Zugang zu normalen oder speziellen, generellen oder spezialisierten Diensten, Leistungen (Renten, Versicherungen usw.) und Beihilfen haben, wie sie anderen Leuten unter den gleichen Umständen und in der gleichen Situation auch zur Verfügung stehen.
8. *Normale Umweltmuster und -standards innerhalb der Gemeinschaft*
Die Nutzung der Angebote auf dem regulären Wohnungsmarkt – mit Anpassungen an die Bedürfnisse der behinderten Bewohnerinnen und Bewohner –, der öffentlichen Schulen und Arbeitsplätze – entsprechend ihren Verwendungszwecken eingerichtet – und der öffentlichen Verkehrsmittel erweist sich auch vom ökonomischen Standpunkt aus als zweckmässig.«

(Nirje 1994, S. 17ff.)

Im Vergleich zu diesen acht Prinzipien für die Normalisierung nach NIRJE versuchte WOLFENBERGER seine Forderung nach *Normalisierung des Behinderten* auf drei Handlungsebenen und dort in je zwei Dimensionen umzusetzen.⁶⁵

Tabelle 7: Drei Handlungsebenen und zwei Dimensionen nach Wolfensberger⁶⁶

Drei Handlungsebenen	Dimensionen	
	Interaktion	Interpretation
Person: »Beim Menschen mit Behinderung selbst, an seinem äusseren Erscheinungsbild und an seinen Verhaltensweisen« ⁶⁷	1. 1 »Eliciting, shaping, and maintaining normative skills and habits in persons by means of direct physical and social interaction with them« ⁶⁸	1. 2 »Presenting, managing, addressing, labeling, and interpreting individual persons in a manner emphasizing their similarities to rather than differences from others« ⁶⁹
Primäre soziale Systeme: »z. B. Unterstützung der Familien, architektonische Verbesserung von Fördereinrichtungen, dezentrale Unterbringung in Heimen (Bildung kleinerer Wohneinheiten), Verbesserung und Individualisierung von Förderprogrammen, Qualifizierung des Betreuungspersonals u. a. m.« ⁷⁰	2. 1 »Eliciting, shaping, and maintaining normative skills and habits in persons by working indirectly through their primary and intermediate social systems, such as family, classroom, school, work setting, ser-	2. 2 »Shaping, presenting, and interpreting intermediate social systems surrounding a person or consisting of target persons so that these systems as well as the persons in them are perceived as culturally

⁶⁵ Vgl. Thimm 2005, S. 25

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Fronefeld 2002, S. 138

⁶⁸ Wolfensberger 1972, S. 32

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Fronefeld 2002, S. 138

	vice agency, and neighborhood« ⁷¹	normative as possible« ⁷²
Gesellschaftssystem: »z. B. Änderung der Gesetzgebung oder des Sprachgebrauchs« ⁷³	3. 1 »Eliciting, shaping, and maintaining normative behavior in persons by appropriate shaping of large societal social systems, and structures such as entire school systems, laws, and government« ⁷⁴	3. 2 »Shaping cultural values, attitudes, and stereotypes so as to elicit maximal feasible cultural acceptance of differences« ⁷⁵

Das beschriebene Umsetzungsmodell der Normalisierung von WOLFENSBERGER wurde auf Überlegungen des Stigmamanagements von GOFFMANN bezogen. Für ihn stand die Normalisierung im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und individuellen Erscheinungsweisen der Betroffenen. Meistens wurden die Erscheinungsformen von Betroffenen in der Gesellschaft als abweichend von der Norm des sozialen Verhaltens interpretiert, und die Feststellung der Abweichung beinhaltete die Gefahr der Stigmatisierung.⁷⁶ Daher verstand WOLFENSBERGER die Bedeutung der Normalisierung als eine »Aufwertung der sozialen Rolle« (Fronefeld 2002, S. 138), indem die Abweichung und Abwertung der Betroffenen von den gesellschaftlichen Normen durch die Veränderung auf diesen drei Ebenen und in zwei Dimensionen vermieden werden.⁷⁷ Beispielsweise kann die Aufwertung der sozialen Rolle von Menschen mit geistiger Behinderung auf den drei Systemebenen, wie in Abbildung 3 dargestellt, erfolgen.

⁷¹ Wolfensberger 1972, S. 32

⁷² Ebd.

⁷³ Fronefeld 2002, S. 138

⁷⁴ Wolfensberger 1972, S. 32

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Vgl. Thimm 2005, S. 25

⁷⁷ Vgl. Spiegel 1999, S. 79

Abbildung 3: Aktionen zur Aufwertung der sozialen Rolle eines behinderten Menschen (orientiert an Wolfensberger 1986, S. 51) (Thesing 1990, S. 46)⁷⁸

		Aufwertung des sozialen Images	Aufwertung der persönlichen Kompetenz
E B E N E N	Individuum	<ul style="list-style-type: none"> - Form der Anrede „Du“, „Sie“? - Kleidung (Mode, Anstaltskleidung) - Erscheinung (Pflegezustand, modische Frisur) - Erscheinung als Frau, Mann, Kind (siehe Nr. 4 Nirje) 	<ul style="list-style-type: none"> - Training/von Basisfunktionen (selbständig essen und ankleiden) - Sozial anerkannte Fähigkeiten (Nähe und Distanz, Höflichkeit) - Rad fahren können, Hobbies, - Respektierung der Bedürfnisse
	Primäre und intermediäre Systeme (Heim, Familie, Nachbarn)	<ul style="list-style-type: none"> - normaler Tagesrhythmus (Nr. 1 Nirje) - Trennung von Arbeit und Freizeit - Standort der Wohnstätte, Größe (Nr. 8) - eigenes Zimmer (Nr. 2) - normales Haus, normale Wohngegend - Teilnahme am Leben der Gemeinde 	<ul style="list-style-type: none"> - soziale Erfahrungen mit Menschen machen - Nachbarschaftskontakte halten können - angemessene Kontakte zwischen den Geschlechtern - auf Tanzveranstaltungen sich bewegen
	Gesellschaftliche Systeme	<ul style="list-style-type: none"> - Öffentliche Ereignisse, Massenveranstaltungen, z. B. Jahr der Behinderten - Behindertensportfest - Ausstellungen behinderter Künstler 	<ul style="list-style-type: none"> - Arbeitsplatz in der Werkstatt für Behinderte - Verdienst, eigenes Einkommen - normaler Jahresrhythmus - normaler wirtschaftlicher Standard - Sitten, Gebräuche, Feste mitvollziehen

Wie oben gezeigt, ist die Umsetzung der Normalisierung in die verschiedenen Lebensbereiche wie Erziehung, Arbeit und Betreuung von Menschen mit geistiger Behinderung eingedrungen.⁷⁹

Besonders deutlich lassen sich die Bemühungen zur Normalisierung im Bereich des Wohnens beobachten, z. B. bei der Veränderung von großen stationären Einrichtungen hin zu kleineren halbstationären Einrichtungen sowie bei den konkreten Maßnahmen der offenen Sozialhilfe⁸⁰ – der sogenannten ambulanten Hilfe. Die ambulante Hilfe, die durch Wohnassistenten⁸¹ aus

⁷⁸ Vgl. Wolfensberger 2005, S. 172ff.

⁷⁹ Vgl. Bächthold 1992, S. 453

⁸⁰ Vgl. Thimm 2005, S. 22

⁸¹ Vgl. Heimlich 2003, S. 123

wohnnahen Betreuungsstrukturen die Regionalisierung der Hilfen⁸² ermöglichen kann, soll die Selbstbestimmung von Betroffenen unterstützen und fördern.

»Normalisierung als sozialpolitische, sozialadministrative und als pädagogische Leitidee scheint in hohem Maße das System der Hilfen für behinderte Kinder, Jugendliche und Erwachsene beeinflusst zu haben. Das gilt insbesondere in Bezug auf Menschen mit geistiger Behinderung. [...] Das System der Hilfen ist ausgerichtet auf die alltäglichen Lebensbedingungen. Es bahnt sich ein Perspektivenwechsel an von einem Denken, Planen und Handeln, das vornehmlich auf Institutionen gerichtet ist, zu einem funktionsbezogenen Denken, Planen und Handeln, das von alters- und alltagsspezifischen Lebensvollzügen nicht behinderter Menschen ausgeht. Als organisatorische Konsequenzen ergeben sich daraus: Deinstitutionalisierung, Dezentralisierung und Regionalisierung des Hilfesystems. Eine kommunale Ausrichtung der Hilfen für Behinderte ist bezogen auf eine konkrete Wohnbevölkerung (eine Kommune, einen Stadtteil). Sie orientiert sich an anschaulichen Bezugsgruppen und deren spezifischen Bedürfnissen. Das professionelle Handeln ist zunehmend auf gemeindenahе, integrierte, flexible Servicesysteme ausgerichtet, die an den alltäglichen Sozialbeziehungen (den sozialen Netzwerken) von Klienten anknüpfen und nicht primär auf zentralisierte Sondereinrichtungen. Und schließlich: Normalisierung der Lebensbedingungen setzt die umfassende und verantwortliche Beteiligung der Adressaten in allen Bereichen und auf allen Ebenen des Hilfesystems voraus.«

(Thimm 2005, S. 210f.)

Hinsichtlich dieser Leitideen von Normalisierung sind die Perspektivveränderungen bezüglich neuer struktureller und institutioneller Lebens- und Betreuungsbedingungen in den Einrichtungen von Menschen mit geistiger Behinderung wie die *Dezentralisierung*, *Regionalisierung* und *ambulante Dienste* unerlässlich.⁸³

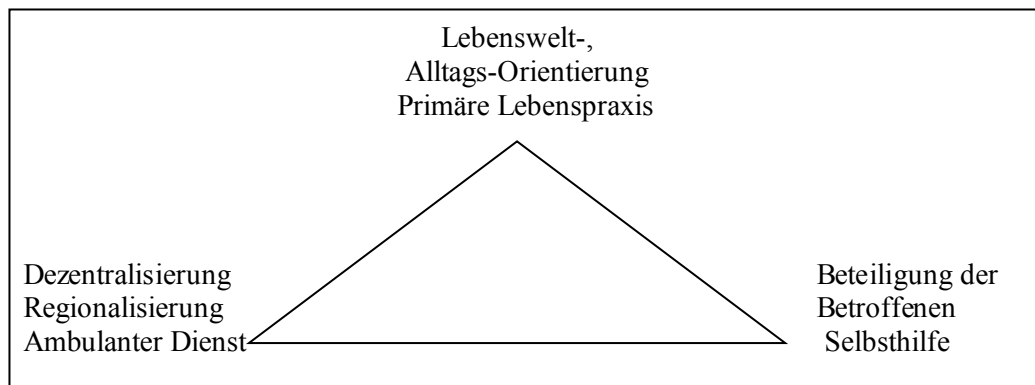
Parallel verweist diese Normalisierungsleitidee auf die Rolle der Betroffenen als wichtige Ausgangspunkte für die Verwirklichung ihrer Normalisierung, sie sind nicht mehr „passive Patienten“ oder „Insassen“ einer Einrichtung, die nicht selbstständig leben und von professionellen Hilfen bevormundet werden sollten, sondern aktive Person, die ihr alltägliches Leben durch einen ambulanten Dienst selber gestalten und an diesem teilnehmen können.⁸⁴ Die erläuterte Perspektive der Normalisierung lässt sich mithilfe der nachfolgenden Abbildung 4 veranschaulichen.

⁸² Vgl. Thimm 2005, S. 22

⁸³ Vgl. Gröschke 2007, S. 242

⁸⁴ Vgl. Thimm 2005, S. 211

Abbildung 4: Perspektiven der Normalisierung⁸⁵



Jedoch gibt es kritische Bemerkungen zu den Gefahren von Missverständnissen bei den Normalisierungsgedanken. Zum einen wurde das Konzept für die Normalisierung innerhalb der »strukturellen Betreuung« (Gaedt 1992, S. 97) in den stationären Einrichtungen angewendet, Leitend war dabei die hartnäckige Illusion, durch die sogenannte „Humanisierung“ der bestehenden Anstalten⁸⁶ statt der ambulanten Unterstützung die alltägliche Normalität von Betroffenen ermöglichen zu können. Zum anderen wird die einseitige Anpassung der Menschen mit geistiger Behinderung angemahnt. Diese Kritik bezieht sich auf eine Fehlinterpretation der Normalisierung als Prämisse des „Normal-Machens“ von Betroffenen.

Die vorgesehene Normalisierung soll sich nach SEIFERT, der sich auf die Kritikpunkte zum Normalisierungsprinzip von THIMM bezieht, zusammenfassend so vorgestellt werden:⁸⁷

⁸⁵ Thimm 2005, S. 211

⁸⁶ Vgl. Gaedt 1984, S. 2

Nach Gaedt sind die Risiken »in anderen Betreuungsformen« wie der offenen Wohnform sowie in der ambulanten Wohnform (sich. Kap. 2.1) besonders schwer zu vermeiden, schwerer als in großen Einrichtungen.

»Ich konzentriere mich dabei auf die Risiken, die mir auch in anderen Betreuungsformen als besonders schwer vermeidbar erscheinen und übergehe die bekannten und oft beschriebenen Mißstände in Großeinrichtungen, weil ich sie für leichter überwindbar halte. Dazu gehören etwa die Gefahren, die aus Isolierung, totaler Versorgung, Klinifizierung, Massenunterbringung, Zwangsmaßnahmen usw. resultieren.«

⁸⁷ Vgl. Thimm et al. 1985, S. 14:

»Der erste, immer wieder zu hörende Einwand unterstellt, daß Normalisierung letztlich nichts anderes bedeute als das »Normalmachen« von Behinderten und anderen als abweichend interpretierten Menschen. [...] Wir halten dieses für eine Fehlinterpretation. Sie verkennt, daß für Wolfensberger im Rahmen seiner kommunikationstheoretischen Vorannahmen ein reziprokes Verhältnis zwischen normalisierenden Mitteln der Hilfen und Förderung für stigmatisierte Menschen und Gruppen und normalisiertem Verhalten und sozialer Akzeptanz besteht [...] bei der Diskussion hebt er hervor, daß sich Normalisierung immer auf die konkreten Lebensumstände (zu denen auch die professionellen Hilfsstrukturen im Umfeld eines Behinderten gehören) und die Förderung kulturell akzeptabler Erscheinungsweisen (und Verhaltensweisen) beziehen müsse, da beide Bereiche nicht getrennt voneinander gedacht werden könnten (1980, S. 90f.) [...] Der zweite Kritikpunkt am Normalisierungsbegriff betrifft nicht nur die Definition und Auffas-

» - Das Normalisierungsprinzip meint nicht die Normalisierung von Menschen mit einer geistigen Behinderung im Sinne der unkritischen Anpassung an gesellschaftliche Standards des alltäglichen Lebens und Verhaltens.

- Normalisierung schließt nicht spezielle Hilfen, Dienste und Einrichtungen aus, kontrolliert diese aber immer wieder unter dem Aspekt, dass sie nicht die lebenslange Abhängigkeit des Hilfeempfängers von vornherein unterstellen und dadurch verfestigen, sondern die Verselbständigung fördern.

- Normalisierung bedeutet nicht die totale physische Integration geistig behinderter Menschen, sondern zielt unterschiedliche Plateaus der sozialen Integration an, die mit dem jeweiligen Entwicklungsstand eines geistig behinderten Menschen korrespondieren.«

(Seifert 1997, S. 37f.)

Nach dieser Erklärung gründet sich Normalisierung nicht nur auf die Ermöglichung von grundlegenden Voraussetzungen sowie Rahmenbedingungen für das selbstbestimmte Leben und Wohnen, wie z. B. eine geeignete Wohnform, sondern umfasst auch die Forderung nach der Betrachtung des Selbstbestimmungswerts durch die aktive Beteiligung der Betroffenen wie die Entscheidungsmöglichkeit für eine Wohnform und die anerkannte Förderung der Entwicklungsmöglichkeit bei der Gestaltung der eigenen Lebensführung.⁸⁸

Trotz der aussichtsreichen Zielsetzungen und deren positiven Auswirkungen ist die Entwicklung des Normalisierungsgedankens in Deutschland als *eine Binnendifferenzierung des weiter rasant wachsenden Versorgungssystems* zu charakterisieren,⁸⁹ das weiterhin auf fremdbestimmten Organisationen sowie Institutionen beruht. Mit dem Ziel der Veränderung dieser Situation wurden in den weiteren Bewegungen verstärkt die initiative Rolle von Betroffenen wie die Selbstvertretung und -hilfe sowie emanzipatorische Machtverhältnisse zwischen Betroffenen und professionellen BetreuerInnen gefordert.⁹⁰

sungen Wolfensbergers. Hier wird grundsätzlich in Frage gestellt, ob die in einer Gesellschaft vorhandenen (›unsere‹) Lebensbedingungen das Ziel eines Reformkonzeptes sein könnten und es wird unterstellt, daß das Normalisierungsprinzip darauf abziele. [...]«

⁸⁸ Vgl. Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen 2001, S. 82

⁸⁹ Vgl. Wacker 2011, S. 89

⁹⁰ Vgl. Wacker 2011, S. 89f.

3.1.2 Empowerment-Bewegung

„Empowerment“ ist ein Begriff, der sich auf die im 19. Jahrhundert entstandene US-amerikanische Bürgerrechtsbewegung der schwarzen Minderheitsbevölkerung bezieht⁹¹, »die mit selbstorganisierten, kollektiven Aktionen gewaltfreien Widerstandes gegen Diskriminierung, gesellschaftliche Benachteiligung und Segregation ethnischer Minderheiten und für soziale Gerechtigkeit und politische Teilhabe« (Simon 1994, 141ff. zusammenfassend übersetzt n. Theunissen/Plaute 2002, S. 15) eintrat.

Da „Empowerment“ ein komplexer Begriff ist, kann er sowohl auf der Basis der wörtlichen Übersetzung als *Selbstbefähigung*, *Selbstbemächtigung*, *Stärkung von Eigenmacht und Autonomie*⁹² aufgefasst werden als auch nach der Grundeinstellung der Empowerment-Bewegung erklärt werden:

»Empowerment meint alle Möglichkeiten und Hilfen, die es Menschen in einer eher machtlosen Situation erlauben, Kontrolle über ihr Leben zu gewinnen, indem sie eigene Stärken im Austausch mit anderen erkennen und sich gegenseitig ermutigen, ihr eigenes Leben und ihre soziale Umwelt zu gestalten.«

(Niehoff 2006, S. 56)

»Der Begriff „Empowerment“ steht für eine neue Philosophie des Helfens, zugleich gilt er aber auch als ein neues Programm; zudem wird er im reflexiven und transitiven Sinne benutzt (sich selbst befähigen und ermächtigen; aber auch jemanden dazu verhelfen, sich zu emanzipieren). Der Begriffsanteil „Power“ bezieht sich zum einen auf politische Macht, zum anderen wird er auch mit Stärke, Kompetenz und Alltagsbewältigung in Verbindung gebracht, sodass mikro- und makrosystemische Ebenen erfasst werden.«

(Saleebey 1997, zit. n. Theunissen 2001², S. 14)

Da der Begriff über einen vielschichtigen Hintergrund in philosophischer Richtung, bei theoretischen Annahmen und Leitideen verfügt, aber auch bezüglich Prozesse, Programme, Konzepte oder Ansätze unterschiedlich angewendet wird,⁹³ ist die Ermessung der evidenten Validität des Begriffs kompliziert. Allerdings setzt sich HERRIGER mit dem Begriff „Empowerment“ in Bezug auf die Empowerment-Bewegung über die bloße Bedeutung hinaus folgendermaßen auseinander: politisch, lebensweltlich, reflexiv und transitiv.

Der Begriff „Empowerment“ bedeutet im ersten Wortsinn die Erschaffung der politischen Macht und deren Beeinflussung entgegen ihrer strukturell ungleichen Verteilung.

⁹¹ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 15

⁹² Vgl. Herriger 2010, S. 13

⁹³ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 11

»In politischer Definition bezeichnet Empowerment *so einen konflikthafte n Prozeß der Umverteilung von politischer Macht*, in dessen Verlauf Menschen oder Gruppen von Menschen aus einer Position relativer Machtunterlegenheit austreten und sich ein Mehr an demokratischem Partizipationsvermögen und politischer Entscheidungsmacht aneignen.«

(Herriger 2010, S. 14)

Als zweiter Wortsinn thematisiert der Begriff die alltägliche Lebenswelt. „Empowerment“ heißt hier das Vermögen von Menschen, mit ihren vorhandenen individuellen Ressourcen ihren Alltag selbst zu bewältigen.

»Verwenden wir diesen zweiten Wortsinn, so meint Empowerment das Vermögen von Menschen, die Unüberschaubarkeiten, Komplikationen und Belastungen ihres Alltags in eigener Kraft zu bewältigen, eine eigenbestimmte Lebensregie zu führen und ein nach eigenen Maßstäben gelingendes Lebensmanagement zu realisieren.«

(Herriger 2010, S. 15)

Die dritte Bedeutung wird mit dem reflexiven Wortsinn verbunden und »damit als Prozess der „Bemächtigung“ von einzelnen oder Gruppen verstanden, denen es gelingt, die Kontrolle über die Gestaltung der eigenen sozialen Lebenswelt (wieder) zu erobern« (Stark 1993, 41).

»Sie befreien sich in eigener Kraft aus einer Position der Schwäche, Ohnmacht und Abhängigkeit und werden zu aktiv handelnden Akteuren, die für sich und für andere ein Mehr an Selbstbestimmung, Autonomie und Lebensregie erstreiten. Empowerment in diesem reflexiven Sinn bezeichnet damit *einen selbstinitiierten und eigengesteuerten Prozeß der (Wieder-)Herstellung von Lebensouveränität* auf der Ebene der Alltagsbeziehungen wie auch auf der Ebene der politischen Teilhabe. Diese Definition betont somit den Aspekt der Selbsthilfe und der aktiven Selbstorganisation der Betroffenen.«

(Herriger 2010, S. 16)

Zuletzt betont „Empowerment“ im transitiven Sinne die Aspekte der Unterstützung und der Rolle von anderen Personen sowie von professionellen BetreuerInnen.

»In den Blick rücken hier die beruflichen Helfer in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der psychosozialen Arbeit, die ihren Adressaten Hilfestellungen bei der Eroberung von neuen Territorien der Selbstbestimmung geben, sie zur Suche nach eigenen Stärken ermutigen und zur Erprobung von Selbstgestaltungskräften anstoßen. Transitive Definitionen richten den Begriffsfokus somit auf den Leistungskatalog der Mitarbeiter psychosozialer Dienste und Einrichtungen, die Prozesse der (Wieder-)Aneignung von Selbstgestaltungskräften anregen, fördern und unterstützen und Ressourcen für Empowerment-Prozesse bereitstellen.«

(Herriger 2010, S. 17)

In den kommenden Ausschnitt werden drei wichtige Empowerment-Bewegungen, die Independent-Living-Bewegung, die Self-Advocacy-Bewegung und das Supported living bzw. Unterstützte Wohnen, zusammenfassend vorgestellt, die auf den in den obigen begrifflichen

Beschreibungen gezeigten Grundsätzen beruhen und als die grundlegenden Bewegungen in Bezug auf das selbstbestimmte Leben von Menschen mit geistiger Behinderung gelten.

3.1.2.1 Independent-Living-Bewegung

Die Independent-Living-Bewegung entstand in den 1960er Jahren an der Universität Berkeley im US-Staat Kalifornien, initiiert vom körperbehinderten Studenten ED ROBERTS und mehreren behinderten Kommilitonen mit dem Plan, ein autonomes Wohnen behinderter Menschen in der Gemeinde zu konzipieren. Die Bewegung entwickelte sich zu einem dichten Netz von Independent Living Centers, vorwiegend für Menschen mit Körper- oder Sinnesbehinderungen. Die Organisation gründet sich auf die folgenden drei Grundsätze.⁹⁴ »Jene, die am besten die Bedürfnisse [behinderter Menschen] kennen und am besten Bescheid wissen, wie man mit den Bedürfnissen umzugehen hat, sind Betroffene selbst; den Bedürfnissen kann man am effektivsten durch umfassende Programme mit einer Vielfalt an Angeboten begegnen, und Betroffene sollten soweit wie möglich in ihre Gemeinde integriert werden [full inclusion]« (Driedger 1989, 21f.⁹⁵ zit. n. Theunissen/Plaute 2002, S. 44).

Die anfänglichen grundlegenden Gedanken der Independent-Living-Bewegung orientierten sich an der Deinstitutionalisierung und Gegen-Medizinierung sowie der Antidiskriminierung für Menschen mit Behinderung, wonach beispielsweise in den großen Einrichtungen die Wohnbedürfnisse, Interessen und Lebenspläne von Betroffenen nur selten berücksichtigt wurden.⁹⁶

Auch in Deutschland fanden parallele Entwicklungen mit der Gründung des „Club 68“ in Hamburg und durch die Veranstaltung des „Krüppeltribunals“ in Dortmund als „Krüppelbewegung“ bis zum Fachkongress in München im Jahr 1982 statt. Darüber hinaus wurden Dienstleistungssysteme für ein ambulantes Wohnen für Menschen mit Behinderung aufge-

⁹⁴ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 44

⁹⁵ Zukas, Hale, „CIL History“, S. 3, Berkeley, Calif., 1976. (Unpublished papers), zit. n. Driedger 1989, S. 21f.:

»1. Those who best know the needs of disabled people and how to meet those needs are disabled people themselves. 2. The needs of the disabled can be met most effectively by comprehensive programs which provide a variety of services. 3. Disabled people should be integrated as fully as possible into their community.«

⁹⁶ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 46

baut.⁹⁷ Beispielsweise ist das der Marburger Verein zur Förderung der Integration Behinderter e. V., der in dieser Zeit zum Vorantreiben des Aufbaus ambulanter Dienste gegründet wurde.⁹⁸

Aufgrund bisheriger negativer Erfahrungen mit bestehenden Hilfeangeboten haben die Menschen mit körperlicher Behinderung und Sinnesbehinderung weiter die Arbeitgeber- und Assistenzgenossenschaftsmodelle entwickelt, die den Betroffenen als Konsumenten oder Kunden von Dienstleistungen verstehen. In den Modellen werden Menschen mit Behinderung als Kunden beschrieben, die selbst entscheiden können, welche und wann sie Hilfe benötigen und wie diese ausgeführt wird. Dadurch bilden sich die folgenden Kompetenzen zum selbstbestimmten Leben heraus:⁹⁹

»Finanzkompetenz (Verfügung über Mittel für Pflege/Assistenz)
Organisationskompetenz (Tagesgestaltungswünsche Betroffener stehen hier im Vordergrund)
Personalkompetenz (Arbeitgeberfunktion bei Auswahl und Einsatz der Helfer)
Anleitungskompetenz (Anleitung von Helfern)
Schulungskompetenz (Selbstqualifizierung) sowie
Wohnkompetenz (Auswahl der Wohnung, des Wohnortes)«

(Theunissen/Plaute 2002, S. 49)

Dies verfolgt die Absicht, die Betroffenen als „Experten in eigener Sache“ für das selbstbestimmte Leben anzuerkennen und darüber hinaus eine eigene Lebensführung mit Wahl- und Kontrollmöglichkeiten zu gewährleisten. Die Wahl- und Kontrollmöglichkeiten sind deshalb unbedingt nötig, um die verantwortliche Person in ihrem Hilfssystem zu stabilisieren und die weitere Selbstvertretungsbewegung zu fördern.¹⁰⁰

3.1.2.2 Self-Advocacy-Bewegung

Obwohl die Independent-Living-Bewegung grundsätzlich für alle behinderten Personen offensteht, wurden Menschen mit geistiger Behinderung nur wenig einbezogen.¹⁰¹ Aus diesem

⁹⁷ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 48 und vgl. Rock 2001, S. 15

⁹⁸ Vgl. Vorstellung auf der Internetseite vom Fib e. V.

⁹⁹ Vgl. Gleiss 2000, S. 72

¹⁰⁰ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 49

¹⁰¹ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 45

Grund versuchen sich Personen mit intellektueller Behinderung gemeinsam für ihre Interessen in Form von selbst organisierten Gruppen einzusetzen.¹⁰²

Ursprünglich stammt die Idee für Self-Advocacy aus Schweden und entwickelte sich in den skandinavischen Ländern sowie auch im angloamerikanischen Sprachraum für den öffentlichen Eintritt der Interessen und Rechte von Menschen mit Lern- oder geistigen Behinderungen. Der entscheidende Fortschritt der Self-Advocacy-Bewegung kam im Zusammenhang mit einer 1973 gegründeten Self-Advocacy-Gruppe aus Oregon. Unter der Self-Advocacy-Bewegung werden die Aufgaben der nichtbehinderten Assistenzakteure („Advisor“) nicht als eine leitende Position in der Gruppe, sondern als Unterstützung und Hilfe für den Betroffenen verstanden, sodass die Betroffenen für sich selbst sprechen können.¹⁰³ Dementsprechend ist zu ermöglichen, dass die Betroffenen als handelnde subjektive Personen eigene Verantwortung durch selbstbestimmte Handlungen übernehmen.

Die berühmte Organisation „People First“ nahmen ursprünglich eine Self-Advocacy-Gruppe in British Columbia in Kanada als Demonstration gegen die gesellschaftliche Stigmatisierung sowie Etikettierung an. In der weiteren Entwicklung wurde im Jahr 1974 die Organisation „People First of Oregon“ gegründet, und in der Folge entstanden zahlreiche Selbstvertretungsgruppen, die ein identisches Ziel und die gleichen Forderungen nach Selbstbestimmung und Gleichberechtigung für Menschen mit geistiger Behinderung stellten.¹⁰⁴

Zur Umsetzung dieser Ziele benötigen die Self-Advocacy-Bewegungsgruppen zwei Maßnahmen. Einerseits umfasste dies Dienstleistungen oder Hilfen wie „Advisor“, die für ihre professionelle Unterstützung notwendig sind.¹⁰⁵ Andererseits zählt hierzu die Befähigung von Menschen mit geistiger Behinderung zu den folgenden vier Leitprinzipien:

- »- Gewinnung eines kritischen (Kontroll-)Bewusstseins der eigenen sozialen und politischen (gesellschaftlichen) Situation [...] dass sie in einer diskriminierenden Welt leben, die sie in ihren Möglichkeiten einschränkt. [...] aufgezeigt wird, dass die Probleme in der Gesellschaft liegen und nicht bei den Betroffenen. Darüber hinaus werden ihnen auch Kenntnisse über Gesetze, Politik und Hilfen vermittelt.
- (Wieder-)Gewinnung eines Vertrauens in die eigenen Stärken und Potentiale und Überwindung eines defizitären Selbstbildes als Resultat sozialer Zuschreibung
- Ermutigung zur Organisation von Self-Advocacy Gruppen und/oder Gruppenmitarbeit im Hinblick auf Erweiterung individueller und kollektiver Empowerment-Kompetenzen
- Sicherung und praxisbegleitende Reflexion der Helfer-Rolle (Advisor) als Koordinator, Mentor und intermediärer Vermittler [...] die Zusammenarbeit mit dem Advisor, der Men-

¹⁰² Vgl. Theunissen 2001, S. 22 und Theunissen/Plaute 2002, S. 53

¹⁰³ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 52ff.

¹⁰⁴ Vgl. Miller/Keys 1996, S. 313, zit. n. Theunissen/Plaute 2002, S. 55

¹⁰⁵ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 58, 60

schen mit geistiger Behinderung niemals als Hilfeempfänger, sondern immer als gleichberechtigte Partner wertschätzen muss [...]«

(Theunissen/Plaute 2002, S. 61f.)

Auf diese Weise will die Self-Advocacy-Bewegung erreichen, dass Menschen mit geistiger Behinderung mehr Kontrolle über ihr eigenes Leben ausüben können, deren Qualität sich durch die gemeinsame und unabhängige Gruppenbildung absichern lässt.¹⁰⁶

3.1.2.3 Supported living – Unterstütztes Wohnen¹⁰⁷

Der Begriff „Supported living“ ist ein Konzept für kleine und gemeindeintegrierte Wohnformen von Menschen mit geistiger Behinderung, das handlungsorientiert auf praktischen Erfahrungen aufbaut. Hauptsächlich bezieht sich das Konzept auf die Selbstbestimmung bzw. Selbstversorgung und Autonomie sowie die gesellschaftliche Teilhabe, die besonders in den Dienstleistungen für Menschen mit geistiger Behinderung eine entscheidende Rolle spielt.¹⁰⁸

Das Konzept von Supported living kennzeichnet folgende vielfältige und handlungsleitende Aspekte:

- »* Personenzentrierung statt „Versorgungsprogramme“ (focus is on people, not programs) [...] orientiert sich grundsätzlich an den Interessen, Belangen, dem tatsächlichen Bedarf einer Person [...]
- * Trennung von Wohnung und Unterstützung (separating of housing from supports) [...] unabhängig eines Anbieters von Unterstützungsleistungen auszuwählen.
- * Wohneigentümer oder Mieter (home ownership, tenancy or leasing) [...] Statusaufwertung soll dadurch insbesondere ihre Unabhängigkeit, Wohn- und Regiekompetenz gestärkt werden.
- * Gesellschaftliche Zugehörigkeit als Bürger mit Rechten und Pflichten (citizenship) [...] scheint dieser Inklusionsaspekt inzwischen selbstverständlich zu sein; hierzulande erfordert er hingegen noch eine intensive Öffentlichkeits- bzw. Aufklärungsarbeit.
- * Größtmögliche Wahl-, Entscheidungs- und Kontrollmöglichkeiten (full choice, decision making and control). Dieser Grundsatz gilt als eine zentrale Komponente für ein selbstbestimmtes Wohnen und Leben in der Gemeinde.
- * Einführung von Unterstützterkreisen; personen- und bürgerzentrierte Planung und individualisierte, flexible Unterstützungsleistungen (circle of supports; person centered planing, individualized and flexible support services, assistance focusing on one person). Das Supported Living bedient sich hiermit methodischer Instrumente und Unterstützungsformen einer modernen Behindertenarbeit.

¹⁰⁶ Vgl. ebd. S. 53

¹⁰⁷ Vgl. Theunissen 2009, S. 375

¹⁰⁸ Vgl. Theunissen 2009, S. 374 und vgl. Lindmeier aus Internetquelle S. 9

- * Nutzung vorhandener „Regeldienste“ und Aufbau informeller Unterstützungsformen in der Gemeinde (services are focused on building natural supports). Neben spezialisierten Diensten sollen informelle Unterstützungssysteme aufgebaut (über Nachbarschaften, volunteers) und allgemeine Angebote in Anspruch genommen werden.
- * Persönliches Budget für Menschen mit Behinderungen (direct payment)
- * Risikoeinschätzung und Unterstützungsmanagement (risk assessment and community living management)
- * Aufbau und Förderung von Beziehungen zu Angehörigen und nichtbehinderten Bürgern (building relationships)
- * Soziale Netzwerk- und vermittelnde Öffentlichkeitsarbeit zur Entwicklung eines „inklusive Gemeinwesens“ (networking, bridge building eines „inklusive Gemeinwesens“ (networking, bridge building, community development and inclusion), um eine Einbettung des Supported Living im Gemeinwesen bzw. in einem Sozialraum zu erreichen, bedarf es sozialer Netzwerk-, Öffentlichkeits- und auch Lobbyarbeit – dieser vor allem im Interesse von Menschen mit Lernschwierigkeiten, die nicht für sich selber sprechen können.
- * Keine Zurückweisung von Menschen mit schwersten Behinderungen bzw. hohem Unterstützungsbedarf und Inklusion für alle (zero rejection and full inclusion)«
(Theunissen 2009, S. 389ff.)

Laut dieser Charakterisierung beruht das Konzept „Supported living“ zum einen auf der Selbstbestimmung und Orientierung am subjektiven und autonomen Menschenbild von Personen mit geistiger Behinderung und intendiert die bedürfnisorientierte und flexible Unterstützung bei den Dienstleistungen für die Verwirklichung ihrer Selbstentscheidung und ihres Rechtes auf ein eigenes Zuhause und den Entscheidungen, wo, wie und mit wem sie leben wollen, welche Unterstützung sie benötigen und wer ihnen assistieren soll.¹⁰⁹

Zum anderen fordert das Konzept die Notwendigkeit eines Gemeindelebens für die gesellschaftliche Teilhabe,¹¹⁰ denn das Konzept birgt im Hinblick auf die sozialräumliche Perspektive ohne die Selbstvertretungsgruppen wie z. B. People First und ohne die informellen sozialen Beziehungen wie z. B. die Nachbarschaft die Gefahr von Isolation des gemeindenahen Wohnens.¹¹¹

»«Ein Teil der Gemeinschaft [Gemeinde oder Gemeinwesen] zu sein bedeutet sinnvolle Beziehungen zu den Mitgliedern zu haben« (Being part of the community means having meaningful relations with community members). Ein Teil der Gemeinschaft zu sein meint, die Funktion als Familienmitglied, Nachbar, Schulkamerad, Freund, zufällige Bekanntschaft, Kirchenmitglied, Käufer, Mitarbeiter oder eine in bestimmter Weise wichtige Person zu übernehmen.«
 »Ein Teil der Gemeinschaft zu sein verlangt eine Rückbesinnung auf gemeinschaftliche Werte (Being part of the community will require a return to communal values) [...] ist es denkbar, dass ein besonderer Fokus auf die Individualität auch verhindert, dass Menschen mit Behinderungen (developmental disabilities) ein Teil der Gemeinschaft werden. Gemeinschaft muss auf das

¹⁰⁹ Vgl. Theunissen 2009, S. 391

¹¹⁰ Vgl. Lindmeier, B./Lindmeier, C. 2001, S. 40ff.

¹¹¹ Vgl. Theunissen 2009, S. 393 und Lindmeier, B./Lindmeier, C. 2001, S. 40ff.

„Wir“, nicht auf das „Ich“ zurückgreifen. Die Betonung des Individuellen muss mit gesellschaftlichen Werten in Balance gebracht werden.«

(Theunissen 2009, S. 395, 397f.)

Dementsprechend zeigt das Konzept „Supported living“ eine Wohnform bzw. einen Lebensstil, in der bzw. nach dem die Menschen mit geistiger Behinderung selbstständig und gesellschaftsintegriert leben können. Es zielt nicht bloß auf räumliche und infrastrukturelle Teilhabe, die Einsamkeit und soziale Isolation herbeiführen kann,¹¹² sondern auf das Zusammenleben innerhalb sozialer Verhältnisse wie „Wir“ und „Nachbar“ ab.

3. 1. 3 Inklusion

3.1.3.1 Inklusion und UN-Menschenrechtskonvention (UN-MRK)

Der Begriff „Inklusion“ wurde in der internationalen schulpädagogischen Diskussion durch die Erklärung von Salamanca im Jahr 1994 als zentrale Zielvorstellung eingeführt.¹¹³ Diese Leitidee „Inklusion“ wurde auf internationaler Ebene durch die Generalversammlung der Vereinten Nationen mit zwei neuen Menschenrechtsverträgen, der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung und dem dazugehörigen Fakultativprotokoll, am 13. Dezember 2006 als eine zentrale Forderung sowie ein Kernbegriff angenommen.¹¹⁴ Deutschland hat die in Kraft getretene Konvention am 24. Februar 2009 ratifiziert.¹¹⁵ Damit ist Deutschland eine rechtliche Verpflichtung zur politischen Umsetzung der Ziele der Konvention eingegangen.¹¹⁶

Nach der UN-MRK ist die Inklusion als ein Menschenrecht für alle zu verstehen. Die Menschenwürde der Menschen mit Behinderung wird besonders betont.¹¹⁷ Es handelt sich nicht mehr um das *Hineinführen in bestehende Strukturen in der Gesellschaft*, sondern um deren

¹¹² Vgl. Theunissen: Brauchen wir stationäre Sonder-Welten?

¹¹³ Vgl. Heimlich 2011, S. 45 und vgl. Schmidt/Dworschak 2011, S. 269

¹¹⁴ Vgl. Aichele 2008, S. 3, 12 und Bielefeldt 2009, S. 11

¹¹⁵ Vgl. United Nations Treaty Collection aus Internetquelle.

¹¹⁶ Vgl. Heimlich 2011, S. 44

¹¹⁷ Vgl. Bielefeldt 2009, S. 4f.

Gestaltung und Veränderung zur *Sicherung der unbedingten Zugehörigkeit von Menschen mit Behinderung zur Bürgerschaft*, wie dies auch bei allen anderen Menschen der Fall ist.¹¹⁸

Die Klärung des Begriffs der Inklusion ist jedoch aufgrund der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Integration nicht eindeutig zu leisten, denn die inhaltlichen Definitionen und Abgrenzungen zwischen „Integration“ und „Inklusion“ sind noch umstritten. Beispielsweise stellten SCHMIDT und DWORSCHAK zusammenfassend die Entwürfe der verschiedenen Formen des Inklusionsbegriffs von SANDER, BÜRLI, HINZ und SEITZ in der folgenden Tabelle dar.

Tabelle 8: Inhaltliche Ausrichtung verschiedener Formen des Inklusionsbegriffs in der Entwicklung des Schulsystems im Vergleich¹¹⁹

Inklusionsformen (Sander)	Phasen der Schulentwicklung (Bürli)	Integrationsverständnis (Hinz)	Theorie der Gruppe (Seitz)	Inhaltliche Ausrichtung
Inklusion I	Integration	Sonderpädagogische Integration	Zwei Gruppen-Theorie	Integration von Schülern mit Behinderung
Inklusion II	Integration	Sonderpädagogische Integration	Zwei Gruppen-Theorie	Strukturelle Verbesserung von Integration
Inklusion III	Inklusion	Integrationspädagogische Inklusion	Theorie der Vielfalt	Qualitative Erweiterung der Integration

Diese Zusammenstellung zeigt, dass die „Inklusion“ *als Phase oder Form in der Entwicklung des Schulsystems* vorgestellt wird und der Inklusionsbegriff dabei durch verschiedene Dimensionen unterschiedlich verstanden werden kann.¹²⁰ Nach dieser Tabelle konnten die Phasen „Inklusion I“ bis „Inklusion II“ nach SANDER die Selektion zwischen Menschen mit und ohne Behinderung nicht überwinden. In der Phase „Inklusion III“ werden die unterschiedlichen Dimensionen von Heterogenität thematisiert. Damit ist die Phase „Inklusion III“ wesensgleich mit dem heutigen Inklusionsbegriff.¹²¹

¹¹⁸ Vgl. Wacker 2011, S. 91 und vgl. Aichele 2008, S. 12

¹¹⁹ Schmidt/Dworschak 2011, S. 271

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Vgl. Schmidt/Dworschak 2011, S. 271 und vgl. Hinz 2004, S. 55

Die Phase „Inklusion III“ ist außerdem mit der Grundposition des *Menschen als integrierte Einheit* sowie mit der *größtmöglichen Heterogenität*¹²² als Sozialform aus der „Allgemeinen integrativen Pädagogik“ nach FEUSER zu vergleichen.¹²³

Im Vergleich dazu stellte HEIMLICH in der folgenden Tabelle die „Inklusion“ als neues Konzept in vergleichender Weise dar.

Tabelle 9: Vergleich integrativer und inklusiver Bildungsangebote als Konzept¹²⁴

Konzept der Integration	Konzept der Inklusion
<ul style="list-style-type: none"> • Integration setzt Separation voraus! • Integration als Wiederherstellung eines Miteinanders! • Heterogenität als Belastung! • Etikettierungs-Ressourcen-Dilemma • Heilpädagogische Unterstützung für Kinder mit Behinderung • Veränderung der Kinder zum Zwecke der Integration 	<ul style="list-style-type: none"> • Von vornherein Verzicht auf Separation! • Inklusion als selbstverständliches Miteinander • Gewollte Heterogenität! • Qualitäts-Exklusivitäts-Dilemma • Heilpädagogische Unterstützung für alle Kinder • Veränderung der Systeme zum Zwecke der Inklusion

Diese Ansicht beinhaltet im Prinzip, dass die Integration das Attest des sonderpädagogischen Förderbedarfs voraussetzt und weitgehend von defizitorientierter Diagnostik geprägt wird. Außerdem sollen Menschen mit Behinderung nach dem Konzept der Integration der „normalen“ Gesellschaft angepasst werden. Im Gegensatz zur Integration soll die inklusive Gesellschaft zu Beginn auf Separation sowie Aussonderung verzichten und sich an den Willen, die Interessen und die Fähigkeiten der Betroffenen anpassen.¹²⁵

Trotz der begrifflichen Auseinandersetzung im deutschsprachigen Raum wird der englische Terminus „Inclusion“ in der deutschen Übersetzung der Erklärung von Salamanca mit „Integration“ wiedergegeben. Die Übersetzung zog sich bis in die UN-MRK hinein, obwohl dadurch Missverständnisse im Hinblick auf die Gleichsetzung von „Integration“ und „Inklu-

¹²² Vgl. Feuser 2005, S. 173

¹²³ Vgl. Hinz 2004, S. 53ff. und vgl. Schmidt/Dworschak 2011, S. 271

¹²⁴ Vgl. Heimlich 2011, S. 46

¹²⁵ Vgl. ebd. S. 46f.

sion“ herbeigeführt worden sind.¹²⁶ Die Frage nach einer einheitlichen Begriffsbestimmung, nach dem daraus resultierenden Diskussionsgegenstand von „Integration“ und „Inklusion“ sowie *Orientierungsunsicherheit* und *Verständigungsprobleme*¹²⁷ sind daher die unvermeidlichen Folgen.¹²⁸

Die besondere Gefahr der Gleichstellung der beiden Begriffe ist, dass der Begriff „Integration“ »die mit „Inklusion“ verbundenen Chancen und innovativen Potentiale der UN-Behindertenrechtskonvention leicht vermittelt« (Aichele 2008, S. 12) und darüber hinaus die Ziele der Inklusion irreführend verstanden und deren Verwirklichung beeinträchtigt werden kann. Aus diesem Grund wurde gegenüber dieser problematischen Übersetzung die sogenannte „Schattenübersetzung“ der Konvention durch die Betroffenen und deren Organisationen erstellt.¹²⁹

Die UN-MRK setzt Zeichen, um den prägnanten Unterschied zwischen Integration und Inklusion zu verdeutlichen. Das Ziel der Konvention ist *die Entwicklung einer inklusiven Gesellschaft*, in der alle Menschen als gleichberechtigte BürgerInnen leben können.¹³⁰ Aus diesem Grund sind die Menschen mit Behinderung in der Konvention ein »Teil menschlicher Vielfalt« (UN-MRK Artikel 3 d)). Sie sollen als gleichberechtigte Bürger angenommen werden. Die UN-MRK steht dazu »gegen autoritäre, bevormundende Kollektivismen« (Bielefeldt 2009, S. 12) und »gegen unfreiwillige soziale Ausgrenzungen« (ebd.).

Die Besonderheit der Konvention ist zuerst, dass sie kein Sonderrecht ist, sondern eine Bekräftigung und Spezifizierung der »universalen Menschenrechte, die jedem Menschen aufgrund seines Menschseins – und daher allen Menschen aufgrund seines Menschseins – und daher allen Menschen gleichermaßen – zukommen« (Aichele 2008, S. 4). Eine weitere Besonderheit ist, dass sie einen »Monitoringmechanismus« (Bielefeldt 2009, S. 15) hat, der durch auf drei Ebenen erfolgen soll, der Regierung, nationalen Menschenrechtsinstitutionen, »die ein unabhängiges strukturelles Monitoring der Konventionsumsetzung leisten sollen« (Bielefeldt 2009, S. 15), und der »Zivilgesellschaft, zur der insbesondere auch Betroffenenorganisationen gehören« (ebd.). Die Vertragsstaaten müssen nach der Konvention Artikel 35

¹²⁶ Vgl. Heimlich 2011, S. 45

¹²⁷ Vgl. Wocken 2010, S. 205

¹²⁸ Vgl. ebd. S. 204f.

¹²⁹ Vgl. Aichele 2008, S. 11f. und vgl. Bielefeldt 2009, S. 11

¹³⁰ Vgl. Seifert 2011, S. 146 und vgl. UN-MRK: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung. Zwischen Deutschland, Liechtenstein, Österreich und der Schweiz abgestimmte Übersetzung Artikel 3 Allgemeine Grundsätze c) aus Internet.

»die volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft und Einbeziehung in die Gesellschaft«.

mindestens alle vier Jahre einen Bericht über die Umsetzung der Konventionsverpflichtungen vorlegen.¹³¹

Insbesondere in Bezug auf das Thema dieser Arbeit über das praktische Umfeld des Wohnens ist die Konvention richtungsweisend. Artikel 19 beispielsweise spricht drei Schwerpunkte an.

1. die Entscheidungsmöglichkeit über den Aufenthaltsort in der Gemeinschaft, wo und mit wem die Menschen mit Behinderung leben,
2. der Zugang zu gemeindenahen Unterstützungsdiensten z. B. ambulanten Diensten,
3. das Gleichberechtigungsrecht bei gemeindenahen Dienstleistungen und Einrichtungen.¹³²

Dieser Artikel 19 *Selbstbestimmt Leben und Einbeziehung in die Gemeinschaft* behandelt vor allem die Gleichberechtigung im Hinblick auf das Wohnen bzw. das Leben in der Gemeinschaft,¹³³ von der die Wirklichkeit noch weit entfernt ist. Die Realität ist das zwangsmäßig gesteuerte Leben in stationären Institutionen, da die meisten Betroffenen, wie im zweiten Kapitel gezeigt wurde, fast keine Entscheidungsmöglichkeiten über die eigene Wohnform und einen individuell passenden Wohnort, nur einen eingeschränkten sozialen Zugang und institutionszentrierte Lebensgewohnheiten haben.

Von daher gelten die Bemühungen zur Verwirklichung der UN-MRK, insbesondere Art. 19, als die grundsätzliche Voraussetzung für ein selbstbestimmtes und inkludiertes Leben in der Gesellschaft. Insgesamt stellt die UN-MRK die enge Zusammengehörigkeit von sozialer Inklusion und individuell selbstbestimmtem Leben dar.¹³⁴

»Nach der Konvention gehören individuelle Autonomie und soziale Inklusion unauflöslich zusammen [...] Ohne soziale Inklusion kann Autonomie praktisch nicht gelebt werden, und ohne Autonomie nimmt soziale Inklusion fast zwangsläufig Züge von Bevormundung an.«

(Bielefeldt 2009, S. 10f.)

¹³¹ Vgl. UN-MRK Artikel 35. Berichte der Vertragsstaaten.

¹³² Vgl. UN-MRK Artikel 19. Selbstbestimmt Leben und Einbeziehung in die Gemeinschaft. Schattenübersetzung aus Internet.

¹³³ Ebd.

¹³⁴ Vgl. Bielefeldt 2009, S. 10f.

3.1.3.2 Sozialraumorientierung

Sozialraumorientierung bedeutet die Verbundenheit mit der Gemeinde und die Unterstützung am Aufenthaltsort.¹³⁵ Nach der UN-MRK, besonders Art. 19, basiert Inklusion auf einer Zusammenarbeit von örtlichem Gemeinwesen wie Nachbarn, Wohnumgebung und leistungserbringenden Organisationen in einem sozialen gemeinsamen Raum. Daher ist die Sozialraumorientierung zur Verwirklichung der Inklusion und der UN-MRK als ein wichtiger und zentraler Gesichtspunkt zu betrachten.

Die grundlegende Idee der Sozialraumorientierung besteht nicht darin, den Menschen mit Behinderung zu verändern, »sondern Arrangements zu schaffen und Verhältnisse zu gestalten. Der Fokus ist immer die Umwelt, das Feld, in dem sich die jeweiligen Akteure mit ihren Interessen und Lebensentwürfen bewegen« (Hinte 2011, S. 101). Um dies zu erreichen, ist es nötig, dass sich die Institutionen und Organisationen im Umfeld des Sozialraums flexibel und dynamisch mit den Wünschen und dem Willen der Betroffenen und mit den notwendigen Anpassungen beschäftigen.¹³⁶ Die Prinzipien der Sozialraumorientierung sind die folgenden:

1. Orientierung an den Interessen und dem Willen der leistungsberechtigten Menschen.
2. Vermeidung der Betreuung. Aktivierung der Betroffenen, selbst zu handeln, Würde zu entwickeln und Autonomie zu behalten.
3. Orientierung der Ressourcen sowohl der einzelnen Menschen als auch der Quartiere im Fokus der professionellen Aufmerksamkeit. Stärkung des Individuums und Lenkung der Defizitbeschreibungen zu Ressourcen in benachteiligten Quartieren bzw. zu benachteiligten Menschen. Vermeidung des Chloroformierens von Defizitbeschreibungen.
4. Zielgruppen- und bereichsübergreifende Arbeit.
5. Vernetzung und Abstimmung der zahlreichen sozialen Dienste und Grundlage für funktionierende Einzelhilfen. Systematische Kooperation der Träger.¹³⁷

Auf diese Weise ist die Sozialraumorientierung als *radikale Institutionenkritik* zu verstehen, die gegen beharrlich hierarchisch strukturorientierte Organisationen und Institutionen steht.¹³⁸

¹³⁵ Vgl. Seifert 2011, S. 146

¹³⁶ Vgl. Wasel 2012, S. 87

¹³⁷ Vgl. Hinte 2011, S. 102f. und vgl. Hinte 2011, S. 3ff. aus Internet.

Sie bezweifelt, »dass sich Probleme einzelner Menschen durch Hilfe am einzelnen Menschen sinnvoll bearbeiten lassen und ob Selbstbestimmung und Selbsthilfe überhaupt durch *professionelle* Hilfen erreichbar sind« (Früchtel/Budde 2011, S. 173).

An der Sozialraumorientierung ergeben sich viele Kritikpunkte wie zum Beispiel:

- die Zurückverlagerung der staatlichen Verantwortung und Zuständigkeit für das Soziale, nämlich die Zivilisierung des Sozialen, Sozialabbau und Gefangenheit im herrschenden System mit Sparpolitik durch die Verstärkung von Bürgerrechten als emanzipatorischer Akt.¹³⁹
- Sozialraumorientierung »als ein Steuerungsinstrument zur Restrukturierung des Systems Sozialer Dienste im lokalen Sozialstaat« (Dahme/Wohlfahrt 2011, S. 150).
- Sie sei ein realitätsfernes Konzept, da sie die Bereitstellung materieller Ressourcen voraussetzt und die finanziell angespannte reale Situation im lokalen Gemeinwesen ignoriert.¹⁴⁰
- Die Vorrangigkeit des sozialen Umfelds statt professioneller Hilfe berge die Gefahr für die Menschen mit Behinderung, ihre Hilfebedarfe und ihren Rechtsanspruch auf die Hilfe zu verlieren.¹⁴¹
- Letztendlich führe die Sozialraumorientierung zur Gefährdung der Leistungsansprüche von Betroffenen durch die Reduzierung professioneller Kapazitäten sowie Qualität.¹⁴²

In Bezug auf professionelle Hilfebedarfe weist KLAUB auf einige Voraussetzungen bei der Inklusion hin:

»Wir dürfen als Lebenshilfe nicht den Eindruck erwecken, alle Menschen seien ja nun so fit, dass das Gemeinwesen sich aus der Unterstützung weitgehend zurückziehen und sie privaten Beziehungen überlassen darf. [...] Insbesondere die Menschen mit hohem Hilfebedarf haben die Sicherheit, dass [...] die zur Teilhabe notwendigen Hilfestellungen [...] selbstverständlich zur Verfügung gestellt werden.«

(Klaß 2009, S. 9f. aus Internet)

¹³⁸ Vgl. Wasel 2012, S. 87f.

¹³⁹ Vgl. Dahme/Wohlfahrt 2011, S. 149 und vgl. Hinte 2012, S. 66

¹⁴⁰ Vgl. Dahme/Wohlfahrt 2011, S. 151f.

¹⁴¹ Vgl. ebd. S. 152

¹⁴² Vgl. Hinte 2012, S. 66

Seiner Meinung nach sind die Sondereinrichtungen und professionell ausgebildeten PädagogInnen zum *Balanceakt* notwendig, da die sogenannten informellen Hilfkkräfte nicht ausreichend für die Menschen mit schwerer Behinderung sind. Aus diesem Grund seien die Systeme bestehender Behindertenhilfe für die Menschen mit Behinderung unabdingbar. Die preiswerte Inklusion, die die Systeme und die Struktur bestehender Institutionen und Organisationen reduziert, könnte zur Exklusion führen.¹⁴³

Im Gegensatz dazu richtet sich die Sozialraumorientierung darauf, dass die Institutionen, Organisationen und professionelle Fachkräfte neue Kompetenzen erwerben und eine neue Orientierung professioneller Arbeit entwickeln müssen: »Sozialarbeiterische Kompetenz besteht nicht darin, solche Personen zu formen, sie pädagogisch herzurichten, sie zu motivieren – sie besteht darin, sie zu finden und Anlässe zu schaffen, dass diese Personen sich entlang ihren Interessen entwickeln können. Es geht darum, mit offenem Blick die vorhandenen Chancen zu nutzen, die sich täglich bieten« (Hinte 2011, S. 104).

»Das ist eine Herausforderung, weil das bedeutet, institutionelle Ziele zurückzunehmen und offen zu sein für die Gelegenheiten und Bedürfnisse eines Gemeinwesens. Im Prinzip würde das bedeuten, die Organisationsziele dem Gemeinwesen anzupassen und die Organisation für das Gemeinwesen umzubauen.«

(Früchtel/Budde 2011, S. 175)

Obwohl Sozialraumorientierung die professionellen Fachkräfte nicht ausschließt, ist das Spannungsfeld zwischen beiden Seiten groß. Der Grund zur Verzweiflung und zum konservativen Verhalten ist dadurch zu erklären, dass sie erstens die *Beharrungstendenzen innerhalb des Systems Behindertenhilfe* beeinflussen, die stationäre Angebote und spezialisierte Dienste zu behalten versucht. Zweitens ist das System Behindertenhilfe immer noch vom wirksamen Menschenbild, in dem professionelle Arbeit zur Förderung der Betroffenen im Mittelpunkt steht, abhängig. Drittens ist die gesellschaftliche Entwicklung zu nennen, in der die soziale Ungleichheit verschärft und die Exklusionsgefahr gesteigert wird.¹⁴⁴

Es ergeben sich nach der Sozialraumorientierung Unsicherheiten der Inklusion wie Finanzierung und Förderung aktiven Engagements von MitbürgerInnen. Jedoch soll sich die Skepsis zuerst auf die Neuorientierung und die Lösung der Unsicherheit richten, da sich die Rechtfertigung

¹⁴³ Vgl. Klauß 2009, S.9ff. aus Internet.

¹⁴⁴ Vgl. Seifert 2011, S. 146f.

tigung des Systems von sozialer Arbeit mit der Etikettierung von Menschen mit Behinderung wie besonderer Förderbedarf und geistige Behinderung usw. genug und konsequent beschäftigt hat.¹⁴⁵ Das Risiko kann bei der Inklusionsbestrebung wachsen, wenn die Fachkräfte sowie die Hilfesysteme die Anstrengung um neue Konzepte und ihre interdisziplinären Umsetzungsmöglichkeiten hin zur inklusiven Gesellschaft außer Acht lassen.

3.2 Operationalisierung – Selbstbestimmtes Leben

In Anlehnung an die vorgestellten Konzepte und Ansätze von Normalisierungsprinzipien, Empowerment-Bewegungen und Inklusion wird das selbstbestimmte Leben auf drei Ebenen – personen-, gesellschafts- und betreuungsspezifisch – operationalisiert und die damit verflochtenen Bedingungen und Gestaltungsformen zusammengefasst.

Das Wort „Selbstbestimmung“ stellt eine Zusammensetzung zweier Begriffsteile dar. Zum einen findet sich die Phrase „Selbst“, das nach dem Wörterbuch WAHRIG die eigene Person und das Ich als eigene Identität bedeutet,¹⁴⁶ und zum anderen ist der Begriffsanteil der „Bestimmung“ inkludiert, was einerseits »einen „Befehl über etwas“ im Sinne personaler Macht« (Waldschmidt 2003, S. 14) ausdrückt und andererseits die »„Benennung von etwas“ im Sinne von Klassifikation« (ebd.) vermittelt. Daher ist die Bedeutung der Selbstbestimmung primär als die Machtausübung über sich selbst zu verstehen.

Es ist grundsätzlich ein natürlicher und dynamischer Prozess¹⁴⁷ der menschlichen Entwicklung, wenn die Kontrolle und Führung über sein Selbst durch den eigenen Willen gewonnen wird, geprägt wird dies durch die unterschiedlichen Erfahrungen in alltäglichen Lebenssituationen. Subsumiert können diese Prozesse die Einordnung als freie persönliche autonome Ent-

¹⁴⁵ Vgl. Hinte 2011, S. 1 aus Internet

¹⁴⁶ Vgl. Wahrig 1997, S. 1124 und vgl. Waldschmidt 2003, S. 14

¹⁴⁷ Vgl. Oerter/Montada 2008, S. 10f., 437

Die menschliche Entwicklung entfaltet sich nach PIAGET durch die Auseinandersetzung sowie aktive Interaktion des Individuums mit seiner Umwelt, die *durch das dialektische Wechselspiel von zwei komplementären adaptiven Prozessen wie Assimilation und Akkommodation* vorangetrieben wird. Bei dieser Auseinandersetzung agiert das Individuum als eine selbst aktiv handelnde Person und wird damit *Gestalter seiner eigenen Entwicklung*.

scheidung erfahren – die Selbstbestimmung.¹⁴⁸ Um autonome Entscheidungen zu ermöglichen, müssen zum einen die Fähigkeiten sowie Ressourcen der Betroffenen anerkannt und gefördert werden. Zum anderen müssen die Umsetzungsmöglichkeiten dieser Kompetenzen in den Lebenssituationen gesichert werden, dies bezieht sich z. B. auf die Auswahl- und Entscheidungsmöglichkeiten bei der Wohnform.

Auch nimmt die Selbstbestimmung eine soziale Bedeutung als ein moralischer Begriff ein.¹⁴⁹ Der Mensch lebt als ein soziales Wesen in einem gesellschaftlichen System zusammen mit anderen Mitmenschen und nicht alleine in einer geschlossenen Welt.¹⁵⁰ Daher ist »kein Mensch, ob behindert oder nichtbehindert, [...] zu 100 % selbstbestimmt oder fremdbestimmt, kein Mensch vollkommen selbständig oder völlig unselbständig. Es geht stets um die Bestimmung von Anteilen im Leben, die durch das Individuum selbst oder durch ihn beeinflussende Mitmenschen gesteuert werden« (Frühauf 1994, S. 54). Der Mensch kann nur in sozialen Beziehungen wirklich Mensch werden,¹⁵¹ wie auch folgende Autoren umreißen:

»Ein Selbst gibt es nur, weil es die anderen gibt. An ihnen *muß* es sich also bilden. Es kann die Anderen nicht negieren; es wäre sonst ein Selbstling (*griech. „Idiotes“*). [...] Autonomie ist ein *moralischer* Begriff. In der Moral geht es um die Grundfrage: Wie soll ich gegenüber anderen und zusammen mit anderen handeln? Meine Freiheit kann nicht Belieben und Willkür sein. Im Grunde ist Autonomie ein *Bindungsbegriff*. Das Wort Autonomie leitet sich aus dem Griechischen ab und enthält die beiden Bestandteile „*autos*“ = *Selbst* und „*nomos*“ = *Gesetz*. Autonomie oder Selbstbestimmung läßt sich also verstehen als Selbsteinbindung in das Rechte, in das moralisch Allgemein-Verbindliche, das für alle Mitglieder einer Gemeinschaft gilt.«
(Speck 2001, S. 24)

»Demzufolge steht außer Frage, dass eine nur vom Eigeninteresse geleitete Selbstbestimmung kein Grundwert für ein Empowerment-Konzept sein kann. An dessen Stelle hat eine sozialanthropologische Orientierung zu treten, die den „autonomen Menschen“ nicht als Gegenstück zum „sozialen Menschen“ definiert, sondern den Selbstbestimmungsgedanken auf dem Hintergrund der unauflösbaren Du-Bezogenheit des Individuums zu begründen versucht. [...] was Selbstbestimmung meint: Nicht Freisetzung von sozialen Bindungen, sondern eigenverantwortliches Entscheiden und autonomes Handeln in der Beziehung zum Du. Dieses „Du“ steht in erster Linie für den Mitmenschen, im weiteren Sinne bezieht es sich auf die „ganze Wirklichkeit“, auf die sachliche und mitgeschöpfliche, natürliche Umwelt [...] Zur Selbstbestimmung gehört demnach auch die Selbstbeherrschung, das Erlernen von Rücksicht gegenüber anderen und das Einhalten gemeinsam vereinbarter Regeln. [...]«

(Theunissen/Plaute 2002, S. 24ff.)

¹⁴⁸ Vgl. Ochel 1997, S. 86 und vgl. Theunissen 2007, S. 301 sowie vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 22f.

¹⁴⁹ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 24

¹⁵⁰ Vgl. Speck 2001, S. 23

¹⁵¹ Vgl. ebd.

Diese »Du-Bezogenheit« spielt eine wichtige Rolle für die Selbstbestimmung, da die Beziehung aus einer Wechselwirkung zwischen den Menschen und der Umwelt entsteht. Daraus bildet sich die Beurteilungsfähigkeit der eigenen Erfahrungen, Wertschätzungen; und eigene Handlungsmuster eröffnen sich, auf denen sich die Stabilität der Entwicklung der eigenen Identität begründet.¹⁵²

Ohne eine besondere soziale Komponente kann das Streben nach Selbstbestimmung die sogenannte *Mangel-Sozialisation* herbeiführen, welche eine Nutzung und Entfaltung der individuellen Ziele und Inhalte verhindert. Auf das Thema bezogen heißt dies, dass das Menschenbild von Menschen mit geistiger Behinderung weiterhin als das eines kranken, abhängigen Hilfeempfängers bestehen bleibt¹⁵³ und die Bemühungen zur Selbstbestimmung auf die eigene persönliche Ebene eingeschränkt praktizierbar werden können.

»Wie wichtig dieser soziale Blickwinkel ist, lässt sich allein daran festmachen, dass sich viele Menschen mit geistiger Behinderung in einem „Mehr an sozialer Abhängigkeit“ (Hahn 1981) befinden und damit der Gefahr einer negativen Zuschreibung (Stigmatisierung; Betrachtung im Lichte eines „Nicht-Könnens“; Defizitorientierung) ausgesetzt sind.«

(Theunissen/Plaute 2002, S. 23)

Die Kontaktherstellung, die Ausbildung sowie die Erweiterung der sozialen Beziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung, beispielsweise mit Nachbarn und Mitmenschen in ihrem Umfeld, dienen der gesellschaftlichen Partizipation und müssen daher gefördert werden. Damit dies gelingt, ist es entscheidend, dass vor allem die Teilnahme an öffentlichen Angeboten gesichert wird.

Außerdem soll die Selbstbestimmung besonders bei Menschen mit geistiger Behinderung im Rahmen der Abhängigkeit von anderen Akteuren als Angewiesenheit auf professionelle Hilfen für die besonderen Bedürfnisse eingeordnet werden. Selbstbestimmung muss demnach bei der Betrachtung vom Aspekt der Selbstständigkeit getrennt werden.¹⁵⁴ Im Folgenden verdeutlicht ein Beispiel diese Trennung:

»Im anderen Extrem kann ein Mensch aufgrund der Schwere seiner Behinderung durchaus in alltagspraktischen Verhaltensfähigkeiten und -fertigkeiten hochgradig unselbständig sein (Notwendigkeit vollständiger Fremdversorgung), gleichzeitig jedoch durch die Art der Gestaltung helfender Beziehungen Inhalte und Abläufe im Tagesgeschehen weitgehend selber vorgeben! Ein hohes Maß an Hilfeabhängigkeit, zum Beispiel durch eine ausgeprägte Körperbehinderung,

¹⁵² Vgl. Theunissen 2007, S. 301

¹⁵³ Vgl. Ochel 1997, S. 86

¹⁵⁴ Vgl. Walther 2006, S. 81ff.

muß somit nicht zwangsläufig zu einem hohen Maß an Fremdbestimmung führen. Eine behinderte Person kann durch Übernahme der Funktion eines „Arbeitgebers“ bei bestehender Hilfeabhängigkeit ein hohes Maß an Selbstbestimmung erlangen, wenn die helfende Person nicht stellvertretend für den behinderten Menschen, sondern im Sinne von Assistenz seine Wünsche und Bedürfnisse unterstützt.«

(Frühauf 1994, S. 55)

Nach diesem Zitat handelt es sich bei der Selbstbestimmung schließlich »immer um ein „Mehr oder Weniger“ an Selbstbestimmungsmöglichkeiten, niemals um ein generelles „Ja oder Nein“« (Frühauf 1994, S. 57). Dies fordert beim Dienstleistungssystem bestimmte Gestaltungsprinzipien, die die Rolle zwischen den Hilfenehmenden und dem Hilfeanbietenden gestalten sowie deren Balance sicherstellen.

»„Zustände menschlichen Wohlbefindens gründen auf einem Ausgewogensein – im Sinne einer oszillierenden Balance – zwischen größtmöglicher verantwortbarer Unabhängigkeit und bedürfnisbezogener Abhängigkeit. Als realisierte Unabhängigkeit im o. g. Sinne ist Selbstbestimmung eine unabdingbare Voraussetzung für menschliches Wohlbefinden“ (Hahn 1994, 86). Menschliche Abhängigkeit kann somit niemals prinzipiell im Widerspruch gesehen werden zu Leitzielen wie Selbstbestimmung. Entscheidend für die Entwicklung menschlicher Autonomie sind vielmehr vor allem die Gestaltungsprinzipien innerhalb von Abhängigkeitsbeziehungen.«

(Frühauf 1994, S. 53)

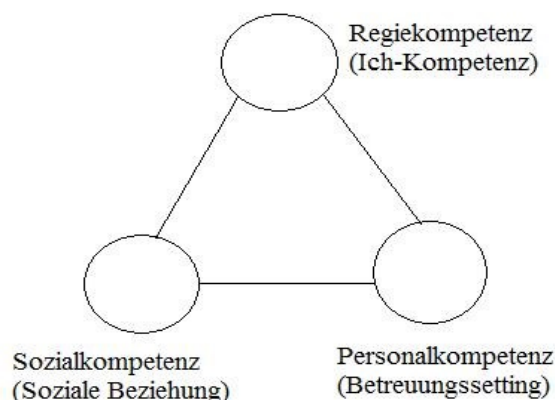
Auf diese Weise ist das letzte Merkmal des selbstbestimmten Lebens auf der Betreuungsebene die unterstützende Rolle der Dienstleistungssysteme mit professionellem Hilfspersonal. Hier sollten die Beteiligung sowie die Mitbestimmung der Betroffenen in ihrem Dienstleistungssystem zur personenorientierten Hilfe, die Akzeptanz des Organisationsaufbaus der Selbstvertretungsgruppe und die Gewährleistung der Kontrolle über ihre Unterstützung sichergestellt werden.

Die Selbstbestimmung lässt sich zusammen mit den benötigten Kompetenzen in drei Ebenen verdeutlichen. Diese Gliederung zeigen folgende Tabelle und Abbildung.

Tabelle 10: Merkmale des selbstbestimmten Lebens für Menschen mit geistiger Behinderung mit zugeordneten Kompetenzen auf drei Ebenen¹⁵⁵

Drei Ebenen der Selbstbestimmung	Kompetenzen der Selbstbestimmung	Schwerpunkt zum Ansatz
Autonome Entscheidung (Selbst/Das „Ich“)	Regiekompetenz (freie Entscheidung und eigene Verantwortung) Schulungskompetenz (Selbstqualifizierung) Wohnkompetenz (Auswahl der Wohnung, des Wohnortes)	Führung im Alltagsleben (Lebenssouveränität); Selbstvertretung und soziales Netzwerk
Soziale Beziehung	Sozialkompetenz (Möglichkeiten und Fähigkeiten, seine Teilnahme am gesellschaftlichen Leben zu gestalten.)	Gesellschaftliche Teilhabe (Zugehörigkeit als Bürger)
Beziehung mit Betreuungskräften und Dienstleistungsträgern, Betreuungssetting (Betreuungssetting)	Organisationskompetenz (Tagesgestaltungswünsche Betroffener stehen hier im Vordergrund) Personalkompetenz als Arbeitgeber (bei Auswahl und Einsatz der Helfer) Anleitungskompetenz (Artikulieren von Bedürfnissen; Fähigkeit, Helfern gezielt die benötigten Informationen zukommen zu lassen; Anleitung von Helfern) Finanzkompetenz (Verfügung über Mittel zur Pflege, persönliches Budget)	Rolle der Betreuungskräfte (Unterstützung und Hilfe, nicht Leitung; Bereitstellung von Informationen oder Ressourcen für den Betroffenen; Herstellung von Verbindung); Personenorientierte Struktur der Leistungsträgerschaft

Abbildung 5: Die repräsentative Kompetenz des selbstbestimmten Lebens für Menschen mit geistiger Behinderung¹⁵⁶



¹⁵⁵ Eigene Darstellung.

¹⁵⁶ Eigene Darstellung.

III Empirische Untersuchung

In den letzten Jahrzehnten hat es in Deutschland zum Thema „Empirische Forschung zu Menschen mit geistiger Behinderung“ in Bezug auf ihre Teilhabe und Inklusion einige wissenschaftliche Veröffentlichungen gegeben. Im Folgenden werden die einschlägigen empirischen Untersuchungen kurz vorgestellt, um den aktuellen Forschungsstand aufzuzeigen.

„Begleitung und Auswertung der Erprobung trägerübergreifender persönlicher Budgets“ von METZLER/MEYER/RAUSCHER/SCHÄFERS/WANSING aus dem Jahr 2007: In dieser Arbeit wird durch die wissenschaftliche Begleitforschung die bundesweite Erprobung des trägerübergreifenden persönlichen Budgets zur Identifizierung förderlicher und hinderlicher Bedingungen für dessen Umsetzung sowie die Ableitung praxisnaher Handlungsempfehlungen für den Gesetzgeber, die Leistungsträger und Leistungserbringer analysiert.¹⁵⁷ Die Fragestellungen in dieser Arbeit sind einerseits, ob das persönliche Budget »die Selbstbestimmung, individuelle Lebensführung und Teilhabe von Menschen mit Behinderung unterstützen« kann (Metzler et al. 2007, S. 239), und andererseits, »inwieweit diese Intentionen bereits im Zugang zu dieser Leistungsform, in Verwaltungsverfahren und der Handhabung rechtlicher Anforderungen berücksichtigt werden« können (ebd.). Dafür werden in der Untersuchung insgesamt sechs multiperspektivische Erhebungsinstrumente für die Datengewinnung durch sowohl quantitative als auch qualitative Verfahren eingesetzt. Dazu gehören die Befragung durch Face-to-Face Interviews, telefonische Interviews und schriftliche Befragungen der BudgetnehmerInnen oder Personen aus ihrem sozialen Umfeld.¹⁵⁸ Die Befragungen sollten dabei die vorhandenen Dokumentationsdaten ergänzen.¹⁵⁹ In den Ergebnissen dieser Untersuchung ist deutlich festzustellen, dass das persönliche Budget die erwünschten Wirkungen wie die Unterstützung der Selbstbestimmung, der individuell persönlichen Lebensführung und die Erhöhung der Chancen sozialer Teilhabe von Menschen mit Behinderung hat.¹⁶⁰ Jedoch werden auch die Schwachstellen des Konzepts gezeigt, die der Selbstbestimmung widersprechen oder diese einschränken. Diese Schwachstellen liegen beim Zugang zum persönlichen Budget, bei budgetgeeigneten Leistungen, bei der trägerübergreifenden Kooperation sowie bei den Ver-

¹⁵⁷ Vgl. Metzler et al. 2007, S. 5f.

¹⁵⁸ Vgl. ebd. S. 6, 62

¹⁵⁹ Vgl. ebd. S. 62

¹⁶⁰ Vgl. ebd. S. 237

waltungsverfahren, besonders im Hinblick auf Bedarfsfeststellung, Budgetbemessung und der Gestaltung von Zielvereinbarungen.¹⁶¹

„Persönliches Budget im Leistungsmix (PerLe 3)“ von SCHLEBROWSIK, DOROTHEE/SCHÄFERS, MARKUS/WANSING, GUDRUN aus dem Jahr 2009: Das Forschungsprogramm „PerLe“ wurde im Jahr 2003 als Modellversuch begonnen und beschäftigt sich bis heute in insgesamt drei Projektteilen mit dem persönlichen Budget im stationären Wohnbereich. Daher besteht das Ziel des Projektes in der Förderung und Unterstützung der Selbstbestimmung und der Stärkung der Teilhabe von BewohnerInnen in der stationären Wohnform.¹⁶²

„Teilhabe von Menschen mit geistiger Behinderung“ von HANSLMEIER-PROCKL aus dem Jahr 2009: Das Ziel dieser Arbeit ist es, die Lebenssituation von Menschen mit geistiger Behinderung im ambulanten betreuten Wohnen in Bayern im Hinblick auf ihre Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen zu erforschen. Dabei wurden in dieser Arbeit zwei zentrale Fragen gestellt. Zum einen wurde gefragt, ob sowohl die subjektiven Bedingungen wie Interessen, Fertigkeiten und Kenntnisse der Personen als auch die objektiven Bedingungen wie Zugänglichkeit der Angebote des Gemeinwesens, finanzielle Mittel, Wahlalternativen, Art und Umfang der Assistenz in der Lebenssituation von Betroffenen als konkrete Teilhabe gestaltet sind. Zum anderen wurde die Qualität der Teilhabe thematisiert: Ist die Teilhabe durch das Sonder-system innerhalb der Behindertenhilfe oder durch die Angebote des Gemeinwesens gegeben.¹⁶³ Zur Informationsgewinnung wurden in dieser Arbeit drei Personengruppen befragt: die Betroffenen, die BetreuerInnen und die VertreterInnen des Gemeinwesens.¹⁶⁴ Die Befragung der Menschen mit geistiger Behinderung wurde mit einem Leitfaden durchgeführt, der eine größere Anzahl geschlossener Fragen enthielt.¹⁶⁵ Die Ergebnisse wurden in insgesamt zehn Bereichen der Teilhabe dargestellt:

- 1) Leben in der gewünschten Lebensform,
- 2) in einer eigenen Wohnung,

¹⁶¹ Vgl. Metzler et al. 2007, S. 18, 173f., 239ff.

¹⁶² Vgl. Schlebrowski et al. 2009, S. 16f.

¹⁶³ Vgl. Hanslmeier-Prockl 2009, S. 87

¹⁶⁴ Vgl. ebd. S. 100f.

¹⁶⁵ Vgl. ebd. S. 102

- 3) selbstständige Haushaltsführung,
- 4) Verfügung über finanzielle Mittel und selbstständige Organisation der Einkaufskompetenz im Umgang mit Geld,
- 5) Mobilität,
- 6) Freizeit,
- 7) soziale Beziehungen,
- 8) professionelles Netzwerk,
- 9) Bildung und Ausbildung,
- 10) Arbeit und Vertretung eigener Rechte.¹⁶⁶

Diese Untersuchung zeigt, dass das Normalisierungsprinzip und der Integrationsgedanke für Menschen mit geistiger Behinderung noch nicht realisiert sind, da diese Wohnform nur wenig verbreitet ist und das Sondersystem der Behindertenhilfe im Gemeinwesen weiter existiert. Das bedeutet, dass die Gleichstellung der Lebensbedingungen und die Anerkennung der Betroffenen als gleichberechtigte Bürger eines Gemeinwesens noch in weiter Ferne liegen.¹⁶⁷

„Bericht der Projektgruppe ‚Örtliche Teilhabeplanung‘ über die Ergebnisse der Befragungen und Erkundungen in der Kreisverwaltung Olpe.“ Auf dem Weg zu einer „Verwaltung für alle“ von GAIDA/KONIECZNY/ROHRMANN/SCHÄDLER/WINDISCH aus dem Jahr 2011: Diese Arbeit ist Teil der Aktivitäten im Forschungsschwerpunkt ‚Örtliche Teilhabeplanung‘, die der Sensibilisierung und der Qualifizierung kommunaler Verwaltungen für die Belange von Menschen mit Behinderungen dienen soll.¹⁶⁸ Das Forschungsprojekt bezieht sich darauf, örtliche Strategien zur Verwirklichung inklusiver Gemeinwesen zu erarbeiten und deren Umsetzung wissenschaftlich zu begleiten.¹⁶⁹ Methodisch wurden die online-Befragung von MitarbeiterInnen der Verwaltung durch teilstandardisierte Fragebögen, exemplarische Erkundungsgänge mit vier Menschen mit Behinderung in unterschiedlichen Verwaltungsgebäuden sowie Verwaltungsbereichen der kommunalen Verwaltung sowie Begehungen mit Erkundungsbogen, Fotos und Videoaufnahme durchgeführt.¹⁷⁰ Die Ergebnisse zeigen, dass die Erfahrungen von

¹⁶⁶ Vgl. Hanslmeier-Prockl 2009, S. 146ff.

¹⁶⁷ Vgl. ebd. S. 229

¹⁶⁸ Vgl. Gaida et al. 2011, S. 5

¹⁶⁹ Vgl. ebd.

¹⁷⁰ Vgl. ebd. S. 6, 35ff.

MitarbeiterInnen in Verwaltungsbereichen mit Menschen mit Behinderung und die baulichen Barrieren für die Zugänglichkeit von Betroffenen meistens zu bemängeln sind.¹⁷¹

„Hilfebedarf im ambulant betreuten Wohnen (HAWO)“ von RATZ/DWORSCHAK/GROSS aus dem Jahr 2012: Diese Arbeit beschäftigt sich damit, geeignete Instrumente zur Erhebung und Messung des individuellen Bedarfs zu entwickeln bzw. die in Oberbayern bestehenden personenorientierten Hilfeansätze im ambulant betreuten Wohnen weiterzuentwickeln, indem die beiden Verfahren, das H.M.B.-W.-Verfahren (Hilfebedarf von Menschen mit Behinderung – Fragebogen zur Erhebung im Lebensbereich „Wohnen“/individuelle Lebensgestaltung), das seit 2000 in stationären Einrichtungen etabliert ist, und das ICF-BEST-Verfahren der Herzogsägmühle, verglichen werden.¹⁷² Dafür wurden insgesamt 43 oberbayerische Erwachsene mit geistiger und/oder körperlicher Behinderung im ambulant betreuten Wohnen befragt. Sie hatten zwei festgelegte Vor-Ort-Termine sowohl für das H.M.B.-W.-Verfahren als auch für das ICF-BEST-Verfahren.¹⁷³ Die Ergebnisse zeigen, dass das ICF-BEST-Verfahren bei den strukturellen und inhaltlichen Verfahrensunterschieden aufgrund seines individuellen Zugangs zu den Betroffenen und seiner theoretischen Fundierung zweckmäßiger einzusetzen ist.¹⁷⁴

Insgesamt ist festzustellen, dass sich die einschlägigen Untersuchungen im Kontext „Empirische Forschung beim Personenkreis Menschen mit geistiger Behinderung“ bezüglich der Inklusion und der Teilhabe von Menschen mit Behinderung an der Gesellschaft meistens um die Beschaffung und Entwicklung der instrumentellen Rahmenbedingungen bemühen. Jedoch wird die Perspektive der Betroffenen in Bezug auf eigene Lebenserlebnisse für selbstbestimmtes Leben im betreuten Wohnen in alltagsnahen Lebenssituationen in den aktuellen Untersuchungen noch nicht ausreichend berücksichtigt. In diesen Zusammenhang ist auf drei Aspekte hinzuweisen.

Erstens sind dies der Gegenstand sowie der Gegenstandsbereich der Untersuchungen. Bei den empirischen Forschungen wurden oft stellvertretende Personen sowie Experten wie BetreuerInnen der Dienstleistungsträger für das betreute Wohnen, MitarbeiterInnen einer Sozialver-

¹⁷¹ Vgl. Gaida et al. 2011, S. 6, 31ff.

¹⁷² Vgl. Ratz et al. 2012, S. 7ff., 32

¹⁷³ Vgl. ebd. S. 32

¹⁷⁴ Vgl. ebd. S. 166ff.

waltung und Institutionen in den Mittelpunkt der Untersuchungserhebung gestellt. Die Menschen mit Behinderung wurden oft nebensächlich und selten selbst im Zentrum der Untersuchung als „Experten in eigener Sache“ einbezogen. Insbesondere bei den Menschen mit geistiger Behinderung geschah dies nur sporadisch. Die subjektive Perspektive der Betroffenen wurde somit in den Untersuchungen wenig beachtet. Ein Beispiel dafür ist die Untersuchung von GAIDA et al. »Bericht der Projektgruppe ‚Örtliche Teilhabeplanung‘ über die Ergebnisse der Befragungen und Erkundungen in der Kreisverwaltung Olpe« aus dem Jahr 2011.

Obwohl bezüglich des Gegenstandsbereichs die empirische Untersuchungsperspektive zur ambulanten Wohnform tendiert, gibt es Forschungen, die noch auf die stationäre Wohnform fokussieren wie die Untersuchungen von WACKER et al. über »Personenbezogene Unterstützung und Lebensqualität (PerLe 1)« aus dem Jahr 2005 und bis zur Untersuchung von SCHLEBROWSIK et al. über »Persönliches Budget im Leistungsmix (PerLe 3)« aus dem Jahr 2009. Daneben finden sich regionale Unterschiede. Die meisten Forschungen wurden in den Regionen Nordrhein-Westfalen, Bayern und Berlin durchgeführt.

Der zweite Aspekt ist das jeweilige Ziel der Untersuchung. In den einschlägigen Untersuchungen wird oft die Entwicklung der Instrumente und der Rahmenbedingungen für die Teilhabe und Inklusion von Menschen mit Behinderung als Ziel genannt wie z. B. persönliches Budget, Hilfeplanverfahren und Verwaltungsdienstleistung von METZLER et al. »Begleitung und Auswertung der Erprobung trägerübergreifender persönlicher Budgets« aus dem Jahr 2007, von RATZ et al. »Hilfebedarf im ambulant betreuten Wohnen (HAWO)« aus dem Jahr 2012 und von GAIDA et al. »Auf dem Weg zu einer ‚Verwaltung für alle‘. Bericht der Projektgruppe ‚Örtliche Teilhabeplanung‘ über die Ergebnisse der Befragungen und Erkundungen in der Kreisverwaltung Olpe« aus dem Jahr 2011.

Der dritte Aspekt ist die Methode. In den meisten Forschungen wird innerhalb der gemischten Erhebungsmethoden die quantitative Untersuchungsmethode wie online-Befragung und Fragebögen bevorzugt benutzt. Wenn die qualitative Untersuchung angewendet wird, sind häufig Interviews mit geschlossenen Antwortkategorien zum Einsatz gekommen. In diesen Fällen wurden nur kurze Gespräche mit den Betroffenen durchgeführt. Außerdem wurden die Interviews oft nicht in vertraulicher Atmosphäre sowie in vertrauten Umgebungen durchgeführt. Das heißt, dass die Interviews sowohl zusammen mit den anderen Mitbeteiligten wie BetreuerInnen und Experten als auch nicht in der eigenen Wohnung, sondern im Raum der Dienstleistungsträger oder einer Institution oder im Verwaltungsraum stattgefunden haben wie z. B. in

der Untersuchung von METZLER et al. »Begleitung und Auswertung der Erprobung trägerübergreifender persönlicher Budgets« aus dem Jahr 2007.

Der grundlegende Unterschied dieser vorliegenden Arbeit zu den dargestellten Untersuchungen besteht deshalb darin, dass sie versucht, Probleme sowie Schwierigkeiten in der Lebensumwelt der Betroffenen aus deren eigener Perspektive herauszufinden. Damit wird ihre Lebenssituation durch alltagsnahe und alltagstiefgreifende subjektive Fokussierung betrachtet.

Die elementare Idee über die Lebensräumlichkeiten der Betroffenen in dieser empirischen Untersuchung liegt im Grundgedanken des ökologischen Ansatzes von BRONFENBRENNER mit verschiedenen Systemen wie dem Mikro-, Meso-, Exo- und Makrosystem.¹⁷⁵ In diesem Ansatz wird angenommen, dass jeder Mensch sowohl ein individuelles System als auch ein Teil größerer Ökosysteme ist, in Wechselwirkung mit seiner Umwelt steht und durch diese ständigen Wechselwirkungen die menschliche Entwicklung der jeweiligen Person entscheidend beeinflusst wird.¹⁷⁶

Auch das selbstbestimmte Leben von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen stellt eine komplexe Verbundenheit mit ihrer Umwelt in der normalen Wohnumgebung dar. Dieses Leben ist nicht eine homogene Welt wie in einem ausgesonderten System wie z. B. dem Wohnheim oder der Werkstatt, sondern es ist eine heterogene Welt, in der unterschiedliche räumliche Kontexte bestehen und in der die Betroffenen in der normalen Gesellschaft durch alltägliche Tätigkeiten sowie Aktivitäten vielfältige Beziehungen mit anderen Menschen aufbauen können.

Um diese Wechselwirkungen in verschiedenen Lebensräumen von Betroffenen zu betrachten und realitätsnah darzustellen, wurde versucht, die Erkenntnisse von sozio-ökologisch eingebundenen Zusammenhängen der Betroffenen zu verknüpfen. Dabei wurde der sozio-ökologische Ansatz von BRONFENBRENNER als Grundlage für diese Zusammenhänge sowie diese Wechselwirkungen fundiert. Darüber hinaus wurden die Ergebnisse der empirischen Untersuchungen in den Lebensstrukturen der Betroffenen interpretiert.

Hinsichtlich der Wechselwirkung eines Individuums lassen sich die Lebensstrukturen der Betroffenen in drei Dimensionen unterscheiden: Wechselwirkung mit sich, Wechselwirkung

¹⁷⁵ Vgl. Bronfenbrenner 1981

¹⁷⁶ Vgl. ebd. S. 37f.

mit anderen und Wechselwirkung mit professioneller Hilfe. Mit dieser Unterscheidung kann der Alltag und dessen Auswirkungen auf die Beziehung zwischen dem Selbst und dem Umfeld detailliert und praxisnah rekonstruiert und analysiert werden.

Deshalb werden in den nachfolgenden empirischen Kapiteln die unterschiedlichen ökologischen Lebensstrukturen wie das Alltagsleben im betreuten Wohnen, z. B. Wohnung, Mobilität, Geldverwaltung sowie Einkaufen bzw. Ernährung, soziale Netzwerke und schließlich das Betreuungssetting den Dimensionen zugeordnet, womit nahezu alle Lebensbereiche im betreuten Wohnen abgedeckt sind.

Der Grund für die Betrachtung dieses umfangreichen Untersuchungsumfeldes auf der Grundlage des ökologischen Ansatzes liegt einerseits darin, dass die gesamte Umwelt eine große Rolle bei der menschlichen Entwicklung spielen kann: Es kommt zu Wechselwirkungen zwischen dem Menschen und seiner Umwelt. Durch die Auseinandersetzung mit der Umwelt können sich als deren Folge dauerhafte Veränderungen ergeben.¹⁷⁷ Andererseits bedarf die Analyse des selbstbestimmten Lebens der Betroffenen einer multidimensionalen Perspektive: Sowohl »scheinbar winzige Alltagsentscheidungen« (Niehoff 2006, S. 59) im Alltagsleben wie die »Auswahl von Speisen, Kleidung oder den Zeitpunkt des Schlafengehens« (ebd.) als auch »die großen Entscheidungen der Lebensplanung« (ebd.) wie »Ausbildung, Beruf, Familienstand« (ebd.) müssen berücksichtigt werden. Auf diese Weise kann die Wirklichkeit des selbstbestimmten Lebens der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen im Kontext des gesamten Situationszusammenhanges vom den engen bis zu den weiteren Wohn- und Lebensverhältnissen betrachtet werden.

Die Durchführung dieser empirischen Untersuchung war mit zahlreichen Schwierigkeiten konfrontiert. Die erste grundsätzliche Schwierigkeit dieser Arbeit bestand darin, die Lebenssituation von Menschen mit geistiger Behinderung durch ihre eigene Aussage zu untersuchen. Unter der Annahme, dass Menschen mit geistiger Behinderung als *Prototyp der Nicht-Befragbaren*¹⁷⁸ gelten, ist die überwiegende Zahl der Untersuchungen »als Forschung ‚über‘ geistig Behinderte zu charakterisieren und nicht als Forschung ‚mit‘ diesem Personenkreis« (Giese/Hofmann/Overbeck 2002, S. 183). Nur selten werden Selbstaussagen in Untersuchungen berücksichtigt. Jedoch liegen die widersprüchlichen Ergebnisse aus Untersu-

¹⁷⁷ Vgl. ebd. S. 19

¹⁷⁸ Vgl. Laga 1982, S. 228

chungserfahrungen mit ihnen vor,¹⁷⁹ und somit wird in dieser Untersuchung versucht, die Perspektive der Betroffenen auf ihre Lebenssituation in Bezug auf ein selbstbestimmtes Leben im betreuten Wohnen, ihre subjektive Wahrnehmung und ihr eigenes Empfinden durch die eigenen Aussagen der Betroffenen zu erheben. Dies wird trotz der Schwierigkeiten und der Grenzen der Kommunikations- und Verständniskompetenz, die zwischen dem Forschenden und den Betroffenen existieren, versucht.

Die zweite Schwierigkeit war, dass das Leben der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen vor allem eine *Privatsache*¹⁸⁰ ist. Das heißt, dass die Teilnahme, wie z. B. an der Besichtigung der Wohnung bis hin zur Begleitung in verschiedenen alltäglichen Aktivitäten ihres Lebens, ohne persönlich aufgebaute Beziehung kaum dauerhaft möglich ist, jedoch zum Verständnis der alltäglichen Lebenssituation und zur Erfassung von Problemen der Betroffenen notwendig ist. Vor allen handelt es sich hier um die private Lebenssituation von „Menschen mit geistiger Behinderung“, die bisher gesellschaftlich stets in eine „besondere Schublade“ mit Aussonderung gesteckt wurden. Die Thematisierung ihres Lebens ist heute noch als „geschützter Bereich“ abgesichert, so dass die Zugangsmöglichkeiten sowie Treffen mit den Betroffenen während der Untersuchung teilweise noch von ihren BetreuerInnen und Dienstleistungsträgern abhängen.

Die dritte Schwierigkeit bei dieser Untersuchung war die Anonymität der Betroffenen, die bei der Untersuchung besonders sensibilisiert eingefordert wurde. Aus diesem Grund sind bei den jeweiligen Situationsdarstellungen in den weiteren Kapiteln potenziell unsichere Materialien, bei denen die Gefahr der Enthüllung der Identität der Betroffenen besteht, nicht zu verwenden.

¹⁷⁹ Vgl. Hagen 2002, S. 293ff.

¹⁸⁰ Vgl. Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 196

4 Methodisches Vorgehen

4.1 Datenerhebung

In diesem Abschnitt wird die Verfahrensweise zur Gewinnung der Erkenntnisse über die Alltagswirklichkeiten der Betroffenen für die empirische Forschung vorgestellt.

Die empirische Untersuchung dauerte ca. 14 Monate von März 2006 bis Mai 2007 und war auf Marburg und die Umgebung in der Region Mittelhessen fokussiert.

Insgesamt wurden 28 Betroffene, drei Vereine, die Dienstleistungsträger für das betreute Wohnen sind, sowie vier BetreuerInnen dieser Vereine in die Untersuchung einbezogen. Von den Betroffenen wurden zwei Personen aufgrund von Schwierigkeiten in der Kommunikation, z. B. durch apathisches Verhalten, und in der Verständlichkeit, z. B. durch starkes Murmeln, vollständig aus der Untersuchung herausgenommen. Darüber hinaus wurden die Aussagen von sieben Betroffenen aufgrund der lückenhaften inhaltlichen Informationen sowie schwer nachvollziehbarer Passagen und der passiven und abwesenden Beteiligungshaltung beim Interview in den jeweiligen Kapiteln nur in indirekten Kontexten berücksichtigt, wie z. B. bei Angaben über die Wohnumgebung der Betroffenen.

In dieser Untersuchung wurden die Aussagen von 26 Personen tatsächlich analysiert und wiedergegeben. Unter allen Betroffenen gab es 15 Männer und 11 Frauen, die Altersspannweite lag zwischen 19 und 56 Jahren. Ihr Aufenthaltszeitraum im betreuten Wohnen erstreckte sich von einem Jahr bis zu ca. 20 Jahren. Die detaillierten Inhalte werden nach dem kontextuellen Bedarf in den jeweiligen Kapiteln angegeben.

4.1.1 Kontaktherstellung

Die schwierigste Aufgabe für diese empirische Untersuchung bestand im Wesentlichen darin, den Zugang zu den möglichen Betroffenen zu bekommen. In einem ersten Schritt wurde versucht, Kontakte mit den beteiligten MitarbeiterInnen eines Dienstleistungsträgers und mit dem Landeswohlfahrtsverband in Hessen (LWV) herzustellen, um zu erfahren, ob Kontaktmöglichkeiten mit den Betroffenen in diesem Verein möglich sind, und um Informationen über statistische Angaben und die anerkannten Dienstleistungsträger sowie Vereine für das betreute Wohnen zu erhalten.

Durch diese Kontakte war es gelungen, sowohl die benötigten Informationen als auch den Zugang zu den Betroffenen in diesem Verein beispielsweise über die Kundschaftsvertretung zu finden. Die Kundschaftsvertretung ist eine Instanz für die Betroffenen in diesem Verein, in der sie ihre Interessen gegenüber dem Verein vertreten können. Mit ihrer Hilfe wurden die Untersuchungsinformation und das Einwilligungensformular für das Interview sowie ein kurzer Fragebogen, der für eine bessere Lesbarkeit und ein besseres Verständnis in Anlehnung an das Wörterbuch für leichte Sprache vom Netzwerk People First Deutschland e.V.¹⁸¹ in *leichter Sprache* gehalten war, an alle möglichen Betroffenen in diesem Verein ausgeteilt. In ihm wurden z. B. Name, Geschlecht, Alter, Behinderungsart, Adresse, Telefon, Aufenthaltszeit im betreuten Wohnen und frühere Wohnformen abgefragt. Außerdem ergab sich die Möglichkeit, weitere Unterstützung wie die Teilnahme am Stammtisch sowie an den Freizeitaktivitäten zu bekommen, die für die zusätzlichen Untersuchungsinstrumente beispielsweise Begleitung und Beobachtung eine entscheidende Rolle spielt. Darüber hinaus sind während der Untersuchungszeit persönliche Beziehungen mit den Betroffenen gewachsen. Dadurch konnte das Vertrauen der Betroffenen gewonnen sowie ein enger Kontakt zum Freundeskreis der Betroffenen aufgebaut werden.

Auf Grund dieser dauerhaften Beziehung wird einerseits der Besuch nach einer Einladung abgestattet, wodurch die Gelegenheit zur Besichtigung und Beobachtung in der persönlichen alltäglichen Lebenssituation besteht und eine Innenperspektive erhoben werden kann.¹⁸² Andererseits können durch die Vorstellung und Empfehlung von den bekannten Betroffenen weitere Kontakte mit neuen Betroffenen und damit auch zu anderen Vereinen hergestellt werden. Bei den weiteren Betroffenen in anderen Vereinen wurden die persönlichen Kontakte von daher im Gegensatz zum Vorgehen beim ersten Verein primär durch Freizeitaktivitäten wie sowohl Stammtisch, der als institutionelle Veranstaltung gilt, als auch spontane Treffen in einer Bäckerei zum Kaffeetrinken oder persönliche Veranstaltungen wie Geburtstagsfeiern hergestellt. Erst später wurde die Verbindung zu den entsprechenden Vereinen geknüpft.

Die kontinuierlich aufgebaute enge Beziehung in der Untersuchungszeit ermöglichte es, eine Atmosphäre zu schaffen, in der der Forscher ein angenehmer Bekannter war und die Betroffenen auf gleicher Augenhöhe mit ihnen kommunizieren konnten. Das heißt, einerseits konnte dadurch die aktive und motivierte Beteiligung am Interview und andererseits die Reduzierung der *Künstlichkeit der Befragungssituationen* aufgrund einer distanzierten sozialen

¹⁸¹ Vgl. Netzwerk People First Deutschland e. V. 2004

¹⁸² Vgl. Mayring 2002, S. 80

Beziehung zwischen den *interagierenden Personen (Interviewer und Befragter)*, also die Reduzierung der *asymmetrischen Beziehung* mit den Betroffenen, erreicht werden.¹⁸³

»*Erstens* sind im Normalfall die interagierenden Personen (Interviewer und Befragter) *Fremde*, die sich noch nie gesehen haben. Für den einen von ihnen – nämlich Interviewerin bzw. Interviewer – gibt es bestimmte Rollenvorschriften, nach denen sie/er sich verhalten soll. [...] *Zweitens* handelt es sich bei einem Interview um eine *asymmetrische soziale Beziehung*. Die eine Person (der Interviewer/die Interviewerin) stellt ständig Fragen; von ihr gehen fast alle Aktivitäten aus. Die andere Person (der Befragte) gibt Auskünfte über sich selbst und verhält sich weitgehend passiv. Der Befragte ist im Rahmen des Erhebungsmodells „standardisiertes Interview“ kein eigentlicher Gesprächspartner, sondern in allererster Linie „Datenträger“.«

(Kromrey 2002, S. 351f.)

In einem Untersuchungsklima, in dem man sich wohlfühlt und ohne Hemmungen die Gedanken im Alltag auf eine natürliche Weise äußern kann, können authentische Erzählungen erwartet werden. So genannte *systematische Antwortverzerrungen*, beispielsweise die Äußerungstendenz nach *sozialer Erwünschtheit*, also die Äußerung der sozial allgemein erwünschten Antwort,¹⁸⁴ *systematische Antwortmuster* wie *Response-Set*, also z. B. die Vorliebe für mittelkategorische Antworten und die *Ja-Sage-Tendenz* oder *Akquieszenz*, die unabhängig von den Frageninhalten ist,¹⁸⁵ konnten vermieden werden. Außerdem war es so möglich, durch die aktive Teilnahme der Betroffenen subjektorientierte Aussagen zu bekommen und sie selbst handeln zu lassen, z. B. durch die Übernahme der Kundschaftsvertretung und bei einigen Betroffenen durch die Verteilung des Fragebogens und die direkte Kontaktherstellung mit InterviewpartnerInnen. Dafür sind natürlich eine lange Begleitzeit zum Aufbau der zwischenmenschlichen Beziehung und vom Thema abweichende, manchmal belanglose Gespräche beim Interview für die Herausbildung der angenehmen Atmosphäre und ein nicht starres Interview notwendig.

Es ergaben sich allerdings einige Barrieren für die fortlaufende und gelungene Interviewdurchführung. Aufgrund von langen Gesprächen kam es beim Interview zu Konzentrationsabfall und Müdigkeit, und das Interesse für das Interview schrumpfte.

Im Folgenden wird eine kurze zusammenfassende Darstellung der Betroffenen und ihrer Vereinen bzw. Dienstleistungsträger für das betreute Wohnen gegeben, um mit dem Ziel eines

¹⁸³ Vgl. Kromrey 2002, S. 351f.

¹⁸⁴ Vgl. Diekmann 2004, S. 382ff.

¹⁸⁵ Vgl. ebd. S. 386

besseren Verständnisses des inhaltlichen Zusammenhanges in den weiteren Kapiteln grobe Informationen über die Vereine zu vermitteln.

Zur Gewährleistung der Anonymität der Betroffenen wird die hier gegebene Information auf elementare Angaben beschränkt. In den weiteren Kapiteln werden die jeweils Betroffenen sowohl biografisch als auch je nach Bezug zum Kontext weiterhin näher vorgestellt.

Tabelle 11: Die Übersicht über die Betroffenen

Betroffene/r	Alter	Familienstand bzw. Partner- schaft	Wohnform	Erfahrung mit anderen Wohnformen	Aufenthaltszeit in der jetzigen Wohnung
Herr A	22	ledig	Mit Eltern und Bruder (Privathaus)	Nein	1 Jahr
Herr AN	49	Freundin	Mit Bruder (Appartement)	Nein	2 und ½ Jahr
Frau AK	29	Verlobter	Allein (Appartement)	Ja	?
Frau AT	42	ledig	2er WG (Appartement)	Nein	Ca. 7 bis 8 Jahre
Herr B	?	ledig	Allein (in WG)	Ja	4 Jahre
Herr BL	28	ledig	2er WG (Appartement)	Nein	7 Jahre
Frau F	51	Freund	Allein (Appartement)	Ja	2 Jahre
Herr FK	40	Freundin	3er WG (Appartement)	Ja	4 Jahre
Frau G	44	ledig	Allein (Appartement)	Ja	5 Jahre
Herr HM	56	ledig	Allein (Appartement)	Nein	5 Jahre
Herr HR	40	ledig	Allein mit Vermieter (Privathaus)	Ja	11 Jahre
Frau J	19	ledig	Mit Eltern und Bruder (Privathaus)	Nein	–
Herr M	20	ledig	Mit Eltern und Schwester (Privathaus)	Nein	–
Frau MA	29	ledig	5er WG	Ja	2 Jahre
Herr PK	55	verheiratet	Mit Frau (Appartement)	Ja	Ca. 4 bis 5 Jahre
Frau PZ	50	ledig	2er WG (Appartement)	Ja	2 Jahre
Herr R	35	Freundin	Mit Freundin (Appartement)	Nein	2 Jahre
Herr RB	45	verheiratet	Mit Frau (Appartement)	Nein	2 Jahre

Herr RK	36	ledig	Allein (Appartement)	Ja	7 Jahre
Herr RT	43	geschieden	2er WG (Appartement)	Nein	Ca. 3 Jahre
Frau S	30	Freund	3er WG (Appartement)	Nein ?	4 Jahre
Frau SN	27	Freund	Mit Freund (Appartement)	Nein	2 Jahre
Herr SD	46	ledig	Mit Bruder (Appartement)	Nein	14 Jahre
Frau U	33	verheiratet	Mit Ehemann (Appartement)	Nein	2 Jahre
Herr W	50	verheiratet	2er WG (Appartement)	Nein	?
Frau Y	30	Verlobter	Mit Verlobter (Appartement)	Ja	12 Jahre

Bei dieser empirischen Untersuchung wurden drei Dienstleistungsträger berücksichtigt, die sowohl in Marburg als auch im umliegenden Gebiet ihre Geschäftsstelle zur Verfügung stellen:

- Lebenshilfswerk Marburg-Biedenkopf e. V.
- Verein zur Förderung der Integration Behinderter e. V. (Fib e. V.)
- Spectrum e. V.

In diesem Abschnitt werden diese Anbieter des betreuten Wohnens knapp vorgestellt.

Insgesamt ist zu sagen, dass die drei Vereine unterschiedliche Formen des betreuten Wohnens anbieten und dass diese Situationen der Betroffenen nicht bundesweit zu übertragen ist.

Tabelle 12: Die Übersicht über die Dienstleistungsträger¹⁸⁶

Name der Dienstleistungsträger	Merkmale
Lebenshilfswerk Marburg-Biedenkopf e. V.	Die erste Institution ist die Lebenshilfe. Sie wurde im Jahr 1958 als „Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind“ gegründet und bis heute mit ihren über 500 Orts- und Kreisvereinigungen zu einer sehr großen Einrichtung entwickelt. ¹⁸⁷ Das Lebenshilfswerk Marburg-Biedenkopf e. V. wurde als ein Ortsverein der Lebenshilfe im Jahr 1959 gegründet und besteht aus zwei Hauptteilen: Werkstätten und Wohnstätten. ¹⁸⁸ Das betreute Wohnen bietet dieser Verein seit 1981 an. ¹⁸⁹ Nach eigenen Angaben sind derzeit 80 Personen im betreuten Wohnen. ¹⁹⁰

¹⁸⁶ Eigene Darstellung.

¹⁸⁷ Vgl. 50 Jahre Lebenshilfe aus Internet von Lebenshilfe.

¹⁸⁸ Vgl. Struktur aus Internet von Lebenshilfswerk Marburg-Biedenkopf e. V.

¹⁸⁹ Vgl. Chronik aus Internet von Lebenshilfswerk Marburg-Biedenkopf e. V.

¹⁹⁰ Vgl. Struktur aus Internet von Lebenshilfswerk Marburg-Biedenkopf e. V.

Verein zur Förderung der Integration Behinderter e. V. (Fib e. V.)	Der zweite Anbieter betreuten Wohnens ist der Verein zur Förderung der Integration Behinderter e. V. (Fib e. V.). Er wurde im Jahr 1982 mit dem Leitgedanken der Überwindung der defizitären Betrachtungsweise von den als „behindert“ bezeichneten Menschen gegründet. ¹⁹¹ Dieser Verein versteht sich als ambulanter Dienst für Menschen mit Behinderung und besteht aus sechs Arbeitsbereiche: Beratung, unterstütztes Wohnen, Hilfen im Alltag, persönliche Assistenz, familienunterstützender Dienst und Integrationshilfe Schule. ¹⁹² Der Verein nennt das betreute Wohnen „unterstütztes Wohnen“. Das unterstützte Wohnen begann im Jahr 1985 mit vier Personen ¹⁹³ und im Jahr 2006 beträgt die Zahl der Menschen mit geistiger Behinderung im unterstützten Wohnen knapp 60 Personen. ¹⁹⁴
Spectrum e. V.	Die dritte Institution, die in diese Untersuchung einbezogen wurde, ist der Verein Spectrum e. V. Der Verein wurde im Jahr 1994 gegründet, um den Menschen mit Behinderung die Möglichkeit zu schaffen, in regulären Beschäftigungsverhältnissen zu arbeiten. Im Jahr 2003 wurde der erste Schritt für das betreute Wohnen getan. ¹⁹⁵ Auf diese Weise beschäftigt sich der Verein mit den Angeboten „Unterstützte Beschäftigung“ zur Teilhabe am Arbeitsleben in Kooperation mit einer Werkstatt sowie der Schule für das lebenslange Lernen wie z. B. Lesen und Schreiben, und den Angeboten „Betreutes Wohnen“ und „Begleitet unternehmen“ für die Freizeitaktivitäten. ¹⁹⁶ Während der Untersuchung waren ca. 15 Personen in diesem Verein im betreuten Wohnen.

4.1.2 Untersuchungsinstrumente

4.1.2.1 Das problemzentrierte Interview

Um die Lebenssituationen der Betroffenen im betreuten Wohnen in Bezug auf das selbstbestimmte Leben zu eruieren, sind in dieser Untersuchung zwei Erhebungsinstrumente zum Einsatz gekommen.

Das erste Instrument ist das problemzentrierte Interview. Das Interview ist die bevorzugt benutzte Forschungsform in den verschiedenen qualitativen Untersuchungen.¹⁹⁷ Das problemzentrierte Interview ist unter den qualitativ orientierten Interviewformen als das offene, halbstrukturierte sowie nicht standardisierte Interview zu charakterisieren.¹⁹⁸ Für das bessere Verständnis dieses Charakters wird im Folgenden eine Begriffsbestimmung gegeben.

¹⁹¹ Vgl. Vorstellung aus Internetsite von Fib e. V.

¹⁹² Vgl. Arbeitsbereiche aus Internetsite von Fib e. V.

¹⁹³ Vgl. Verein zur Förderung der Integration Behinderter e. V. (Fib e. V.) 1999, S. 50

¹⁹⁴ Vgl. Statistiken aus Internetsite von Fib e. V.

¹⁹⁵ Vgl. Eigener Prospekt von Spectrum e. V. 2006, S. 3

¹⁹⁶ Vgl. ebd. S. 5ff.

¹⁹⁷ Vgl. Lamnek 2005, S. 329

¹⁹⁸ Vgl. Mayring 2002, S. 66f.

Tabelle 13: Begriffsbestimmung qualitativ orientierter Interviewformen¹⁹⁹

Offenes (vs. Geschlossenes Interview)	bezieht sich auf die Freiheitsgrade des Befragten	Er kann frei antworten, ohne Antwortvorgaben, kann das formulieren, was ihm in Bezug auf das Thema bedeutsam ist.
Unstrukturiertes (vs. strukturiertes) bzw. nicht standardisiertes (vs. standardisiertes) Interview	bezieht sich auf die Freiheitsgrade des Interviews	Er hat keinen starren Fragenkatalog, er kann Fragen und Themen je nach Interviewsituation frei formulieren.
Qualitatives (vs. quantitatives) Interview	bezieht sich auf die Auswertung des Interviewmaterials	Die Auswertung geschieht mit qualitativ-interpretativen Techniken.

Nach dieser Tabelle bietet das problemzentrierte Interview nicht nur dem Befragten, sondern auch dem Interviewer flexible Gestaltungs- sowie Äußerungsmöglichkeiten an. Das heißt, nicht nur der Abbau der Distanz und der Unannehmlichkeit durch die *asymmetrische Beziehung* zwischen Fragendem und Befragtem wird ermöglicht,²⁰⁰ sondern durch eine natürliche und freie Situation mit Alltagsgesprächen auch die Chance zum offenen Gespräch mit den Betroffenen beim Interview.²⁰¹

Bei der Vorbereitungsphase des Interviews wurde zuerst anhand des bereits bestehenden wissenschaftlichen Konzeptes²⁰² ein Leitfaden konstruiert, durch den die problemorientierte Standardisierung teilweise verwirklicht werden kann.²⁰³ Das bedeutet, dass das Interview mittels des Leitfadens auf eine bestimmte Problemstellung fokussiert vollzogen werden kann, obwohl das Interview offen durchgeführt ist.²⁰⁴ Dies kann auch hilfreich bei der Interviewsituation mit denjenigen sein, die nicht in der Lage sind, selbst, aktiv und frei über die Themenvorgabe zu erzählen.²⁰⁵ Außerdem ermöglicht diese Standardisierung durch die Konstruktion des Leitfadens die Vergleichbarkeit der Antworten mehrerer Betroffener und die leichtere Verallgemeinerung der Ergebnisse.²⁰⁶

¹⁹⁹ Mayring 2002, S. 66

²⁰⁰ Vgl. Kromrey 2002, S. 351f.

²⁰¹ Vgl. Lamnek 2005, S. 335 und Mayring 2002, S. 67

²⁰² Vgl. Lamnek 2005, S. 364

²⁰³ Vgl. Mayring 2002, S. 70

²⁰⁴ Vgl. ebd., S. 67f.

²⁰⁵ Vgl. Diekmann 2010, S. 542

²⁰⁶ Vgl. Mayring 2002, S. 70

Die Leitfäden für das Interview mit den Betroffenen und mit den BetreuerInnen²⁰⁷ wurden unter Berücksichtigung der *leichten Sprache* des Netzwerks People First Deutschland e. V.²⁰⁸ konstruiert und durch ein Probeinterview strukturiert.

Der ausgearbeitete Leitfaden für die Betroffenen besteht aus insgesamt acht Themenkomplexen für das Gespräch:

1. Vorstellung und Erklärung des Interviews:

Dieses Thema hat eine einleitende Funktion sowohl durch die Vorstellung und Erklärung des Interviewers, z. B. die Anonymisierung, als auch durch das Einstiegsgespräch über alltägliche Lebenssituationen, um eine entspannte angenehme Situation beim Interview herzustellen.

2. Biografische Fragen:

Dieser Themenschwerpunkt hat die Vorstellung der InterviewpartnerInnen, den persönlichen Hintergrund wie Familie, Schule und Beruf zum Inhalt. Dadurch ist es möglich, dass die soziale Information in Bezug auf soziale Netzwerke wie die familiäre und kollegiale Beziehung erhalten werden kann.

3. Wohnung:

Es handelt sich bei diesem Thema um die Wohngeschichte. Dadurch ist festzustellen, welche Erfahrungen in unterschiedlichen Wohnformen die Betroffenen bisher hatten und welche Voraussetzung sie für die Wohnauswahl beim Umzug haben. Besonders wird beim Interview nach der Besichtigungsmöglichkeit der Wohnung gefragt, und anschließend werden im Interview die räumliche Gestaltung und die Ausstattung berücksichtigt.

4. Infrastruktur und Umgebung:

Dieser Themenschwerpunkt befasst sich mit der materiellen Struktur innerhalb und außerhalb des Wohnbereichs wie z. B. der infrastrukturellen Lage in der Wohnumgebung, den Mobilisierungsmöglichkeiten und den Einkaufsmöglichkeiten.

5. Wohnen bzw. Alltagsleben:

Das Thema bezieht sich auf die Selbstständigkeit in alltäglichen Lebenssituationen und die Identität in der Wohnung z. B. durch eine individualisierte Einrichtung.

²⁰⁷ Vgl. detaillierte Leitfäden im Anhang

²⁰⁸ Vgl. Netzwerk People First Deutschland e. V. 2004

Weiterhin geht es um routinemäßige Alltagstätigkeiten, z. B. Kochen und die Unterstützungsbedürftigkeit im Alltag. Der dritte Schwerpunkt sind der Tagesablauf und die Freizeittätigkeiten. Beispielsweise beinhaltet das Thema die Frage nach der Teilhabemöglichkeit am allgemeinen Leben wie Aktivitäten in öffentlichen Institutionen und Vereinen.

6. Soziale Beziehung:

Diesem Thema zielt auf einen Überblick über soziale Netzwerke wie informelle Beziehungen in der jeweiligen individuellen Lebensumwelt ab. Beispielsweise geht es um Kontaktmöglichkeiten mit Menschen mit und ohne Behinderung.

7. Betreuungssetting:

Einerseits orientiert sich das Thema an professionellen BetreuerInnen und deren Hilfeleistungen, andererseits an den die Dienstleistung erbringenden Vereinen. Dabei geht es um die Zufriedenheit mit der Hilfe z. B. in Bezug auf die Gleichberechtigung und die Kundenzentriertheit der Dienstleistung.

8. Wünsche:

Bei diesem Thema wird den Betroffenen eine Möglichkeit gegeben, noch zusätzliche Meinungen zu verschiedenen Themen zu äußern, und nach ihren Vorstellungen über die zukünftige Wohnsituation gefragt.

Des Weiteren wurde der Leitfaden für die BetreuerInnen mit elf Schwerpunkten für das Gespräch entwickelt. Im Leitfaden für die BetreuerInnen wurden die Perspektive als professionelle Person auf die Arbeitstätigkeit und die Beziehung zu den Betroffenen sowie eine Stellungnahme zum selbstbestimmten Leben einbezogen:

1. Vorstellung und Erklärung des Interviews,
2. Biografische Fragen,
3. Arbeit im Alltag, beispielsweise Tagesablauf als pädagogischer Betreuer,
4. Verhältnis zu den Betreuten,
5. Schwierigkeiten bei der Arbeit,
6. Fragen über die Betreuten und das betreute Wohnen sowie soziale Beziehung bzw. Umgebung der Betreuten,
7. Meinung über die Selbstbestimmung und schließlich
8. Zufriedenheit sowie zukünftige Perspektiven und Wünsche.

Auf diese Weise wurde das problemzentrierte Interview sowohl mit den Betroffenen als auch mit ihren BetreuerInnen durchgeführt.

Trotz des detailliert vorbereiteten Leitfadens wurden die Fragestellungen je nach den individuellen Reaktionen und Situationen zum Teil geändert oder für die jeweilige Interviewkonstellation umgestaltet. Die Umgestaltung erfolgte in sogenannte *Ad-hoc-Fragen*, die grundsätzlich zur Interviewdurchführung der problemzentrierten Interviewmethode gehören.²⁰⁹

»Darüber hinaus wird das Interview immer wieder auf Aspekte stoßen, die im Leitfaden nicht verzeichnet sind. Wenn sie für die Themenstellung oder für die Erhaltung des Gesprächsfadens bedeutsam sind, wird der Interviewer hier spontan *Ad-hoc-Fragen* formulieren.«

(Mayring 2002, S. 70)

Nicht nur die Umgestaltung der Fragestellung, sondern auch die spontane Interviewgestaltung wird in dieser Untersuchung zur Gewinnung von wirklichkeitsnahen Aussagen benötigt. Vor dem Interview wurde durch mehrere Kontakte besonders die menschliche Beziehung mit den oft verängstigten und scheuen Betroffenen intensiv aufgebaut, bis zu einem günstigen Zeitpunkt das Interview bei einem alltäglichen Besuch durchgeführt werden konnte.

4.1.2.2 Teilnehmende Beobachtung

Das zweite Instrument für diese Untersuchung ist die teilnehmende Beobachtung, die einerseits als *die* ursprünglichste Datenerhebungstechnik und andererseits als eine Standardmethode der Feldforschung gilt.²¹⁰ Das Wort „Feldforschung“ weist auf ihren Charakter hin: Der Forschende ist bei dieser Methode nicht passiv, sondern nimmt selbst an seinem Untersuchungsfeld teil und stellt mit den Beobachteten eine direkte persönliche Beziehung zu ihrer natürlichen Lebenssituation her.²¹¹

Im Allgemeinen gibt es bei der Beobachtung divergente Formen in unterschiedlichen Dimensionen. Um einen Überblick zu gewinnen, werden die verschiedenen Beobachtungsformen in der folgenden Tabelle veranschaulicht.

²⁰⁹ Vgl. Mayring 2002, S. 70f.

²¹⁰ Vgl. Mayring 2002, S. 80 und vgl. Schnell/Hill/Esser 2005, S. 390

²¹¹ Vgl. Mayring 2002, S. 80

Tabelle 14: Darstellung der verschiedenen Beobachtungsformen²¹²

Differenzierungsdimension	Formen der Beobachtung	
Wissenschaftlichkeit	naive	systematische
Standardisierung	unstrukturierte, nicht standardisierte	strukturierte standardisierte
Transparenz	offene	verdeckte
Beobachterrolle	teilnehmende	nicht teilnehmende
Partizipationsgrad	aktiv teilnehmende	passiv teilnehmende
Realitätsbezug	direkte	indirekte
Natürlichkeit der Situation	Feldbeobachtung	Laborbeobachtung

Bei dieser Untersuchung wurde als die qualitative Beobachtungsform die unstrukturierte (nicht standardisierte), offene, tendenziell aktiv teilnehmende und direkte Verfahrensweise benutzt.²¹³

In der Untersuchungszeit gab es vielfältige Möglichkeiten zur Begleitung und Beobachtung der Betroffenen. Die Spannweite der Vorgehensweise bei der Beobachtung erstreckte sich von unregelmäßigen persönlichen Begleitungen bis zu regelmäßigen Beobachtungen in den offiziellen Instanzen. Die konkreten Umfelder zur Beobachtung waren die Wohnumgebung wie Infrastruktur, Verkehrsverbindung, Einkaufsmöglichkeit, die Alltagstätigkeiten wie Einkaufen, Freizeitaktivitäten von den statischen bis zu den aktiven Freizeittätigkeiten sowie die Wohnung wie Wohnstruktur, Einrichtung, Ausrichtung und schließlich die Partizipation bei den zugehörigen oder vereinsübergreifenden Tätigkeiten, z. B. am Treffen in einer K-Bäckerei auf der individuellen Ebene bis hin zur Kundschaftsvertretung, Zeitungs-AG, Stammtisch, Sommerfeste, Sonntagsfrühstück, Plätzchen backen, Reise nach B-Stadt und Fußballturnier bzw. Kegeln auf der institutionellen Ebene – innerhalb oder außerhalb der Vereine bzw. gemeinsamen Veranstaltungen für das betreute Wohnen. Dabei wurde versucht, die strikte Beobachterrolle sowie das Beobachtungsverfahren zu vermeiden, denn die Beobachtungsgegenstände waren meistens mit den dynamischen und wechselhaften Lebenssituationen der Betroffenen verbunden und als eine *Privatsache*²¹⁴ nicht systematisch vorhersehbar und vorbereitbar.

Die schriftlichen Materialien für die Datenerhebung wurden zum einen meist durch direkte kurze *flüchtige* Notizen²¹⁵ in den gegebenen Situationen hergestellt und an dem Tag nach dem Verlassen der Begleitung zusätzlich bearbeitet. Zum anderen wurden Archivmaterialien als

²¹² Vgl. Lamnek 2005, S. 564

²¹³ Vgl. ebd. S. 565

²¹⁴ Vgl. Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 196

²¹⁵ Vgl. Lueger 2000, S. 99

Muster bei der Begleitung von den teilnehmenden Vereinen wie Zeitung, Protokolle der Kundenschaftsvertretung und Informationsblätter für die internen Veranstaltungen etc. gesammelt, um sich einen Überblick über die Organisationsgestaltung sowie die verschiedenen Angebote der Vereine zu verschaffen.

4.2 Datenaufbereitung und -auswertung

In diesem Abschnitt wird die letzte empirische Untersuchungsphase, das Datenaufbereitungs- und das Auswertungsverfahren, vorgestellt. Die Datenaufbereitung ist ein qualitativ orientierter Forschungsprozess zur Datenauswertung, in dem die Untersuchungsmaterialien wie das Interview festgehalten, aufgezeichnet und aufbereitet werden sollen.²¹⁶

In dieser Untersuchung wurde dieser Prozess durch die kommentierte Transkription mithilfe Maxqda2 vorbereitet.

Die Transkriptionen der Interviews orientieren sich an folgenden drei Prinzipien.

Das erste Prinzip ist Anonymisierung, die nach dem Wunsch der Betroffenen als grundlegende Voraussetzung gilt. Dementsprechend wurden alle Namen von Personen, von relevanten Städten und Firmen umgeschrieben.

Das zweite Prinzip sind die leichtere Lesbarkeit und das bessere Verstehen. Aus diesem Grund wurden überflüssige, bedeutungslose Beschreibungen nicht transkribiert bzw. umgeschrieben. Beispielsweise wurden zur Verbesserung des Verstehens die umgangssprachlichen Wörter oder Sätze verändert wie hochdeutsch „haben wir mal“ statt narrativer Sätze „ha'm“.²¹⁷ »Da haben wir mal noch 'nen Stock oben drauf.« Jedoch wurde der verständliche Sprachstil von den jeweiligen Betroffenen, wie z.B. ein falscher Artikel, unverändert geschrieben, um die herrschende Interviewatmosphäre angemessen wiederzugeben.

Das letzte Prinzip ist die Vermeidung der Wiederholung von nicht relevanten Fragen. Beim Interview gab es viele wiederholende Fragestellungen, die die fließende Nachvollziehbarkeit der Inhalte beeinträchtigt.

Außer diesen Prinzipien wurden die Interviews durch bestimmte Kommentierungsmethoden mit Sonderzeichen transkribiert, die durch die Anlehnung an das von KALLMEYER und

²¹⁶ Vgl. Mayring 2002, S. 85

²¹⁷ Vgl. Interview mit Herrn A, S. 6

SCHÜTZE erarbeitete Zeichensystem modifiziert wurden.²¹⁸ Die in dieser Arbeit benutzten Zeichen sind in der folgenden Tabelle zusammenfassend dargestellt.

Tabelle 15: Kommentierungstechnik durch Sonderzeichen

mhm.	Nachdenken, Pausenfüller, Rezeptionssignal
ehm.	Einverstanden, ich verstehe
Ehm?	Wieder fragen, wie bitte?
em-em.	Nein, Verneinung
(..)	Ganz kurze Pause.
(...)	Kurze Pause.
[]	Beschreibung der Situation oder subjektive Meinung
!	Auffällige Betonung
-	Silbendehnung (Vokal oder Konsonant)
#	Unverständlich
{ }	Gleichzeitig sprechen

Die nach diesem kommentierten Transkriptionsverfahren aufbereiteten Daten wurden durch die letzte empirische Untersuchungsphase ausgewertet, die in dieser Arbeit durch eine qualitative Inhaltsanalyse erfolgt.

Diese Methode der Inhaltsanalyse stammt aus der kommunikationswissenschaftlichen Technik in den USA, die sich an der quantitativen Auswertung orientierte und sich weiter zu qualitativen Inhaltsanalysen entwickelte.²¹⁹ Im Allgemeinen ist die Inhaltsanalyse »eine der klassischen Vorgehensweisen zur Analyse von Textmaterial« (Flick 2002, S. 279) wie z. B. Interviewdaten. Ihre zentrale Charakterisierung ist die Kategorisierung.²²⁰

»Die Stärke der Inhaltsanalyse ist, dass sie streng methodisch kontrolliert das Material schrittweise analysiert. Sie zerlegt ihr Material in Einheiten, die sie nacheinander bearbeitet. Im Zentrum steht dabei ein theoriegeleitet am Material entwickeltes Kategoriensystem; durch dieses Kategoriensystem werden diejenigen Aspekte festgelegt, die aus dem Material herausgefiltert werden sollen.«

(Mayring 2002, S. 114)

MAYRING unterscheidet die qualitative Inhaltsanalyse in drei Grundformen: *Zusammenfassung*, *Explikation* und *Strukturierung*.²²¹ Bei der zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse werden Texte reduziert, um einen überschaubaren Umfang der Texte zu schaffen. Die explizierende Inhaltsanalyse lässt sich im Wesentlichen als eine Kontextanalyse verstehen. Es wird versucht, einzelne fragliche Textteile zu erklären, indem an den entsprechenden Stellen

²¹⁸ Vgl. Kallmeyer/Schütze 1976, S. 6f.

²¹⁹ Vgl. Mayring 2002, S. 114

²²⁰ Vgl. Flick 2002, S. 279

²²¹ Vgl. Mayring 2002, S. 115

zusätzliche Materialien wie erklärende Paraphrasen eingefügt werden.²²² Schließlich werden bei der strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse auf der Grundlage eines nach den *Strukturierungsdimensionen zusammengestellten Kategoriensystems* bestimmte Aspekte aus den Texten herausgestellt,²²³ um »unter vorher festgelegten Ordnungskriterien einen Querschnitt durch das Material zu legen« (Mayring 2002, S. 115) bzw. um »das Material auf Grund bestimmter Kriterien einzuschätzen« (ebd.).

In dieser Arbeit wurden besonders die zusammenfassende und strukturierende qualitative Inhaltsanalyse für die Auswertung verwendet, da sich die groben Umrisse der gesamten Texte überblicken und gleichzeitig die inhaltlichen einzelnen Merkmale der jeweiligen Kategorienstrukturen in den bestimmten Themen detailliert erkennen lassen.²²⁴

Die kodierten Kategorienbildungen wurden von den gesamten Texten Zeile für Zeile selektiert durchgearbeitet. Die im weiteren Analyseverlauf gefundenen Textstellen wurden den nach dem grundsätzlich theoriegeleiteten Interviewleitfaden herausgebildeten Kategorien zugeordnet bzw. als die von den Interviewten herausgefundenen neuen Kategorien formuliert, die als konkrete Beispiele oder als inhaltliche Aspekte sowie als bestimmte Dimensionen definierende Begriffe funktionieren sollen. Nach der Auswertung mithilfe dieser Kategorienbildungen wurde die Eruiierung der Problemstellungen und Merkmale der jeweiligen Themenbereiche vor Augen geführt.

4.3 Methodenkritik

Zum Schluss dieses Kapitels wird die Kritik methodischen Verfahrens vorgebracht.

Im ersten Kritikpunkt geht es um die regionale Begrenzung des Forschungsfeldes. Die Probanden sowie deren Dienstleistungsträger wurden wegen der begrenzten finanziellen und zeitlichen Forschungsressourcen nur in einem einzigen Einzugsbereich, dem Landkreis Marburg-Biedenkopf, ausgewählt. Daher ist die allgemeine Gültigkeit der Untersuchungsergebnisse für die Transformation auf die Situation von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen aller Bundesländer nicht anzunehmen.

²²² Vgl. ebd. S. 115ff.

²²³ Vgl. ebd. S. 115, 118

²²⁴ Vgl. Diekmann 2010, S. 609

Der zweite Kritikpunkt richtet sich auf die Interviewdurchführung – die Grenze der Kommunikations- sowie Verständniskompetenz zwischen dem Forschenden und den Betroffenen beim problemzentrierten Interview, die nicht nur in der Sprachkompetenz, sondern auch in der Interviewtechnik liegt. Dies führt dazu, dass die themenbezogenen Fragen beim Interview punktuell nicht tiefgreifend genug gestellt wurden.

Der letzte Kritikpunkt bezieht sich auf zwei Schwierigkeiten der teilnehmenden Beobachtung bei der Begleitung und beim Besuch. Dabei handelt es sich um die Schwierigkeit der Protokollierung und von Notizen aufgrund der gegebenen Situation.

»Praktische Feldforschung kann sich nur in wenigen Fällen auf bereits vorliegendes Datenmaterial verlassen. Vielfach hat man es mit flüchtigen Materialien zu tun, die entweder nur äußerst begrenzt protokollierbar sind oder im Fall ihrer Protokollierung dieser bereits eine weiterreichende (Vor-)Interpretation innewohnt.«

(Lueger 2000, S. 99)

Beispielsweise ist unterwegs auf der Straße die Zeit zum Schreiben zu kurz. Ebenso ist der Versuch des schnellen Schreibens in Anwesenheit der Betroffenen eher schwierig, da dadurch unangenehme Situationen für die Betroffenen entstehen könnten.

Zweitens besteht die subjektive Interpretationsgefahr bei der Protokollierung und Notizen. Das heißt, dass durch subjektive Selektion und Interpretation seitens des Forschers die Wahrnehmung der situativen Gegebenheiten oder die Untersuchungsdatenerhebung beeinflusst wird.

»Im Gegensatz dazu versucht interpretative Sozialforschung im Rahmen der Beobachtung [...], daß einerseits die Objektconstitution durch den Beobachtungs- und Interpretationsprozeß in Rechnung gestellt wird und andererseits soziale Phänomene in ihrem Kontext betrachtet werden. [...] Die perspektivische Selektivität der *Zuwendung* (was nehmen BeobachterInnen wahr und welche Bedingungen führen zu dieser spezifischen Wahrnehmungsweise?); und die Selektivität der *Protokollierung* (was davon zeichnen sie auf und welcher Selektionsmethoden bedienen sie sich dabei?) – beides Aspekte von Interpretation, die untrennbar in die Erhebung integriert sind.«

(Lueger 2000, S. 100)

Obwohl die genannten Kritikpunkte vorhersehbar waren, ließen sie sich in dem Forschungsalltag nicht leicht überwinden und auch nicht schnell erkennen. Wenn die Untersuchung beginnt, beginnt der Sinn der Forschenden der Alltagswirklichkeit der Betroffenen zu gehören.

»Der Beobachter tritt in das Beobachtete wieder ein. Der Beobachter ist Teil dessen, was er beobachtet, sieht sich in der paradoxen Situation dessen, was er beobachtet. Er kann einen Betrieb,

eine Gesellschaft, einen Bereich der Physik beobachten, wenn er die Unterscheidung von Beobachtem und Beobachtetem in das Objekt wieder hineinführt.«

(Luhmann 2009, S. 166f.)

5 Falldarstellungen

5.1 Herr A.

5.1.1 Vorbemerkungen

Das erste Treffen mit Herrn A fand beim Sommerfest seines Vereins statt. Sein Betreuer K stellte ihn vor. Er war jung, ruhig und zurückhaltend.

Beim Interview begleitete mich der Betreuer auf Wunsch von Herrn A. Die Wohnung lag weit von Marburg entfernt, außer Herrn A war niemand zu Hause. Das Interview fand in einem Zimmer in der ersten Etage der Wohnung statt. Auf der Kommode neben der Eingangstür seiner Wohnung lag sein Handy. Auf dem Bildschirm seines Computers gab es ein geschmackvolles Auto als Hintergrund, und an der Wand hing ein Bild einer Fußballmannschaft. Die anderen Zimmer in der oberen Etage waren noch Baustelle und standen noch leer.

Beim Interview zeigte er sich am Anfang ein wenig scheu, aber bald sprach er ohne Hemmungen. Daher konnten wir gut miteinander reden.

5.1.2 Biografischer Hintergrund

Herr A ist zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt und hat einen Bruder. Herr A wohnt bei den Eltern. Jedoch hat er wenig Kontakt mit seinen Eltern, da sie im Schichtdienst arbeiten.

Er war in der Sonderschule in S-Stadt und hat eine Ausbildung als Maler und Lackierer in H-Stadt gemacht. Er ist seit einem Jahr in einer Werkstatt für Behinderte in Marburg tätig.

Seine besonderen Schwierigkeiten sind die Geldverwaltung und Lesen.

Seine Hobbys sind Fernsehen, besonders gern sieht er Fußballspiele, er hört Musik und pflegt seine Kontakte mit anderen am PC. Außerdem macht er gern Spaziergänge, fährt allein Fahrrad, surft im Internet und geht schwimmen oder in die Disko. Er fühlt sich in seiner Lebens- und Wohnsituation wohl und ist mit ihr zufrieden.

5.1.3 Wohnen und Alltagsleben

Er hat keine Erfahrung in anderen Wohnformen gemacht, da er bisher nur mit seinen Eltern in ihrem Haus gewohnt hat. Das Familienhaus besteht aus zwei Etagen. Im Erdgeschoss wohnen seine Eltern, oben wohnt er zusammen mit seinem Bruder. Die obere Etage wird seit einem

Jahr umgebaut und hat insgesamt drei Zimmer. Durch diesen Umbau wird ihm ein stückweise getrenntes Alltagsleben von seinen Eltern ermöglicht.

»P: Ehm. Und wohnen Sie in diesem Haus zusammen?

A: Meine Eltern wohnen unten.

P: Ehm.

A: Ich wohne oben.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 36-39 vom 10.11.2006)

»A: Das heißt unterschied(..) unten essen und so geh ich runter.

P: Ehm.

A: Essen, Fernseh gucken und so, guck mache ich, geh mal runter dann.

P: Hier oben was machen Sie dann?

A: Hier oben's Internet(..), Schlafen.

P: Ehm.

A: Mal(..) ausruhen.

P: Ehm.

A: Bücher lesen.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 183-191 vom 10.11.2006)

Die alltäglichen Tätigkeiten teilt er zum Teil mit seiner Mutter. Beispielsweise übernimmt seine Mutter das Kochen, er jedoch putzt und macht die Wäsche in der oberen Etage selber. Er ist beim Alltagsleben aufgrund des Zusammenlebens mit seinen Eltern nicht ganz selbstständig.

»P: Und(..) mhm(..) die Alltagstätigkeit(..), wer macht das? Zum Beispiel Kochen.

A: Meine Mutter, weil ich immer arbeiten muss und so. Nur Wochenende zu Hause bin.

P: Ehm.

A: Mach's meine Mutter.

P: Putzen auch?

A: Putzen mach(..) hier oben putze ich selber.

P: Aha, und waschen?

A: Selber.

P: Aber(..) hier oben gibt's keine Waschmaschine. Dann(..) wie machen Sie?

A: Unten Keller.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 370-379 vom 10.11.2006)

Sein Tagesablauf wird durch die Arbeit strukturiert. Er steht von Montag bis Freitag um halb sechs auf; Samstag ist sein Putztag. Nach der Arbeit beschäftigt er sich mit seinen Hobbys wie Spaziergehen, im Internet surfen oder mit seinem Freund ein Fußballspiel schauen. Die Moschee ist ein Mittelpunkt seines sozialen Lebens.

»P: Ehm. Können Sie mal vielleicht Ihren Tageslauf erzählen?

A: Tageslauf? Oh, das ist viel(...)

P: Montag.

A: Auch Montag aufstehen. Vorbereiten, Arbeit.

P: Ehm. Das ist halb sechs?

A: Bis Freitag. Ganzen Tag arbeite ich.

P: Ne. Mhm(..) Aufstehen.

A: Aufstehen. Alles vorbereiten, Tasche machen(..) auf die Arbeit. Danach von der Arbeit nach Hause.

P: Ungefähr wie viel Uhr?

A: Mhm(..) halb sechs(..) bin zu Hause.

P: Schon zu Hause halb sechs?

A: Ehm.

P: Kommen Sie immer direkt nach Hause?

A: Jedes Mal, wenn ich mich mit denen hier verabrede oder mit dem H-Betreuer, mit der J-Betreuerin dann nicht. Aber sonst komm ich immer nach Hause. Mhm(..) wenn ich mit(..) Kumpel zwar beschäftigt bin.

P: Ehm.

A: Oder Fußball gucken zusammen(..). Dann geh ich stracks zu Kumpel, guck da Fußball.

P: Wer ist dieser Kumpel?

A: (..) AA heißt der.

P: Wohnt er in der Nähe?

A: Der wohnt in der Stadt. Das heißt, wir treffen uns immer(..) hier. Hier unserer hier Moschee. Hier N-Stadt. [Gleiche Stammende wie seine Eltern] Da trifft dahin gucken so unseren Fußball und trinkt unsere Tee und Cola und so.

P: Ehm. Und, wenn Sie nach Hause kommen, was machen Sie dann?

A: Duschen, was Essen, dann mache ich en Spaziergang.

P: Ehm.

A: Dann komm, komme ich nach Hause wieder. Da manchmal(..) dann guck ich mal Internet.

P: Ehm.

A: Nach meine(..) E-Mail und so(..) habe ich(..) Nachricht gekriegt und dann geh schlafen.

P: Dann heißt dieses Abendessen(..) bereitet(..), bereitet immer Ihre Mutter vor?

A: Ja.

P: Ehm. Dann Montag bis ungefähr Freitag ist immer gleich?

A: Ehm.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 400-429 vom 10.11.2006)

5.1.4 Infrastruktur und Umgebung

Seine Wohnung ist weit von Marburg entfernt und liegt in einer ruhigen Gegend. Trotzdem gibt es in der Nähe seiner Wohnung Einkaufsmöglichkeiten, eine Bushaltstelle und einen Arzt. Das ist meist zu Fuß erreichbar. Er kennt seine Umgebung sowie die Situation der Verkehrsmittel sehr gut. So benutzt er die Verkehrsmittel selbstständig z. B. für den Weg zur Arbeitsstelle nach Marburg mit dem Zug und dem Bus.

»P: [...] dann bis nach M-Stadt, wie fahren Sie zur Arbeit?

A: Zug.

P: Mit dem Zug?

A: Zug und dann mit dem Bus.

P: Aber(..) gerade habe ich(..) erfahren. Also dieser Ort ist(..) schon am Rand in diesem Ort.

A: Ich fahr mit dem Zug bis M-Stadt.

P: Ehm.

A: Und steige ich Bus und(..) fahr weiter.

P: Und(..) von zu Hause zum(..) Bahnhof?

A: Laufen.

P: Wie weit ist?

A: Sechs Minuten.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 66-77 vom 10.11.2006)

»P: Ehm. Gibt's hier in der Nähe auch eine Post oder einen Arzt?

A: Ja.

P: Auch in der Nähe?

A: Ehm.

P: Wie weit ist es?

A: Arzt(..) Hause(..) sieben Minuten.

P: [Leise gelacht.] 'schuldigung. Ich, ich dachte hier ist ziemlich am Rand. [Leise gelacht.]

A: Ne. Wir haben schon hier unsern(..) Hausarzt, au(..) Hausarzt haben wir mal, Zahnarzt haben wir mal.

P: Ehm. Gibt's hier auch(..) Verkehrsmittel?

A: Verkehrsmittel gibt's ja.

P: Bus zum Beispiel?

A: Bus, Zug(..) gibt's.

P: Mhm(..) wo gibt's hier in der Nähe eine Bushaltstelle?

A: In der Stadt.

P: Hier nicht?

A: Hier oben net. Nein.

P: Ehm. Dann muss man unbedingt(..) unten in die Stadt gehen.

A: Ja, man muss net. Hier's(..) bin(..) also runter(..) geht Sonderbushaltstelle.

P: Ehm.

A: Mhm(..) kommt mal Bus, wenn will. Es kommt mal der Bus, wenn man hinfahren will.

P: Mhm(..) wie lange dauert es bis zur(..) Bushaltstelle?

A: Wenn ich hier runter geh(..) zwei, drei Minuten.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 235-256 vom 10.11.2006)

5.1.5 Soziale Beziehungen

Er hat sehr gute Beziehungen mit seinen Nachbarn und Freunden, die er aus der Ausbildungszeit kennt und die aus dem religiösen Bekanntenkreis stammen. Es sind Personen mit oder ohne Behinderung. Er fühlt sich gut in seine sozialen Beziehungen integriert.

Er unterhält regelmäßige Kontakte mit ihnen und unternimmt im Alltag vieles mit ihnen zusammen. Die meisten kommen aus demselben Land wie seine Eltern.

»A: Nette Nachbarn. Man kann ja mal(..) gut unterhalten mit denen.

P: Kennen Sie die Leute gut?

A: Ja.

P: Mhm(..) mit den(..)'schuldigung. Nachbarn?

A: Ja.

P: Ehm und(..) mhm(..) also gibt's keine Probleme mit den Nachbarn?

A: Ne.

P: Verstehe{

A: } Wir halten alle zusammen hier. Wenn andere Urlaub fährt und so passt immer auf.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 275-283 vom 10.11.2006)

»P: Ehm. Und(..) da haben Sie jemanden kennengelernt? Also die(..) mhm(..) wie Ihre Gleichaltrigen ohne Behinderung?

A: Ehm.

P: Ehm. Treffen Sie sich immer noch mit denen?

A: Ja(..) Wochenende, privat.

P: Wie viele(..) Leute kennen Sie davon?

A: Zwei, drei Leute sind da so, sind nicht viel.

P: Wie oft treffen Sie sich in der Woche?

A: Wenn man Zeit haben.

P: Ungefähr(..) ein oder zweimal in der Woche?

A: Ein-, zweimal.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 146-155 vom 10.11.2006)

5.1.6 Betreuung

Er ist meist selbstständig und macht aus diesem Grund mit seinen beiden BetreuerInnen oft einen Spaziergang. Außerdem erledigt er mit ihnen den Einkauf oder bekommt Hilfe beim Papierkram. Er hatte keine Erfahrung mit dem Wechsel von BetreuerInnen oder seines Vereins, da er nur ein Jahr im Verein ist und keine besondere Schwierigkeiten hatte.

Trotzdem fiel beim Interview auf, dass er nicht gern über seine BetreuerInnen sprechen möchte.

5.1.7 Wünsche

Er möchte weiter in dem Haus wohnen. Anscheinend ist die Erweiterung der oberen Etage eine Vorbereitung für seine zukünftige von seinen Eltern unabhängige Wohnung. Er möchte später seine Wohnung angenehm dekorieren mit Fernsehen, Sofa, Musikanlage, ein paar Bildern und einer Diskolampe.

Er hatte zu dem Zeitpunkt keine Freundin, möchte jedoch als junge Person eine haben. Dennoch hat er nach seiner Aussage dafür keine Zeit und ist nach der Arbeit zu müde, um noch etwas mit seiner Freundin unternehmen zu können.

»A: Fern(..) Fernsehen. Dann vielleicht mal(..) en Sofa.

P: Ehm.

A: Couch und so.

[...]

A: Mhm(..) Dann Anlage, Musikanlage und so.

[...]

A: Vielleicht paar Bilder hier rein und so(..) Diskolampe(..) will ich hier rein machen.

[...]

A: Das ist zurzeit Eigentum von meinen Eltern.

P: Ehm.

A: Weil oben das(..) wurde für mich gebaut(..) Das heißt nur für mich die Wohnung hier.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 661-683 vom 10.11.2006)

»P: Mhm.(...) Haben Sie eine Freundin?

A: [Er schüttelt seinen Kopf.]

P: Ne? Warum nicht?

A: Keine Zeit.

P: Keine Zeit? Wegen der Arbeit?

A: Ja, mit der Arbeit, ja.

P: Oder hatten Sie mal versucht?

A: Versucht hat schon mal.

P: Ehm. Und wie war's?

A: Mhm(...) schwierig. [Er sprach sehr leise und sich entmutigend.]

P: Mhm(..) warum ist es so(..), war es so schwierig gewesen?

A: Ja, ich komm von der Arbeit nach Hause.

P: Ehm.

A: Müde(..), dann wollte sie mal weg. Also daneben(..) da wurde ich gesagt. Ne! Ich bin müde. Wenn die Zeit hat, hat sie auch gelöst die Beziehung.

P: Mhm(..) Wie hatten Sie es versucht(..)?

A: Wir haben ab und zu mal getroffen und so(..) in dieser Zeit(..) dann war immer(..) schwieriger zu treffen. Damals versp(..) net man paar Mal net gesehen. Ja, muss dann nach nicht mehr paar Wochen gesehen und so.

P: Ehm.

A: Dann hat sie(..) haben wir mal Schluss gemacht.

P: Mhm. Und(..) ich meine(..) durchs Internet hatten Sie gesucht oder durch irgend(..) Mhm(..)

A: Wir haben uns kennengelernt so in der Disko.

P: In der Disko?

A: Ja.

P: Gehen Sie öfter in die Diskothek?

A: Seit nicht mehr.

P: Warum?

A: Keine Zeit.«

(Aus dem Interview mit Herrn A 511-536 vom 10.11.2006)

5.2 Frau AK.

5.2.1 Vorbemerkungen

Ich hatte Frau AK während der Untersuchung beim Besuch in der K-Bäckerei, beim Geburtstag und bei privaten Festen getroffen. Sie war ab und zu mal mit ihrem Verlobten unterwegs.

Wir hatten das Interview telefonisch vereinbart. Das Interview wurde beim zweiten Versuch durchgeführt. Beim ersten Mal hatte sie mich angerufen, um den Termin abzusagen, da sie und ihr Verlobter krank waren. Der zweite Termin war einen Monat später und wurde auch telefonisch ausgemacht.

Als ich die Wohnung betrat, war ihr Einzelappartement sehr dunkel wegen eines zugezogenen Vorhangs am Balkon. Sie war dort zusammen mit ihrem Verlobten. Aufgrund unserer Bekanntschaft haben sie mich sehr freundlich empfangen. Sie sahen fern. Zuerst fing sie an, über die Einladung eines Bekannten von gestern zu sprechen, der auch im betreuten Wohnen wohnt.

Sie war beim Interview ein wenig zurückhaltend. Ihre Aussprache war schwer zu verstehen. Als sie mehrmals apathisch wurde, versuchte ich sie mit alltagsnahen Gesprächsstoffen in das Interview zurückzuholen. Im Gegensatz zu ihr sprach ihr Verlobter Herr AS entspannt und versuchte sie zum Interview zu motivieren.

5.2.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 29 Jahre alt und wohnt allein in einem Einzelappartement. Sie hat einen Bruder, der in einem anderen Verein betreut wird. Sie möchte mit ihm aber nichts zu tun haben. Sie wollte auch nicht die Wahrheit über ihren leiblichen Eltern sagen. Ihr Verlobter wohnt im nächsten Dorf bei seinen Eltern, besucht sie öfter und unternimmt mit ihr vieles nach der Arbeit.

Sie war in einer Sonderschule und danach im Berufsbildungswerk. Sie arbeitet jetzt in WfB.

Sie hat Schwierigkeiten besonders beim Umgang mit Geld sowie bei der Geldverwaltung, beim Papierkram, beim Lesen von Briefen und der Uhr.

Ihre Hobbys sind Kettenauffädeln, Puzzle, Musik hören – besonders Schlagermusik – Reisen, Schlafen und Sporttreiben im Fitnesscenter.

5.2.3 Wohnen und Alltagsleben

Sie wohnte früher bei ihren Pflegeeltern und danach ungefähr zwei bis drei Jahre in einem Heim in MT-Stadt. Anschließend war sie in vier Wohngemeinschaften im betreuten Wohnen eines anderen Vereins. Sie wohnt jetzt in einem Appartement in der oberen Etage.

»AK: Ja. Ich war erst(..) erst war ich bei Pflegeeltern. Meine Mutter hat mich so abgeschoben, gell? AS-ihr Verlobter?

AS: Ja, erst die Mutter Pflegeeltern, Pflegeeltern, dann war sie im Heim und dann kam sie hierher.

P: Was für ein Heim?

AS: Ich weiß net. Das heißt, musst du ja wissen.

AK: So(..) mhm(..) Pfleg(..) mhm(..) ach, wie heißt(..) weil(..) S-Heim war ich mal.«

(Aus dem Interview mit Frau AK 341-345 vom 04.03.2007)

Sie achtete während der Untersuchungszeit als Frau auf ihre Figur und geht deshalb ins Fitnesscenter.

Sie arbeitet von sechs bis 14 Uhr bei WfB. Danach geht sie einkaufen oder bummelt in der Stadt. Nach der Arbeit begleitet sie normalerweise ihr Verlobter, da er auch bei WfB arbeitet. Zum Einkaufen geht sie in die Stadtmitte, da dort ihr Stammgeschäft ist, in dem sie die MitarbeiterInnen kennt und freundliche Hilfe und Beratung bekommen kann.

»P: Warum(..) kaufst du da in T-Straße ein?

AS: [Leise gelacht.]

AK: Weil diese(..) Leute(..) die Leute kennen mich schon, weißt du?

AS: Die Leute kennen sie ne? Und(..) die freuen sich, wenn sie immer kommt.

P: Ach so. Die(..) die(..) Leute bei der Kasse und so?

AS: Genau. {

AK: Weil(..)}

AS: Und die Bedienung.

AK: Und die helfen mir auch meistens, wenn ich frage, könnte ihr mal bitte helfen? Gell? AS-ihr Verlobter?«

(Aus dem Interview mit Frau AK 890-898 vom 04.03.2007)

Zu Hause am Abend sieht sie gern fern, hört Musik oder spielt Computerspiele.

5.2.4 Infrastruktur und Umgebung

Die Wohnung liegt am Rand der Stadt. Direkt vor dem Eingang ihres Gebäudes gibt es eine Bushaltestelle. Ihre Wohnumgebung ist kompliziert. Man kann vieles erleben. Jedoch ist sie im Vergleich mit dem Heim mit ihrer Wohnung zufrieden. Sie findet sie besser als das Heim trotz der kritischen Ereignisse. Sie sagt, dass sie in ihrer Wohnung allein und ruhig leben kann und mit anderen nichts zu tun haben muss.

»P: Ja. Ehm. Und(..) warum mögt ihr es etwas dunkel(..) warum hängt(..) ihr diesen(..) Vorhang auf?

AS: {Ja, also

AK: Ne, was(..) weil die Leute immer reinglotzen.

AS: Die Leute gucken immer rein in die Wohnung. }

[...]

AS: Ja, ja. Gibt's viel Bekloppte da drüben.

AK: Und hier hat's auch schon in der Nacht im X-Haus gebrannt.

AS: Ja.

AK: Da war ich live dabei, erfahren hab ich es von AS-ihr Verlobter.

AS: Hier gibt's viel zu erleben, zu viel. Ja.

AK: Da brauchst du manchmal kein Fernsehen. {

AS: Klatsch,} Rauschgifthandel, Drogenhandel alles(..) nun gibt's auch so Leute im Haus, wo die Polizei kommt.«

(Aus dem Interview mit Frau AK 803-816 vom 04.03.2007)

5.2.5 Soziale Beziehungen

Sie hat ihren Verlobten in WfB vor sieben Jahre kennengelernt.

Sie hat zu einigen Nachbarn und den MitarbeiterInnen der K-Bäckerei sowie den TrainerInnen bzw. BesucherInnen im Fitnesscenter gute Beziehungen. Sie ist damit zufrieden außer mit den Beziehungen zu ihrer Familie, besonders zu ihrem Bruder, und einem ehemaligen Nachbarn, der wegen eines schweren Angriffs gegen ihren Verlobten vor Gericht steht.

»P: Und hast du Bruder oder Schwester?

AK: Der J-ihr Bruder gell? Der.

P: J-ihr Bruder? Aha! Ist das der Bruder?

AK: Ja.

AS: Kennst du den?

P: Ja.

AS: Ja.

AK: Der ist frech.

P: Frech? Warum?

AS: Ja, bei dem musst du aufpassen also(..) mhm(..)

AK: Ganz schlimmer.

AS: Ganz schlimmer ja. Der hat was wie'nen Koller in fünf Minuten. [Leise gelacht.]

AS: Dann.

AS: Er schlägt auch die Leute, gell?

AK: Frag mal, was er mit mir gemacht hat.«

(Aus dem Interview mit Frau AK 251-265 vom 04.03.2007)

»P: Aber(..) J-ihr Bruder ist dein Bruder. Aber du willst nicht mit deinem Bruder(..)

AS: Ne.

AK: Den will ich nix zu tun hab. [Sie spricht sehr deutlich.]«

(Aus dem Interview mit Frau AK 1423-1425 vom 04.03.2007)

5.2.6 Betreuung

Sie hatte einmal ihren Betreuungsverein gekündigt, da ihre Bedürfnisse ignoriert und nicht beachtet worden sind. Mit ihrem jetzigen Verein ist sie zufrieden. Jedoch hat sie das Betreuungspersonal im jetzigen Verein wegen Unzufriedenheit gewechselt.

»AK: Erst hatte ich den W-ehemaliger Betreuer. Den W-ehemaliger Betreuer habe ich. {
AS: Den wollte ich ja net. Der war mal so(..)
AK: Hippelig na} auch(..) streng für mich.
P: Hippelig?
AS: Ja.
AK: So(..) mhm(..) der will alles schnell, schnell, schnell haben, weißt du?
AS: Ja, genau. Nicht alles in der Ruhe, sondern immer alles schnell und das habe ich gesagt.
Ne(..) das möchte ich gar net.
P: Dann hattest du gesagt. Du(..) möchtest andere haben?
AK: Ich hab
AS: Genau.«

(Aus dem Interview mit Frau AK 1295-1304 vom 04.03.2007)

5.2.7 Wünsche

Sie ist zufrieden mit ihrem Leben und sagt bei der Frage nach ihren Wünschen, dass sie keine besonderen habe. Ihr einziger Wunsch ist ein buntes Regal zur individuellen Einrichtung.

5.3 Herr AN.

5.3.1 Vorbemerkungen

Herrn AN kannte ich schon durch seinen Bruder. Auf diesem Hintergrund hatten wir ein gutes Verhältnis. Bevor ich ihn interviewte, hatte ich ihn mehrmals besucht sowie getroffen.

Als ich ihn das erste Mal in seiner Wohnung besuchte, hatte er den Termin vergessen und hatte einen anderen Termin beim Friseur. Er trug noch seinen Schlafanzug, trotzdem ließ er mich hereinkommen. Er wollte Kaffee trinken und hat mir auch Kaffee gegeben.

Das Interview wurde ca. einen Monat später nach dem ersten Termin in seinem Wohnzimmer durchgeführt. Er hatte an dem Tag auf dem Esstisch bereits eine Kanne mit Tee vorbereitet.

Er war sehr freundlich. Zu Beginn hatten wir wie immer ein gewöhnliches Alltagsgespräch über das Treffen mit seiner Freundin in der letzten Woche und das kaputte Vordach aus Glas.

Er war sehr motiviert für das Interview und zeigte Ärger, Wut und Enttäuschung über die Familie aufgrund der fehlenden Anerkennung und Behandlung als Erwachsener.

5.3.2 Biografischer Hintergrund

Er ist 49 Jahre alt. Er hat einen Bruder, der mehrfach behindert ist, zwei Schwestern und die Eltern, die in einem nahe liegenden Ort wohnen.

Zwischen neun und 16 Jahren war er in mehreren Schulen in BE-, G-, K-, W-, BD-Stadt. Damals gab es in einem Internat Jugendweihstunden, und aus dieser Erfahrung heraus wurde er religiös. Als er Kind war, hatte er eine schwere Hirnhautentzündung wegen einer ärztlichen Fehldiagnose. Er hat besondere Schwierigkeiten bei der Geldverwaltung, auch beim Gehen und Sprechen.

Er arbeitete früher auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt und ist jetzt Rentner. Aber er hat noch einen Nebenjob, eine freiwillige kaufmännische Tätigkeit zu Hause, die er für den eigenen Bedarf und für seine Putzfrau betreibt.

Seine Hobbys sind vielfältig wie z. B. ehrenamtliche Arbeit – freitags besucht er ein Altenheim –, Bücher lesen, Teilnahme an Freizeitangeboten aus unterschiedlichen Institutionen und Reisen. Außerdem mag er Musik, besonders Klassik, Weben und Fotografieren sowie Filme sehen.

5.3.3 Wohnen und Alltagsleben

Herr AN wohnte früher bei seinen Eltern und war danach ca. ein Jahr lang allein in einer normalen Wohnung. Beim zweiten Umzug war er im betreuten Wohnen, wohnte da ca. zwei Jahre lang. Zurzeit wohnt er seit zwei Jahren in einem Appartement mit seinem Bruder.

In seiner Wohnung gibt es viele Bücher, davon meistens Reisebücher z. B. über Schottland, Norwegen und Israel.

Er isst meist außer Haus in einem befreundeten Imbiss. Er kommt fast jeden Tag für das Abendessen. Das Ehepaar, die InhaberInnen des Imbisses sind, kennen Herrn AN sehr gut. Herr AN unterhält sich in diesem Imbiss mit ihnen und mit anderen Gästen.

Er steht morgens zwischen acht und neun auf. Danach liest er die Zeitung, und von 10 bis 11 Uhr frühstückt er. Er macht Mittagspause bzw. Mittagschlaf von 13 bis 16 Uhr. Dazwischen sieht er fern. Von 17 bis 18 Uhr geht er in seinen Stammimbiss um Mittag zu essen. Von 20 bis 23 Uhr sieht er fern. Sonst besucht er regelmäßig seinen Verein, da er im Verein aktiv tätig ist. Freitags geht er von 15 bis 18 Uhr ins Altenheim in G-Stadt, um die älteren Leute zu besuchen und mit ihnen zu sprechen. Am Abend geht er wieder zum Imbiss für das Abendessen und ruht sich zu Hause aus.

Sein Bruder fährt täglich in die Tagesstätte in einer Werkstatt, und am Nachmittag ist er mit seinem Bruder zu Hause.

5.3.4 Infrastruktur und Umgebung

Die G-Stadt liegt weit von Marburg entfernt. In der Nähe seiner Wohnung gibt es viele Möglichkeiten, beispielsweise zwei Bäckereien, drei Supermärkte, mehrere Imbisse oder Restaurants. Trotzdem gefällt ihm die Umgebung nicht, da er sie als unordentlich empfindet. Es ist auch erkennbar, dass die Umgebung des Appartements zum Teil dauerhaft ungepflegt ist, es gibt z.B. ein Loch an der äußeren Wand oder das Vordach aus Glas ist zertrümmert. Das Appartement hat einen sehr langen Aufzug, und die Haustür ist sehr breit.

5.3.5 Soziale Beziehungen

Er hat unterschiedliche soziale Beziehungen nicht nur mit Personen aus seinem Verein, sondern mit ehemaligen Kollegen und aus seiner ehrenamtlichen Arbeit wie dem Besuch im Altenheim oder in der Gemeinde. Meist sind es Menschen ohne Behinderung. Er nimmt außerdem an vielfältigen Veranstaltungen im Freizeitverein teil wie der Freizeit-AG und ist aktiv bei Veranstaltungen in seinem Verein engagiert.

Er hat eine Freundin und besucht sie oft. Im Gegensatz zu diesen Beziehungen ist seine familiäre Beziehung mit den Eltern wegen der dauernden Fremdbestimmung angespannt. Durch diese Einmischung und durch seinen Bruder fühlt er sich belastet. Es ist stark zu bemerken, dass ihm die enge Bindung zur Familie bzw. Mutter nicht gefällt. Da sein Bruder noch bei ihm wohnt, lässt sich die Situation nicht verändern.

»AN: Da ist G-sein Bruder noch(..) und, und das ne Pflege noch (..) gell? An, an der wirst manchmal(..) meschugge. [Er schüttelt seinen Kopf.] Als G-sein Bruder mhm(..) mhm(..) Armbruch hatte (..) hier die rechte.«

(Aus dem Interview mit Herrn AN 20 vom 23.10.2006)

5.3.6 Betreuung

Er wohnte im betreuten Wohnen bisher ca. fünf bis sechs Jahre lang. Dazwischen gab es wegen seines Umzuges einen Wechsel des Betreuungspersonals.

Grundsätzlich ist er zufrieden mit seinen BetreuerInnen. Jedoch findet er die ehemalige Betreuerin besser als die jetzige Betreuungskraft, obwohl sie ihn sozusagen »gebohrt« hatte, da sie mit ihm eine intensive und ehrliche Beziehung unterhalten und tiefgreifende Beratung geleistet hatte, indem sie Interesse an ihm zeigte sowie Kommunikation mit ihm versuchte.

»AN: Die(..) die war ziemlich(..) zäh. Gell? Die hat mhm(..) gebohrt! [Er bohrt mit dem Finger in den Esstisch.] Gell! Wenn(..) irgendwas(..) mhm(..) nicht so lief, mhm(..) wie sie wollte, hat sie gebohrt und gebohrt und gebohrt.

P: Ehm.

AN: Gell? Das fand ich gut. [Er schlägt mit der Hand auf den Tisch.]

P: Warum?

AN: Das fand ich halt gut und das machen anderen nicht. Weißt du?

P: Ehm.

AN: Gell? Die bohren halt nicht gell? Ich(..) mhm(..) kann erzählen und(..) machen und(..) aber so,(..) aber so richtig schön bohren(..)

P: Wie hatte sie damals gemacht?

AN: Ja, ja, sie mhm(..) wenn ich irg(..) irgendeine Geschichte angefangen hab und(..) und nicht mhm(..) zu Ende mhm(..) gesprochen habe.

P: Ehm.

AN: Dann hab gesagt, ist egal. Und dann kam sie an. Was war der, was ist der. Komm erzähl doch mal. Erzähl doch mal. [Er schlägt mit seiner Hand auf den Tisch.]

P: Ehm.

AN: Ich hab gesagt(..) und(..) und sie hat immer wieder gebohrt. Immer wieder. Und jedes Mal [Er schlägt mit der Hand auf den Tisch.] Jedes Mal [Er schlägt mit der Hand auf den Tisch.] und jedes Mal. [Er schlägt mit der Hand auf den Tisch.]

P: Ehm.

AN: Gell? Gell? Bis ich raus bin(..) und(..) und, und das fand ich(..) mhm(..) bei ihr(..) gut.

[...]

P: Du hattest keinen Stress damit?

AN: Doch, ich hatte Stress damit.

P: Und fühlst(..) fühlst du dich trotzdem wohl?

AN: Ja. Also jetzt im(..) also im Rückblick(..)

P: Ehm.

AN: War's wunderbar. Aber, aber habe ich mich geärgert an dem Tag.

P: Ehm.

AN: Aha. [Er atmet tief aus.] immer, immer noch mal und noch mal und noch mal und noch mal.
[Seine Stimme geht hoch.]«

(Aus dem Interview mit Herrn AN 593-625 vom 23.10.2006)

5.3.7 Wünsche

Er möchte für das Wohnen eine bessere Wohnungsqualität bzw. eine bessere Umgebung beispielsweise in einer ruhigen und gepflegten Lage.

Besonders will er allein und ruhig wohnen, ohne Einmischung von seinen Eltern und ohne Belastung durch seinen Bruder. Trotzdem ist es nicht leicht, da er sich um seinen Bruder sorgt und denkt, dass er sich um seinen Bruder kümmern muss.

»AN: Ja, dass, dass ich, dass ich in Ruhe(..) leben kann. [Er spricht sehr klar und betont deutlich.] Das zum Beispiel, mhm(..) meine Eltern nicht dauernd mhm(..) reinplatzen und, und sich hier breitmachen und so was.

P: Ehm.

AN: Ja, das ist'n so Sache, die(..) ja, geht nicht. Und deswegen mhm(..) werde ich auch im nächsten Jahr ausziehen. Aus dem kühlen Grund, weil, weil ich mei(..) meine, meine eigenen vier Wände haben will, gell? Das sind die nicht meine eigenen vier Wände.«

(Aus dem Interview mit Herrn AN 16-18 vom 23.10.2006)

»AN: Das Problem ist(..) dass sie dauernd aufkreuzt. Es(..) es soll uns mal in Frieden lassen. [Er klatscht mit beiden Händen auf seine Beine.] Ich, ich als AN! [Er sieht ernst aus.] Da will(..) da will ich in meinem eigenen vier Wänden leben können.«

(Aus dem Interview mit Herrn AN 315 vom 23.10.2006)

5.4 Frau AT.

5.4.1 Vorbemerkungen

Ich hab Frau AT während der Untersuchung mehrmals bei verschiedenen Veranstaltungen getroffen, z. B. beim Stammtisch. Sie war wegen ihrer Behinderung immer mit einer Helferin unterwegs.

Der erste Termin für das Interview konnte nicht stattfinden, da es ihr gesundheitlich schlecht ging. An dem Tag war ich bei ihr zu Hause und habe mich kurz mit ihr unterhalten. Sie wohnte im Erdgeschoss und ich konnte sie durch die Terrasse sehen. Sie saß in einem Sessel und bat mich, dass ich mir mit ihr ein bisschen Zeit nehme, bis ihre Helferin kommt. Sie sagte zu mir, dass ich sie duzen darf. Sie atmete stoßweise, und ihre Bewegungsfreiheit war auffallend eingeschränkt.

Die Helferin kam aber nicht zur vereinbarten Zeit. Sie sagte, dass sie immer später kommt. Während der Wartezeit erklärte ich ihr das Interview und die Verfahrensweise. Am Anfang hatte sie Sorge um die Aufnahme und die Sicherheit der Anonymität. Ich zeigte die Aufnahme mit dem Gerät und erklärte, dass die Aufnahme nach dem Transkribieren wieder gelöscht wird. Sie war damit einverstanden.

Das Interview gelang beim dritten Mal. Sie saß auf dem Einzelsofa. Für sie schienen das Atmen und das Sprechen mühsam zu sein. Sie sprach langsam und murmelte. Während des Interviews war ihr Ein- und Ausatmen sehr auffällig. Sie atmete sehr unregelmäßig und manchmal sehr heftig. Es war ihr anzumerken, dass sie trotz der guten Beziehungen mit ihren Helferinnen und Betreuerinnen äußerst angespannt auf die Anonymität des Interviews reagiert.

5.4.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 42 Jahre alt und Rentnerin. Sie arbeitete früher 20 Jahre lang in WfB. Ihre Eltern wohnen in einem weit entfernten Dorf. Aufgrund ihrer Behinderung kann sie nicht allein dorthin fahren. Sie war in der Sonderschule in S-Dorf und K-Stadt. Nach der Schule war sie in der Werkstatt. Sie hat Anfälle, und besonders schwierig sind für sie Bewegungen. Aus diesem Grund ist immer eine Helferin dabei. Sie benötigt Unterstützung beim Kochen, beim Brötchenschmieren, beim Wäschewaschen und beim Baden.

Ihre Hobbys sind Schwimmen, Kegeln, Kinobesuch, Teilnahme am Stammtisch in verschiedenen Vereinen und Spaziergehen.

5.4.3 Wohnen und Alltagsleben

Sie wohnte früher bei der Familie und verließ ihre Eltern, um ihr selbstständiges Alltagsleben zu lernen.

»P: Ach so. Mhm(..) warum wolltest du dann(..) deine Eltern verlassen?

AT: Ich wollte eigentlich, mhm(..) ich wollte eigentlich mal(..) muss selber lernen.

P: Ach so.

AT: Ich hatte früher mal(..) oft die(..) Herd pla(..) mhm(..) ich hatte mal auf die [Sie schlägt mit der Faust auf den Tisch.] Herdplatte(..) Platte gepackt oft die Herdplatte gepackt. Oft die Herdplatte gepackt und oft die Herdplatte gepackt. Auf einmal wurde plötzlich so heiß(..) mhm(..) die wurde ganz heiß.

P: Herdplatte?

AT: Ehm. Einmal wurde so ganz heiß.«

(Aus dem Interview mit Frau AT 218-223 vom 24.10.2006)

Frau AT wohnt jetzt seit sieben bis acht Jahren in einem Appartement mit einer C-Mitbewohnerin in einer Zweier-Wohngemeinschaft. Die Wohnung hat drei Zimmer, und davon gehört eins ihr. Sie fühlt sich da zu beengt.

»AT: Was ich(..) net schön finde(..) ist mhm(..) so klein(..) für mich. Ich hab nur dann(..) sehr kleinen Raum hier.«

(Aus dem Interview mit Frau AT 249 vom 24.10.2006)

Sie bleibt aufgrund ihrer Bewegungsschwierigkeit meist zu Hause. Daher ist ihr Tagesablauf von Langeweile geprägt. Sie schläft morgens gern lange. Sie sieht fern, liest Zeitung; und wenn die Helferin da ist, unterhält sie sich mit ihr. Deswegen ist der Stammtisch von mehreren Vereinen eine fröhliche Abwechslung für sie.

5.4.4 Infrastruktur und Umgebung

Die Wohnumgebung ist ruhig, ihre Wohnung liegt in der Stadtmitte. Trotz der zentralen Lage braucht sie fast eine halbe Stunde, bis sie an der Bushaltestelle ist, da sie für die Bewegung mehr Zeit braucht. Sie ist jedoch mit ihrer Wohnumgebung zufrieden.

»P: Ehm. Wie findest du die Umgebung deiner Wohnung?

AT: Gut.

P: Gut? Bist du zufrieden?

AT: Bin ich.«

(Aus dem Interview mit Frau AT 456-459 vom 24.10.2006)

5.4.5 Soziale Beziehungen

Sie fühlt sich sehr einsam und gelangweilt, da ihre Bekannten sowie ehemaligen Kollegen im Gegensatz zu ihr noch bei der Werkstatt arbeiten.

Außerdem ist das Gespräch mit ihrer Mitbewohnerin wegen ihrer Behinderung schwierig. Aus diesen Gründen ist der Stammtisch eine unverzichtbare Unterhaltung für Frau AT.

»P: Aber(..) warum gehst du(..) zu diesem Stammtisch? [...]

AT: (..) Gehen mal essen.

P: Essen. Was machst du, wenn du(..) zu diesem Stammtisch gehst?

AT: (..) Dann schwätz ich mal.«

(Aus dem Interview mit Frau AT 89-94 vom 24.10.2006)

Ihre Helferinnen und Betreuerinnen sind für sie wichtige tägliche Bezugspersonen. Dadurch scheint es, dass sie Konflikte mit ihren Betreuerinnen sowie Helferinnen vermeidet.

5.4.6 Betreuung

Ihre Betreuungspersonen kommen am Tag dreimal zur Vorbereitung des Essens und zur anderen Unterstützung z. B. beim Gehen. Ohne ihre Hilfe kann sie sich ihren Alltag nicht vorstellen. Aus diesem Grund hängt ihre Alltagstätigkeit von ihren Betreuungspersonen ab.

»P: Mhm(..) und Kochen?

AT: Kochen machen(..) die Helferin.

P: Aha. Frühstück, Mittagessen, Abendessen alles?

AT: Ehm. Alles drum und dran.«

(Aus dem Interview mit Frau AT 539-542 vom 24.10.2006)

Sie erlebt, dass ihre Unzufriedenheit über die Unterstützung z. B. die Unzuverlässigkeit durch die wiederholende Verspätung ihrer Betreuungspersonen ignoriert wird. Als sie das Problem äußerte, wurde dies nicht ernstgenommen und nicht verändert.

»P: Aha. Verstehst du dich gut mit deiner Betreuerin? Und du hast letztes Mal gesagt(..) eine Frau V-Helferin kommt immer zu spät.

AT: Immer!

P: [Leise gelacht.] Ehm. Hast du(..) so was schon gesagt(..) du sollst bisschen früher(..) kommen oder so?

AT: Klar, der kann man es immer sagen.

P: Aha. Du hast es schon gesagt?

AT: Ja.

P: Trotzdem kommt sie(..) immer(..)

AT: Sie kommt immer spät.

P: Ach so. Sprichst du nicht mit anderen(..) darüber, zum Beispiel mit S-Betreuerin oder so?

AT: Die wissen es auch.

P: Ach so? Die wissen's, aber es passiert nichts?

AT: Ne. [Ihre Stimme klingt bedrückt.]«

(Aus dem Interview mit Frau AT 771-782 vom 24.10.2006)

Die Abhängigkeit und das Ignorieren von Problemen zeigen sich in ihrem Alltagsleben als Resignation und Angst vor der Enthüllung ihrer Identität beim Interview.

5.4.7 Wünsche

Sie fand, dass ihr Zimmer für sie zu klein ist. Aus diesem Grund will sie umziehen und in der neuen Wohnung mit einer anderen Frau zusammenwohnen, die ihr Alter haben soll. Die neue Wohnung soll nach ihrem Wunsch eine Terrasse haben und zentral in der Stadt liegen, damit sie Unterhaltungsmöglichkeiten wie z. B. Einkaufen gegen Langeweile und Einsamkeit nutzen kann. Aus diesem Grund soll sie nicht in R-Stadtteil liegen, wo sich kein Geschäft befindet.

5.5 Herr B.

5.5.1 Vorbemerkungen

Beim Interview wollte mich M-Betreuer von Herrn B wegen der Kommunikationsschwierigkeit begleiten. Als ich ihn an dem Tag besuchte, ging ich eine halbe Stunde früher. Die Wohnung von Herrn B liegt im Stadtzentrum. Er war vor dem Haus auf der Straße und reparierte ein Fahrrad. Ich ahnte gleich, dass der Mann mein Interviewpartner sein könnte. Die Wohnung hat kein Hausnummerschild und ich fragte den Mann, ob er Herr B ist. Er erwiderte ja; und während er reparierte, habe ich seine Reparatur gesehen. Er schien sehr schüchtern, dennoch war sein Verhalten aufdringlich und provokant. Er schrie regellos und sagte immer wieder: »M-Betreuer kommt immer spät!«

Als der Betreuer kam, gingen wir in die Wohnung. Das Interview wurde in der Küche in seiner Wohnung durchgeführt. In der Küche gab es eine Kaffeemaschine, einen Kühlschrank und einen Esstisch.

Zuerst sprach er mit seinem Betreuer über den Dienstplan und bewegte sich rastlos hin und her. Nach der Absprache über den Dienstplan stellte ich mich vor und erklärte das Interview und die Verfahrensweise. Bei der Vorstellung und Erklärung bewegte er sich und fieberte vor unbegründeter Aufregung. Es schien, dass er eine Konzentrationsschwäche hat.

In der Interviewzeit stotterte er ziemlich stark und war sehr unruhig. Meistens war er abwesend und nervös. Er war schnell aufgeregt und eine Unterhaltung war besonders schwer zu führen, da er meist nicht antworten wollte. Ich konnte große Teile nicht verstehen. Als er langsam aggressiver wurde, wurde das Interview beendet.

5.5.2 Biografischer Hintergrund

Sein Alter ist nicht bekannt, schätzungsweise ist er ca. 30 Jahre alt. Er hat eine Schwester. Sein Vater ist verstorben und seine Mutter lebt noch, aber er will keinen Kontakt mit ihr haben. Er arbeitet in WfB. Seine besondere Schwierigkeit liegt in der Geldverwaltung. Sein Hobbys sind Fahrrad fahren sowie Reparieren und Basteln.

5.5.3 Wohnen und Alltagsleben

Seine Wohnung hat drei Zimmer. Es ist eigentlich einer Dreier-Wohngemeinschaft. Er wohnte während des Untersuchungszeitraums allein in dieser Wohnung; und es wurde nicht gesagt, warum er allein in dieser Wohnung bleibt.

Er war früher bei den Pflegeeltern und hatte anschließend Erfahrungen in Heimen. Er wohnt in der jetzigen Wohnung seit vier Jahren.

Die meisten Alltagstätigkeiten wie Mobilität durch öffentliche Verkehrsmittel, Waschen, Putzen und Einkaufen sowie Kochen kann er selbst erledigen.

5.5.4 Infrastruktur und Umgebung

Die Wohnumgebung ist zentral in der Stadtmitte. Mit dem Fahrrad kann er in der Stadt alles erreichen. Zur Arbeit fährt er morgens mit dem Bus.

5.5.5 Soziale Beziehungen

Er ist meist allein unterwegs und kommt nicht oft zu den verschiedenen Veranstaltungen. Er trifft jedoch jeden Tag seinen Nachbarn vor seiner Haustür und grüßt ihn kurz.

»P: Ehm. Sie haben(..) bevor wir uns treffen, zwei Nachbarn getroffen. Haben Sie(..) so'ne Kontakte mit den Nachbarn?

B: J-a. [Es scheint, dass B wieder empfänglich für das Interview ist.]

[...]

P: Ehm. Wie oft treffen Sie sich(..) treffen Sie sich regelmäßig oder nur einfach so(..)

B: Ne, regelmäßig.

P: Nicht regelmäßig?

B: Doch.

P: Doch? Wo treffen Sie sich dann?

B: Haustür.«

(Aus dem Interview mit Herrn B 246-260 vom 09.10.2006)

5.5.6 Betreuung

Er hatte Erfahrungen mit dem Wechsel seiner BetreuerInnen. Jedoch hat er den Grund nicht genannt. Er beschwerte sich beim Interview über die Verspätung seines Betreuers.

5.5.7 Wünsche

Er hat keinen besonderen Wunsch, und anscheinend will er ohne bestimmte Veränderungen in der jetzigen Wohnung bleiben.

»M: Wünschst dir noch was, gell?

P: Wo möchten Sie wohnen, in dieser Wohnung oder woanders?

B: Ne. Hier bleiben.«

(Aus dem Interview mit Herrn B 341-343 vom 09.10.2006)

5.6 Herr BL.

5.6.1 Vorbemerkungen

Ich habe Herrn BL beim Stammtisch von seinem Verein im Juli 2006 das erste Mal getroffen. Er war fast jedes Mal beim Stammtisch. Zwei Monate später hatte ich ihn beim Stammtisch gefragt, ob ich ihn besuchen kann. Er meinte, dass er zuerst seinen G-Betreuer und seinen Mitbewohner fragen muss. Am selben Tag fragte ich den G-Betreuer und bekam einen Termin. Der Grund für diese Frage lag darin, dass Herr BL nicht selbst seine Termine verwalten kann und an seiner Stelle der G-Betreuer seine Termine verwaltet.

Insgesamt habe ich ihn dreimal besucht. Unser erster Termin fand im September 2006 statt. Als ich ihn besuchte, war er nicht zu Hause. Sein Mitbewohner rief ihn auf seinem Handy an. Er war mit dem Zug unterwegs und hatte den Termin vergessen. An diesem Tag habe ich nur kurz mit seinem Mitbewohner gesprochen.

Beim zweiten Besuch sah er mich durch das Fenster. Als ich hereinkam, brachte er mir mit seinem Mitbewohner einen Teller, um Kuchen zu servieren. Er hatte großes Interesse an dem Interview, aber er zeigte auch Angst beim Interview. Er wollte anonym bleiben. Ich erklärte ihm das Interview und die Verfahrensweise. Er sprach offen und ohne Hemmungen bei Fragen über den Alltag, aber verhielt er sich bei offiziellen Fragestellungen zurückhaltend. Aus diesem Grund versuchte ich, die Fragen auf eine unstrukturierte Art und Weise zu stellen. Nach dem Essen zeigte er mir seinen Computer in seinem Zimmer, da er beim Stammtisch über seinen kaputten Computer erzählt hatte. Bei seinem Computer funktionierte die Maus nicht. Dabei konnte ich bemerken, dass er seinen Computer mit Tastaturangaben sowie Schnellastaturkombinationen gut steuern kann.

Anschließend wurde das Interview in seinem Zimmer und weiter im Wohnzimmer durchgeführt. Das Interview fand nach der Arbeit statt, deshalb war er ziemlich müde und abwesend. Als ich nach dem Interview nach Hause gehen wollte, wollte er mit mir zusammenbleiben, bis sein Mitbewohner kommt. Meinem Eindruck nach wollte er aus Angst nicht allein zu Hause bleiben.

5.6.2 Biografischer Hintergrund

Er ist 28 Jahre alt und hat zwei Schwestern. Seine Eltern wohnen in einer weit entfernten S-Stadt. Er besucht sie ab und zu mit dem Zug. Er war früher einmal nach N-Land geflogen und lernte vier Jahre lang N-Sprache.

Er arbeitet zurzeit in WfB. Seine Schwierigkeiten liegen im Bereich der Termin- und Geldverwaltung und beim Schreiben.

Sein Hobbys sind Musik hören, Fahrrad fahren, ins Kino gehen, Schach spielen, Karten spielen und Fotografieren. Er benutzt sein Handy sowohl als Kommunikationsmittel als auch als Fotoapparat. Er kann gut mit der Technik umgehen.

5.6.3 Wohnen und Alltagsleben

Früher wohnte er bei seinen Eltern in S-Stadt. Er hat keine Erfahrungen in anderen Wohnformen. Jetzt wohnt er in einer Zweier-Wohngemeinschaft in einem Appartement mit Vermieter. In der Wohnung gibt es viele Pflanzen, und in seinem Zimmer befinden sich viele Kassetten und CDs. Er ist zufrieden mit der Zweier-Wohngemeinschaft.

Die Alltagsaktivitäten macht er mit seinem Mitbewohner zusammen, der gleichzeitig sein Vermieter ist. Beispielsweise hilft Herr BL, während der Mitbewohner kocht, bei der Vorbereitung des Servierens. Nach dem Essen stellt Herr BL die Becher in die Spülmaschine.

»P: [Leise gelacht.] Wer entscheidet dann(...) wann wer kocht? Heute kocht dein Mitbewohner und morgen kochst du oder so?

BL: [Er lacht in sich.] Ne, ich, ich, ich helfe dem nur.

P: Ach, du hilfst dem.

BL: Wir kochen, kochen zusammen.«

(Aus dem Interview mit Herrn BL 412-415 vom 11.10.2006)

5.6.4 Infrastruktur und Umgebung

Direkt vor dem Gebäude gibt es eine Bushaltestelle. So ist der Weg zur Arbeit oder der Besuch seiner Eltern einfach. Es gibt auch verschiedene Geschäfte wie z. B. einen Supermarkt, eine Bäckerei und eine Bank.

Die Umgebung ist eine der konfliktreichsten Orte in der Stadt. Jedoch hat er nach seiner Aussage keine Schwierigkeiten in seiner Wohnumgebung.

»P: Und wie ist es mit deinen Nachbarn? Gehst du mit denen gut um?

BL: Ja, ich hab kein Problem.

P: Verstehst du dich mit den Nachbarn {

BL: Ich verstehe. }

P: Aber eigentlich ist hier ein sozialer Brennpunkt.

BL: Ehm?

P: Sozialer Brennpunkt. Hast du kein Problem?

BL: Ne, ich hab kein Problem mit.«

(Aus dem Interview mit Herrn BL 519-526 vom 11.10.2006)

5.6.5 Soziale Beziehungen

Seine familiären Beziehungen sind sehr eng. Die Familie trifft sich sehr häufig in der Woche, eine Schwester wohnt direkt gegenüber von seiner Wohnung.

»P: Ehm. Triffst du oft deine Schwestern? Ältere Schwester oder jüngere?

BL: Ältere Schwestern alle.

P: Die beiden?

BL: Und hier in M-Stadt hier. Hier wohnt gegenüber.

P: Wie oft triffst du sie?

BL: Ehm?

P: In der Woche einmal, so triffst du sie oder(..)

BL: [Er zeigt vier Finger.]«

(Aus dem Interview mit Herrn BL 189-196 vom 11.10.2006)

»P: Triffst du dich oder gehst du öfter zu deinen Eltern? Wie oft gehst du?

BL: [Er zeigt vier Finger.]

P: Viermal? Aber nicht in der Woche?

BL: Doch, Woche gehe ich auch mal Eltern.«

(Aus dem Interview mit Herrn BL 529-532 vom 11.10.2006)

Er nimmt regelmäßig am Stammtisch teil, und zu den TeilnehmerInnen hat er gute Beziehungen. Er hilft gern den anderen TeilnehmerInnen, die zusätzlich eine körperliche Behinderung haben. Beispielsweise trägt er RollstuhlfahrerInnen zur Toilette, die nur über die Treppe erreichbar ist.

5.6.6 Betreuung

Seine jetzigen BetreuerInnen sind seit drei Jahren bei ihm. Er findet, dass er keine Probleme mit ihnen hat.

5.6.7 Wünsche

Er hat keine besonderen Wünsche und Vorstellungen. Er ist mit seiner Wohnsituation zufrieden und will weiter wie jetzt wohnen. Der Umzug in eine andere Wohnung ist für ihn kompliziert, da er eine andere Person kennenlernen oder eine bekannte Person finden muss, da er Angst vor dem Alleinsein zu Hause hat. Daher fühlt er sich wohl hier und möchte weiter in dieser Wohnung leben, ohne sich bemühen zu müssen, nach einem Umzug mit Fremden zu leben und sie kennenlernen zu müssen. So kann er nach der Arbeit am Abend mit seinem Mitbewohner seine Lieblingsbeschäftigungen wie das Kartenspiel genießen.

»P: Wenn du umziehst, willst du auch mit jemandem zusammenleben?

BL: Muss ich gucken. Und das dauert.

P: Ich meine, willst du?

BL: Ich brauche ruhige Zeit dafür.

P: Willst du zusammenleben mit den anderen?

BL: Na brauche ich Zeit, Zeit, Zeit dafür. Ich muss(..) irgend, egal was, auch suchen muss mich selber.

P: Willst du Gesellschaft?

BL: [Er nickt mit seinem Kopf.]

P: Ab Abend spielst du auch mit dem Mitbewohner Kartenspiel?

BL: Ehm.«

(Aus dem Interview mit Herrn BL 627-636 vom 11.10.2006)

5.7 Frau F.

5.7.1 Vorbemerkungen

Wir hatten telefonisch einen Termin für das Interview vereinbart. Als ich sie besuchte, trafen wir uns vor der Tür ihrer Wohnung und begrüßten uns. Sie entschuldigte sich zuerst, dass sie zu spät nach Hause kam. Sie hatte einen Freund besucht, der im Krankenhaus lag. Und sie war bei der Heimfahrt in den falschen Bus eingestiegen.

Ihre Wohnung war dunkel, da sie im Erdgeschoss lag und die Jalousie heruntergezogen war. Das Interview wurde in der Küche bzw. im Esszimmer durchgeführt. In der Küche lagen überall Medikamente. Sie sprach meistens sehr murmelnd und unklar. Manchmal redete sie wie in einem Monolog, und immer wiederholte sie, was sie gerade sagen möchte.

Es war daher schwierig, ihren Gedanken und ihrer Erzählung zu folgen. Trotzdem ist sehr gut erkennbar, dass sie ein ziemlich starkes Selbstbewusstsein hat.

5.7.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 51 Jahre alt und in einem kleinen Dorf im V-Landkreis geboren. Ihre Familie, ihre Eltern und ihre Geschwister leben noch in diesem Dorf oder in Nachbardörfern. Als sie Kind war, wohnte sie bei ihrer Großmutter. In dieser Zeit lernte sie von ihrer Großmutter Selbstständigkeit.

Sie war in der Volksschule und in der Grundschule, anschließend war sie in der Sonderschule. Nach der Schule war sie bei einer Institution für Arbeit und Bildung und arbeitete 23 Jahre in WfB. Jetzt arbeitet sie auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt.

Ihre Hobbys sind Keyboard spielen, Musik hören, Lesen – besonders Tierbücher – Fußball schauen, Fernsehen, auf den Flohmarkt gehen.

5.7.3 Wohnen und Alltagsleben

Früher wohnte sie bei ihren Eltern und kämpfte für ihre Freiheit zum Auszug.

»P: Und mhm(...) dann, wann waren Sie erstmals(..) richtig von der Familie von den Eltern ausgezogen?

F: Ja, das war(...) 1985(..), aber da habe ich auch 10 Jahre vorher schon gekämpft(..) wie eine Löwin. 10 Jahre(...)«

(Aus dem Interview mit Frau F 222-223 vom 02.04.2007)

Danach wohnte sie ca. 3 Jahre in einem Wohnheim, dann im betreuten Wohnen mit verschiedenen Formen: allein, mit einem Freund oder in einer Wohngemeinschaft. Nach diesen unterschiedlichen Erfahrungen wohnt sie jetzt seit zwei Jahren allein in einem Appartement.

Dank der Erziehung ihrer Großmutter kann sie die Alltagstätigkeiten allein erledigen. Ihr Tag fängt um halb acht an, sie geht bis elf Uhr zur Arbeit. Danach sieht sie fern oder bummelt in der Stadt mit ihrem Freund. Am Abend ruht sie sich zu Hause aus.

5.7.4 Infrastruktur und Umgebung

Ihre Wohnung liegt an einem Ort, der zu einem konfliktreichen Stadtteil gehört. In der Nähe gibt es einen Imbiss und einen Supermarkt, aber sie geht lieber in die Stadt, um Kaffee zu trinken oder einzukaufen.

5.7.5 Soziale Beziehungen

Ihrer Meinung nach war ihre Mutter wegen ihr überfordert. So wohnte sie im Kindesalter oft bei ihren Großmüttern. Außerdem hatten ihre Großmütter einen großen Einfluss auf die Entwicklung ihres Muts. Sie hat daher mit ihren Großmüttern eine gute Beziehung. Sie wollte von ihren Eltern und Geschwistern Distanz haben.

»F: Ich muss sage(..) wenn meine beiden Omas nicht gewesen wären(..) die ungarische Oma und die deutsche Oma, also die andere Oma. Die Mutter von meinem Papa von meinem Vater(..) dann, dann wäre es nicht so gut für mich gewesen.

P: Ehm.

F: Die haben mir so viel Liebe! Und(..) und so vieles beigebracht im Leben.

P: Ehm. Das ist eigentlich schön oder?

F: Ja, also(..) die haben mir(..) Tapferkeit beigebracht. Mut, Stärke(..)«

(Aus dem Interview mit Frau F 38-42 vom 02.04.2007)

»F: Ja, ja. Da habe ich erst wieder hin(..) war mhm(...) meine Mutter(..) wie gesagt, die war(..) überfordert.

P: Ehm.

F: Und mhm(..) ich war(..) bei meiner Oma und(..) das war gut so.

[...]

F: Jedenfalls war(..) war ich ziemlich lange bei meiner Oma ja.

P: Ehm. Ungefähr bis wann waren Sie bei der Oma?

F: Ja(..) ja, das weiß ich auch noch. Das war mhm(..) da war meine Mutter(...) wieder schwanger(..) mit meiner(..) mit meiner(..) ein Jahr jüngeren Schwester.

P: Ehm.

F: Und ich war da(..) ein Jahr alt. Und(..) dann bin ich mit einem Jahr(..) zu meiner Oma. Und dann bin ich so(..) zwei, drei Jahre(..) ungefähr geblieben.«

(Aus dem Interview mit Frau F 195-207 vom 02.04.2007)

Sie arbeitet auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt, jedoch trifft sie außerhalb der Arbeitszeit keine Arbeitskollegen.

»P: Ehm. Nach der Arbeit treffen Sie sich auch manchmal mit Ihren Arbeitskollegen?

F: Ne.

P: Ne.

F: Nein, also ich geh leider nach Hause.

P: Ehm.

F: Fang ich ja an mit, mit meiner Hausarbeit und mhm(..) mache ich erstmal das(..) was nötiger ist.«

(Aus dem Interview mit Frau F 133-138 vom 02.04.2007)

Im Gebäude wohnen eine befreundete Familie und Nachbarn, mit denen sie gute Beziehungen hat und die sie als nette Nachbarschaft bezeichnen kann. Die nachbarschaftlichen Beziehungen sind für sie ein Grund für die Zufriedenheit mit ihrer Wohnung.

»P: Was ist in dieser Wohnung, das Ihnen so gefällt?

F: Ja, erstens, habe ich hier gute Nachbarn.

P: H-Nachbar? [Der wohnt auch im betreuten Wohnen.]

F: Ein gutes. } Ja, ja.«

(Aus dem Interview mit Frau F 344-347 vom 02.04.2007)

P: Wie viele Nachbarn kennen Sie dann(..) in diesem Gebäude?

F: Ach, so(..) Eine Familie, die hat zwei Kinder, die kenne ich. Dann die Frau G mit ihrem Sohn kenn ich. Und dann kenne ich S-Nachbarin und, und A-Nachbar. Sie wohnen auch zusammen. Die kenne ich, sie wohnen hier auch.

P: Die beide sind auch betreut vom F-Verein oder L-Verein?

F: Nein! Nein, nein. Das ist ein(..) ein Paar. Die leben zusammen.

P: Aha. Sie gehören nicht zu irgendeinem Verein. Nur Nachbarn.

F: Ja, ja. Nur Nachbarn halt. Die kenne ich aber, aber sonst(..) kenne ich hier niemanden.«

(Aus dem Interview mit Frau F 368-373 vom 02.04.2007)

5.7.6 Betreuung

Sie war früher auch bei einem anderen betreuten Wohnen. Aufgrund ihres Alters suchte sie einen passenden Verein. Im neuen Verein fühlt sie eine besondere Beziehung mit ihren BetreuerInnen, sie sind wie Eltern. Damit ist sie zufrieden.

»P: Aha. Aber warum(..) haben Sie dann(..) von diesem Verein zum F-Verein gewechselt?

F: Ja, weil mhm(..) die(..) mhm(..) ja, ich wollte eigentlich wissen, was das war. Und das habe ich immer gelesen.

P: Was? Betreutes Wohnen?

F: Ja, weil das auch betreutes Wohnen vom F-Verein war.

P: Ehm.

F: Und, und dann denke ich(..) mhm(..) was ist denn das? Knobel, knobel und dann(..) und dann aber einmal(..) da habe ich mir Mut gefasst.

P: Ehm.

F: Nach der Trennung(..) von meinem Freund(..) und dann bin, bin ich mal(..) da dahin gegangen.

P: Zum F-Verein?

F: Zum F-Verein, ja. Und da habe ich mich ja erkundigt.

P: Allein?

F: J-a! Allein! Und dann mhm(...) tja, und dann(..) habe ich gefragt. Ja, was macht denn F-Verein? F-Verein führt man da auch Betreute wie bei der L-Verein oder so. J-a, haben die gesagt. Und, und da wollte ja auch zeigen. Und mhm(...) und die L-Verein hat mich da auch gehen lassen, weil die gemerkt haben(...) ich, ich war anders, wie die anderen ich war.

P: Was ist dann anders?

F: Selbstständiger(..) Ich hab auch mal. Ich warte in(..) naja(..) mhm(..) mhm(..) das haben die Betreuer immer(..) so gesagt. Ich wäre anderen(..) ge(..) gegenüber haushoch überlegen. Ne? Und mhm(..) ich, ich könnte mehr als man die anderen (...), die von den betreut wird, ne?

[...]

F: Ja, also(..) aber ich muss sagen. Ich bin froh, dass ich diesen Schritt gemacht habe. Also(..) B-Betreuer, A-Betreuerin. Die sind für mich(..) wie Papa und Mama zu mir.«

(Aus dem Interview mit Frau F 390-407 vom 02.04.2007)

»F: Oh! Ja, also ich will sagen (...) bei der L-Verein mhm(..) da gibt's eigentlich(..) mehr oder weniger eigentlich so(..) so keinen Unterschied. Aber ich muss sagen(..) da F-Verein mhm(..) der macht auch(...) Dinge(..) bei der älteren behinderten Frau, bei der ich gewohnt habe.«

(Aus dem Interview mit Frau F 427 vom 02.04.2007)

Besondere Tätigkeiten von ihren Betreuungspersonen sind der gemeinsame Einkauf und das Tragen schwerer Sachen nach dem Einkauf.

»F: Ja, ja. Also die sind lieb, nett(..) geduldig(...) und, und, und die machen so viele Verein(..) also die gehen dann einkaufen mit mir, schleppen mir, mir auch die schwierigen Sachen.«

(Aus dem Interview mit Frau F 409 vom 02.04.2007)

»P: Was machen die, wenn Ihre Betreuerinnen kommen?

F: Ach! Was machen wir da? Wir reden, wir unterhalten uns und wir gehen einkaufen.

P: Ehm. Aber Sie(..) können allein einkaufen oder?

F: Ja, ich, ich, ich, ich nehm sie aber oft mit, weil es, weil sie mir manchmal auch die(..) die, die, die schweren Sachen trägt, die ich nicht, die ich nicht so tragen kann.«

(Aus dem Interview mit Frau F 850-853 vom 02.04.2007)

»P: Mhm(..) was finden Sie so(..) gut bei Ihren BetreuerInnen?

F: Was, was fühl ich so gut dabei haben ja? Was finde ich dabei so gut? Ja, erstens ich komme mit den gut aus. Und die machen auch so viel für mich. Und deshalb(..) mhm(..) mhm(..) muss ich sagen. Möchte ich die auch nicht hergeben. Also(..) mhm(..) das möchte ich ganz einfach nicht.

P: Also sind Sie zufrieden mit Ihren BetreuerInnen?

F: Ja, ja. Die machen(..) die sind freundlich, machen immer alles für mich. Wenn ich das möchte, dann machen die wirklich, die geben sich wirklich große Mühe. Also das kann ich nur sagen.«

(Aus dem Interview mit Frau F 862-865 vom 02.04.2007)

5.7.7 Wünsche

Sie hat ihren großen Wunsch, die Freiheit in der eigenen Wohnung zu leben, erreicht. Aber ihr fehlt die Erfüllung eines Wunsches. Sie ist alt und wohnt immer noch allein. Ihr fehlt ein guter Freund, der nicht nur mit ihr zu Hause ihren Alltag sowie Gespräche teilt, sondern auch ihr Partner ist.

»F: Dann hätte ich diesen Wunsch endlich frei! Frei! [...] endlich kann ich tun, was ich will!(..) Aber, aber ich sag mir(..) wenn man aber(..) in, in ein Alter kommt, wie ich jetzt bin ja?

P: Ehm.

F: Dann ist man doch froh, wenn jemand da ist.

P: Ehm.

F: Wenn jemand da ist,..) mhm(..) mit jemand reden kann.

P: Ehm.

F: Mit jemand auch(...)

P: Ist egal Freund oder Mitbewohner(..) oder Mitbewohnerin, ist das egal?

F: Also(...) es müsste oder(..) ich wünsche mir(..) es wäre ein guter Freund.«

(Aus dem Interview mit Frau F 305-313 vom 02.04.2007)

»F: Ja, also(...) mit, mit, mit also, ich möchte, um ehrlich zu sagen. Ich hätte lieber(...) mhm(..) wie soll ich das jetzt von mir(..) mhm also(...) ich hätte gerne doch lieber(..) einen Freund.

P: Mit jemandem zusammenwohnen?

F: Ja, also(..) eine feste Beziehung(..) mit einem Mann.«

5.8 Herr FK.

5.8.1 Vorbemerkungen

Ich hatte Herrn FK das erste Mal beim Stammtisch vom F-Verein getroffen. Er war mit seiner Freundin fast jedes Mal dabei, und wir hatten uns außerhalb des Stammtisches mehrmals getroffen.

Als ich ihn zum Interview besuchte, waren seine Freundin und sein Mitbewohner zu Hause. Sein Mitbewohner aß in der Küche Mittag und hörte klassische Musik. Seine Freundin Frau S. hatte die Heizung extra für mich frühzeitig angedreht. Wir saßen am Tisch im Esszimmer. Das Esszimmer ist sehr warm. Er kam ein bisschen spät, da er nach der Arbeit mehr Zeit als an anderen Tagen brauchte. Er sah müde aus, trotzdem sprach er ganz offen und freundlich.

5.8.2 Biografischer Hintergrund

Er ist 40 Jahre alt und war in der Sonderschule. Er ist schon seit 20 Jahren in WfB tätig. Er hat Spaß bei der Arbeit und will weiterarbeiten, da er fand, wenn er jetzt die Arbeit aufhören würde, würde sein Leben langweiliger und er einsamer ohne weitere Kontakte.

Er ist meistens selbstständig, jedoch braucht er Hilfe von seinen BetreuerInnen beispielsweise beim Papierkram, bei Bankangelegenheiten oder beim Arztbesuch.

Sein Hobbys sind Reisen, Postkarten sammeln sowie schreiben, den Stammtisch besuchen, Keyboard spielen, Musik hören – besonders mag er Pop und Volksmusik.

5.8.3 Wohnen und Alltagsleben

Er hatte früher bei seinen Eltern und anschließend ca. zehn Jahre in mehreren Wohnheimen gewohnt.

»FK: Ich hab früher mal(..) mhm(..) lange Sache. Mhm(..) früher habe ich mhm(..) bei meinen Eltern gewohnt. Von meinen Eltern bin ich(..) in eine AK-Straße weggezogen. Also AK-Straße X-Hausnummer. Ist Wohnheim.

P: AK-Straße?

FK: Ne, mhm, mhm(..) erst in der L-Straße.

[...]

P: Ehm. Da ist auch das Heim.

FK: Wohnheim. Da habe ich mit G-Mitbewohner mhm(..) G-Mitbewohner neun Jahre gelebt.

[...]

FK: In der Wohngruppe X. mit acht Leuten.«

(Aus dem Interview mit Herrn FK 73-89 vom 17.01.2007)

»FK: [...] wie ist dann ich, ich mit meinem Vater nicht ging, dann bin ich dann mhm(..) wo dann bekommen in, in, in die L-Stra(..) mhm(..) in die doch! Erst in AK-Straße X-Hausnummer in M-Stadt und dann L-Straße X-Hausnummer. [...]

P: Das(..) AK-Straße ist auch Wohnheim.

FK: Ja, Wohnheim in Wohngruppe X war ich.

P: Und wie lange?

FK: Dauerte ein Jahr.

P: Nur ein Jahr. Und L-Straße ist{

FK: Neun Jahre.}«

(Aus dem Interview mit Herrn FK 97-103 vom 17.01.2007)

Nach den Heimerfahrungen war er im betreuten Wohnen, in der ehemaligen Wohnung hat er ca. neun Jahre lang gewohnt. Aufgrund der Größe der Wohnung ist er in die jetzige Wohnung umgezogen. Er wohnte in der Untersuchungszeit vier Jahre in einem Appartement zusammen mit seiner Freundin und einem Mitbewohner, einem alten Freund. In der Wohnung gibt es besonders viele Bilder und Fotos an der Wand.

»P: Und danach wohnst du jetzt hier?

FK: Ja, F-Straße X-Hausnummer. Dann wollen wir mal, ist auch schon vier Jahre.

P: Warum hattest du so viele(..) Wohnungen gewechselt? Oder warum bist du so oft umgezogen?

FK: Mhm(..) weil es D-Straße in, in der so D-Straße war zu klein für uns. Das war'ne Drei-Zimmer-Wohnung. Aber mhm(..) so G-Mitbewohner und auch noch Freundin hier und Wochenende hier kommt sie übernachten und sie war da. Das war zu eng.«

(Aus dem Interview mit Herrn FK 138-141 vom 17.01.2007)

Er kann sein Alltagsleben beinahe selbst erledigen. Er arbeitet bis 15:45 Uhr in WfB. Sein Betreuer holt ihn von der Arbeitsstelle ab, sie fahren meistens zum großen Supermarkt. Dann trinken sie zusammen Kaffee. Er ist donnerstags in den meisten Fällen beim Stammtisch und geht freitags in die Volkshochschule zu einem Kurs. Donnerstags und freitags geht er immer zur K-Bäckerei. Er besucht am Wochenende mit seiner Freundin seine Eltern.

5.8.4 Infrastruktur und Umgebung

Die Wohnumgebung gefällt ihm nicht wegen der verschiedenen lästigen Aktionen von Jugendlichen.

»FK: Mit der Umgebung bin ich nicht zufrieden. Jugendliche, die S. [seine Freundin] immer ärgern. Jugendliche, die hier Kracher und Umschläge in Briefkasten stecken und so. Nicht schön.

P: Und sonst?

FK: Sonst ging's.

P: Ehm.

FK: Aber Jugendlichen stecken hier Kracher in die Briefkästen. Die unter Scheller anzünden. Das ist nicht schön.«

(Aus dem Interview mit Herrn FK 437-441 vom 17.01.2007)

5.8.5 Soziale Beziehungen

Wegen seiner langjährigen Tätigkeit in WfB kennt er viele Arbeitskollegen oder ehemalige Arbeitskollegen, die meistens lange Zeit befreundet sind. Außerdem hat er aus seinen vielfältigen Aktivitäten wie in der Volkshochschule, auf Reisen oder durch befreundete ehemalige Zivildienste mehrere Bekannte, die keine Behinderung haben. Beispielsweise schreibt er Briefe, um den Kontakt mit Bekannten zu pflegen.

»FK: Ja, und da schreib ich meine ganzen davon mal schon 25 bis 30 Leute zusammen, wo ich hinschreib. Mhm(..) egal auch immer, immer schreib. Ich hab zum Beispiel Zivi. Der wohnt in(..) H-Stadt. Die hatten den Wasserturm umgebaut in der Wohnung, weißt du? Wasserturm.

P: Wasserturm?

FK: In Wohnungen umgebaut. Mit dem habe ich immer noch Kontakt. Auch fahr mal auch mal hinfahren und so. Dann habe ich neuen Zivi, der arbeitet bei der V-Bank in H-Stadt. Der hat ne Wohnung mhm(..) den habe ich auch mal besucht. Da werde ich auch noch mal hin.«

(Aus dem Interview mit Herrn FK 550-552 vom 17.01.2007)

5.8.6 Betreuung

Er und seine Freundin gehören zum unterschiedlichen Betreuungsvereinen. Er überlegte schon, welche Entscheidung für ihn und für seine Freundin vorteilhaft ist. Die bewusste Entscheidung für den Betreuungsverein ist die Zugehörigkeit im jeweiligen anderen Verein, da er die Vorteile und Nachteile der Zugehörigkeit zu anderen Betreuungsvereinen genau kannte.

»FK: Ja, bei F-Verein mhm(..) bei F-Verein finde ich das gut. Die haben Plan mhm(..) den ganzen Monat, wann die Leute kommen. Das hat L-Verein nicht. Also muss die(..) planen.«

(Aus dem Interview mit Herrn FK 343 vom 17.01.2007)

»FK: Ja, ja. Da mhm(..) stehen Vorteile und Nachteile weißt du? Mhm(..) ich war auch schon überlegt zum F-Verein gehen. Ne, habe ich mich gesagt, mhm(..) da kann ich nicht mehr Urlaub fahren, kann ich nur in M-Stadt sitzen.

P: Wenn du in(..){

FK: F-Verein} gehen, der ist da mhm(..) einmal im Monat, einmal im Jahr Freizeit mhm(..) zum Kundschaftswochenende fahren. Wir müssen auch hier aus Wohnung raus.«

(Aus dem Interview mit Herrn FK 359-361 vom 17.01.2007)

5.8.7 Wünsche

Sein Wunsch ist, dass er in der Zukunft mit seiner Freundin ohne Konflikte zwischen den Vereinen zusammenwohnen kann.

»FK: Ne, G-Mitbewohner mhm(..) bin ich, bin ich später auch hier ausziehen. G-Mitbewohner kann das nicht mehr auch wandern. Mhm(..) der kann ja irgendwann nicht mehr in der

Wohnung alleine, ist schon 64. Und mhm(..) der, der, das weiß ich nicht, was dann ist. Aber auf jeden Fall mhm(..) wenn ich mhm(..) wieder mal ausziehen sollte, werde ich mit, mit S alleine zusammenleben.«

(Aus dem Interview mit Herrn FK 377 vom 17.01.2007)

»FK: Dass mal mit der S zusammenwohnen ohne die Probleme, dass F-Verein und L-Verein [Leise gelacht.] Problem machen. Den Wunsch habe ich.«

(Aus dem Interview mit Herrn FK 580 vom 17.01.2007)

5.9 Frau G.

5.9.1 Vorbemerkungen

Ich hatte Frau G das erste Mal bei einem Sommerfest von ihrem Verein getroffen. Ihre Betreuerin hatte mit ihr Tischtennis gespielt und danach stellte sie sie mir vor. Sie war meinem ersten Eindruck nach ruhig und sah sehr streng aus. Nach der Empfehlung ihrer Betreuerin hatte ich auch mit ihr Tischtennis gespielt. Sie freute sich über das Spiel mit mir und war zufrieden damit.

Das Interview wurde zwei Monate später auf ihren Wunsch im Büro von ihrem Verein durchgeführt und wurde von der Betreuerin begleitet. Sie sprach beim Interview sehr leise und murmelnd.

5.9.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 44 Jahre alt und hat keinen Schulabschluss, da sie aufgrund des Unwohlseins in der Schule geschwänzt hatte. In der Schulzeit hatte sie eine schwere Hirnerschütterung durch den Zusammenstoß mit einer Eisentür und war in einem Krankenhaus. Sie hatte später kurz in einem Tierheim gearbeitet, dann war sie arbeitslos. Sie arbeitete weiter im Jahr 1989 in einem Hotel in O-Berg und hatte während der gesamten Arbeitszeit gesundheitliche Probleme wie Knie- und Rückenprobleme. Außerdem hat sie Schwierigkeiten beim Schreiben und beim Halten des Gleichgewichts. Sie ist jetzt eine arbeitsunfähige Rentnerin. Ihre Hobbys sind Boule spielen, ins Kino gehen und Spaziergänge machen.

5.9.3 Wohnen und Alltagsleben

Sie wohnte 18 Jahre lang in einem Heim in I-Stadt und danach weiter in J-Heim. Anschließend war sie in einer Psychiatrie in G-Stadt. Sie zog danach nach Marburg ins betreute Wohnen in eine Wohngemeinschaft. Eine weitere Wohnenerfahrung hat sie durch das Wohnen in einem Appartement als betreutem Wohnen in H-Straße. Sie wohnt jetzt seit fünf Jahren allein in einem Appartement, das in einer ruhigen Lage in der Stadtmitte liegt. Sie ist zufrieden damit, dass die jetzige Wohnung hygienisch sauber ist und dass sie den Abstand von den anderen in einer ruhigen Lage genießen kann.

»F: Ja, in der, in der H-Straße und das war ja net mehr(..) net mehr hygienisch dann(..) da kam das(..) das das Gesundheitsamt irgendwann(..) wann bei, bei mir(..) vo(..) vorbei und so(..) und sagte, dann ja(..) mhm(..) wo ist(..) das, das ist die Küche und wo ist Bad meinte ja da. Ja, das ist aber net mehr hygienisch, das kann Fenster drine nix. Und die und diese Lüftung dicht(..) konnte(..) ja(..) ve(..) mhm(..) vergessen, konnte ich total vergessen und so.

P: Und was gefällt Ihnen noch?

G: Ja(..) so(..) das ist ruhiger und so(..) und ich hab da mal Abstand. Kann ja, so mei(..) nicht so belästigt tut oder so. So wie in der H-Straße ist schon ätzend.«

(Aus dem Interview mit Frau G 427-429 vom 20.10.2006)

Sie ist hauptsächlich bei der Geldverwaltung auf die Hilfe von ihren BetreuerInnen angewiesen. Internet oder Computerspiele, Musik hören und Spaziergänge gehören zu ihren Lieblingstätigkeiten im Alltag.

5.9.4 Infrastruktur und Umgebung

Sie wohnt in einer ruhigen Lage in der Stadtmitte. In der Umgebung gibt es drei Buslinien. Jedoch ist sie oft zu Fuß unterwegs, da sie gern allein spazieren möchte.

»G: Wenn ich K-Straße will, dann fahr ich mit dem(..) mit der, mit dem Bus. Dann laufe ich dann hier über diese Kino Brücke, dann bin mhm(..) bin ich schon bei ne Bushaltstelle oder meistens, meistens laufe ich und so wenn's nicht so warm ist. Aber wenn's so heiß ist em-em. Ne!

P: [Leise gelacht.] Mit wem(..) fahren Sie dann?

G: Mhm(..) mit der(..) mit der X-, Y- und Z-Buslinien kann man da mit dem fahren.«

(Aus dem Interview mit Frau G 357-359 vom 20.10.2006)

5.9.5 Soziale Beziehungen

Ihr Vater ist gestorben und ihre Mutter lebt in W-Stadt mit einem neuen Verlobten. Sie brauchte viel Zeit, um sich mit ihrer Mutter zu treffen. Ihrer Meinung nach wollte ihre Mutter sie nicht treffen. Nach langen Versuchen trifft Frau G ihre Mutter ca. einmal in vier Monaten, und ganz selten telefonieren sie.

»G: Lange, lange Geschichte. Mhm(..) ist ne lange, lange Geschichte. Ich war damals(..) noch ein Kind also noch ein Baby, glaub sie konnte mich nicht sehen, weil ich irgendwelche welche Krankheit hatte(..) und ich hab sie auch noch mal gefragt, welche, welche Krankheit war das denn? Meinte sie, dass weiß nicht net. Ich glaubte, dich als Baby gar nicht zu sehen. Also bin ich wieder abgegeben worden. Ich bin im JJ-Stift gewesen(..) und(..)«

(Aus dem Interview mit Frau G 156 vom 20.10.2006)

Sie hat durch die Freizeitaktivität einige Freunde sowie einen Bekanntenkreis z. B. von der Freizeit AG und einem Sportsverein. Sie hat dadurch auch Kontakt mit den so genannten „Menschen ohne Behinderung“.

»G: Andere Hobby(..) ja, Boule.

P: Ehm?

G: Boule.

P: Was ist Boule?

G: Bull, das ist so mit(..) Eis mit Eisenkugel. Da mache meist die kleine Sau da vor und dann, und dann, und dann da mit da graue Kugel hinter her. Ist so ähnlich wie Boccia.«

(Aus dem Interview mit Frau G 274-278 vom 20.10.2006)

»G: Ja, so ich(..) ich will jetzt saß in, in dem Verein. Diese Boule. Ich wollte heute Nachmittag auf dem Bouleplatz gehen.«

(Aus dem Interview mit Frau G 285 vom 20.10.2006)

»G: Ich bin da schon. Ich bin in dem, in dem Verein. Aber(..)

P: Wie oft spielen Sie?

G: [Sie atmet tief aus.] Ja(..) nicht so oft. Also(..) ich weiß dieses Jahr jetzt, setze ich noch nicht da, weil letztes Jahr aber sehr oft, oft mitgemacht.«

(Aus dem Interview mit Frau G 291-293 vom 20.10.2006)

5.9.6 Betreuung

Sie bekommt sowohl bei der Geldverwaltung Hilfe von ihrer Betreuerin als auch bei alltäglichen Tätigkeiten wie beispielsweise beim Putzen aufgrund ihrer Behinderung wie die Rücken- und Gleichgewichtsproblemen.

»G: In der Woche dann. Und das reicht dann. Und davon spar ich auch noch was. Und heute muss ich mit meiner Betreuerin erst mal ausrechnen, Geld heute überhaupt abheben durfte(..) und so, weil ich dann(..)«

(Aus dem Interview mit Frau G 226 vom 20.10.2006)

»G: Das steht Operation vorher(..) mhm(..) konnte ich noch alles. Aber dann doch die Operation(..) ging gar nix mehr. Und mit dem Rücken das habe ich ziemlich, ziemlich lange.

P: Was können Sie zu Hause nicht selbst machen?

G: Ja, ich kann ich(..) ich kann nicht selber Vorhänge runtermachen oder, oder die Gardine aufhängen. Das, das geht schon mal nicht.

P: Ja, und wegen(..) weil ich kann(..) kein Gleichgewicht hab. Und so wenn ich irgendwo auf einen Stuhl sein sollte(..) hoch klettern sollte ja, da falle ich sofort, sofort runter.

P: Ehm. Dann wie machen Sie, wenn Sie mal(..)

G: Ja, so ich frag(..) frag da meinen Betreuer oder meine Betreuerin(..) ganz, ganz höflich und so und dann, und dann machen die das. So(..) beim Fensterputzen da komm ich ja, auch, auch dran nur, nur bei den Küche Fenster net. Also.«

(Aus dem Interview mit Frau G 659-665 vom 20.10.2006)

5.9.7 Wünsche

Sie ist mit ihrer jetzigen Wohnsituation zufrieden und will weiterhin ein ruhiges Leben haben.

5.10 Herr HM.

5.10.1 Vorbemerkungen

Als ich Herrn HM für das Interview besuchte, war er nicht zu Hause, und ich wartete vor seiner Wohnung. Vor dem Haus gibt es eine öffentliche Bushaltestelle. Er kam mit dem Linienbus ohne Betreuer an. Einige Minuten später kam seine Betreuerin dazu. Ich begann mit der Erklärung des Interviewverlaufes.

Die Wohnung war sehr laut, weil die Wohnung direkt an der Hauptstraße liegt. Es war deutlich zu sehen, dass er sich sehr einsam fühlt und meistens in der Nacht Angst vor der Dunkelheit hat. Er hatte mehrere Bilderpuzzlespiele und Raumdekorationen. Er wünschte sich zwar mehr soziale Kontakte und stabile Bindungen. Allerdings war es ihm bisher nicht gelungen, soziale Kontakte herzustellen und aufzubauen. Aus diesem Grund war er enorm verbittert und enttäuschte von der eigenen Situation.

5.10.2 Biografischer Hintergrund

Er ist 56 Jahre alt und arbeitet in WfB. Er wohnt allein, jedoch besucht ihn immer noch seine Mutter, und er bekommt Unterstützung von ihr, z. B. Essen. Er hat Schwierigkeiten beim Sprechen, Schreiben und bei der Geldverwaltung. Seine Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit sind Fernsehen, die Teilnahme an der Freizeit AG und der Besuch von Flohmärkten.

5.10.3 Wohnen und Alltagsleben

Er wohnte vorher bei seinen Eltern und daher hatte er keine Erfahrung in anderen Wohnformen. Er war fünf Jahre in F-Straße im betreuten Wohnen, und wohnt jetzt seit fünf Jahren allein in einem Appartement.

Zum Essen geht er manchmal zu einem Lokal oder zu seiner Mutter. Er arbeitet ca. bis 16:00 in WfB, und nach der Arbeit besucht er eine Cafeteria, um Kaffee zu trinken. Am Abend sieht er allein fern bis zum Ende der Sendezeit. Am Wochenende fährt er mit dem Zug zu seiner Mutter.

5.10.4 Infrastruktur, Umgebung

Seine Wohnung liegt direkt an der Bushaltestelle in der Hauptstraße, und daher findet er seine Wohnung zu laut. In der Umgebung gibt es keine Einkaufsmöglichkeiten, das heißt, er muss nach der Arbeit alles erledigen, bevor er nach Hause fährt.

»P: In der Nähe gibt's keine Geschäfte(..), also wo kaufen Sie ein?

HM: Das ist alles bei A-Geschäft.

P: Da kaufen Sie?

HM: T-Geschäft und so. Da geh ich einfach rum, was ich brauche hier. Man fahre ich mit dem Bus(..) der da oben runter fährt T-Stadtteil heißt hier und dann stelle ich mich unten hin.«

(Aus dem Interview mit Herrn HM 157-160 vom 26.10.2006)

5.10.5 Soziale Beziehungen

Er ist meist allein unterwegs oder mit seiner Betreuerin beim Stammtisch. Seine Einsamkeit spiegelt sich beim Interview wider, und er sagt, dass er sich besonders allein zu Hause sehr einsam fühlt.

»HM: Mhm(..) wenn du gehst ### irgendwie bleibt doch noch bisschen hier. Musste ja net gleich nach Hause fahren. Wenn ich gleich nach Hause fahr, erlebe ich ja nix mehr. Dann kommst du ne? Sind mal alle ein(..) ein Boot so.

P: Fühlen Sie sich manchmal einsam?

HM: Ja, nur wenn keiner hier ist, fühl ich mich nur einsam.«

(Aus dem Interview mit Herrn HM 502-504 vom 26.10.2006)

»HM: Muss eben nur sehen, dass ich wieder(...) irgendwie spreche(..) irgendwann in der Woche so(..) dass ich net so so alleine rumsitze hier.

P: Mhm(..) möchten Sie nicht jemanden kennen lernen?

HM: Ja, ja unten an der Haltestelle da stehen ja genug Leute.

P: [Laut gelacht.]

HM: Aber ich kann die net so anlappern und sag hier, ich bin das und so(..) mhm(..) ich möchte dich mal(..) abends mal hier rum Fernsehen sitzen oder irgendwie einladen(..)«

(Aus dem Interview mit Herrn HM 517-521 vom 26.10.2006)

5.10.6 Betreuung

Er ist schon zehn Jahre lang bei seinem Verein und hat die Erfahrung, dass seine Betreuungsperson wegen ihres Umzugs gewechselt wurde.

Nach meiner Ansicht betrachtet er seine Betreuerin als seine wichtige Gesprächspartnerin sowie Freundin, was die Folge seiner Einsamkeit durch mangelnde soziale Beziehungen ist.

»P: Haben Sie keine Freundin?

HM: Das ist ne meine Freundin. [Leise gelacht. Er zeigt seine Betreuerin.]

P: [Laut gelacht.]

B: [Leise gelacht.]

P: Und(..) also ich meine ernst, haben Sie keine Freundin?

HM: Meine Freundin. [Er sieht wieder die Betreuerin an.]«

(Aus dem Interview mit Herrn HM 507-512 vom 26.10.2006)

Wegen seiner Einsamkeit gehört das Zusammensein im Alltag wie beim Essen und Wandern zu den wichtigen Tätigkeiten seiner BetreuerInnen.

»HM: Hilfe? Hatte eigentlich(..) nur was ich(..) am Sonntag immer machen will hier. Also(..) das mal Essen voran gehen und so(..) und irgendwie spazieren gehen hinterher ne? Bisschen. Das brauche bisschen. Mhm(..) richtig so wohl fühlen dann ne?(..) wo sitze mein nur Sessel am Stuhl und überall also(..) das ist net gut. Es ist muss schon irgendwie, was irgendwas gut sein, wohl sagen kann. Man kann möglich am Sonntag viel ankommen. Außer Essen und Trinken meinst jetzt.«

(Aus dem Interview mit Herrn HM 475 vom 26.10.2006)

»HM: Ja, hier hoch gehen die ja net. Die bleiben erst mal ganz unten da. Und dann erst Telefon da ab und sagt(...) mhm(..) bist du schon startklar(..) kön(..) können wir mal irgendwo hinfahren, Essen und so(..) so geht das alles.«

(Aus dem Interview mit Herrn HM 477 vom 26.10.2006)

5.10.7 Wünsche

Sein Wunsch richtet sich aufgrund seiner Einsamkeit auf die Beziehungsebene. Er wünscht sich mehr Kontakt mit anderen Menschen, jedoch kann er allein die Möglichkeit zur sozialen Beziehung nicht haben.

»HM: Traurig, dass ich keine Neue gefunden hab, draußen. Ich seh es nur im Bus fahren(...) und ich(..) ich sitze daneben, aber sprechen tue ich, dann nix groß. Ich hab einfach Mund dann zu. Ich hab gar, gar kein Gefühl irgendwie(..) irgendwie mit, mit jetzt so rechts so irgendwas reden(...) geht net. Ich bin einfach bisschen stumm aus wie(..) und die Anderen gucken mich an(..) aber(..) wenn er nix spricht, dann spreche ich auch nix. So geht das.«

(Aus dem Interview mit Herrn HM 531 vom 26.10.2006)

5.11 Herr HR.

5.11.1 Vorbemerkungen

Wir hatten uns zum Interview in einem Raum in seinem Verein getroffen, da er sich nicht in seiner Wohnung treffen wollte. Er war ein bisschen ungeschickt, aber freundlich und bemühte sich um unser Interview.

5.11.2 Biografischer Hintergrund

Er ist 40 Jahre alt und genießt ein ruhiges Leben. Er wurde durch seine Pflegeeltern als Vegetarier erzogen. Er war in der Sonderschule, im Berufsbildungszentrum und arbeitet in WfB. Er arbeitet jetzt in einer Firma als Außenarbeitsplatz vom WfB.

Er hat ein Gleichgewichtsproblem und bedarf der Hilfe bei der Geldverwaltung. Ansonsten ist er meistens selbstständig.

5.11.3 Wohnen und Alltagsleben

Er war vorher 29 Jahre lang in Heimen. Jetzt wohnt er seit ca. elf bis zwölf Jahren in einem Privathaus mit dem Vermieter. Sein Zimmer ist voll mit Platten und CDs sowie Büchern.

Er findet die Umgebung seiner Wohnung sehr angenehm und schön.

»HR: Meine Wohnung ist ansonsten angenehm. Also schon schön und jetzt ist, ist renoviert worden(...) jetzt Bad schön, sehr schön neu gemacht und(..) ist alles schön renoviert.«

(Aus dem Interview mit Herrn HR 331 vom 18.10.2006)

Er arbeitet bis zum Nachmittag und ruht sich in seiner Wohnung aus, besonders im Sommer im Garten, und genießt seine Freizeit mit Musik, Filmen, Stricken oder Wandern. Am Abend schläft er um 21:00 Uhr.

5.11.4 Infrastruktur, Umgebung

Das Haus liegt am Rand der Stadt, und es gibt zwei Busverbindungen. Er geht meistens in die Stadt zum Einkaufen, da es dort ein bestimmtes Bio-Geschäft gibt. Sonst geht er selten in nahe gelegene Geschäfte.

5.11.5 Soziale Beziehungen

Er hat fast keinen Kontakt mit seinen leiblichen Eltern aufgrund deren Alkoholproblems. Mit den Pflegeeltern trifft er sich ca. viermal im Jahr.

»HR: Mhm(..) meine Eltern sind Alkoholiker gewesen.

P: Ach so.

HR: Alkoholkrank ja.

P: Beide?

HR: Ja, beide. Mehr weiß ich nicht. Mehr kann ich(..) mehr weiß ich leider nicht, hab versucht doch etwas mehr raus zu kriegen, aber(..)

P: Hatten Sie keinen Kontakt mit Ihren Eltern?

HR: So gut wie gar nicht. Wenig.«

(Aus dem Interview mit Herrn HR 57-63 vom 18.10.2006)

»HR: Mit meinen Pflegeeltern rede ich ganz viel. Mit Pflegeeltern. Ja.

P: Wo wohnen Ihre Pflegeeltern?

HR: In der A-Stadtteil.

P: Treffen Sie sich öfter mit Ihren(..) Pflegeeltern?

HR: Nicht so oft. Die arbeiten sehr viel. Die arbeiten sehr(..)

P: Ungefähr wie oft treffen Sie sich?

HR: Wir treffen(..) uns viermal im Jahr vielleicht. Vier, fünfmal im Jahr.«

(Aus dem Interview mit Herrn HR 643-649 vom 18.10.2006)

Durch seine Arbeitsstelle hat er die Möglichkeit, sich mit den anderen ArbeitskollegInnen zu treffen. Jedoch ist dies sehr selten, und er erinnerte sich an eine Einladung zum Geburtstag von seinem Kollegen.

»P: Waren Sie schon mal von Ihren Kollegen eingeladen oder haben Sie Besuch gehabt? Zu Hause?

HR: Zu Hause? Ne, noch nicht. Doch! Von einem Kollegen zum Geburtstag.«

(Aus dem Interview mit Herrn HR 162-163 vom 18.10.2006)

Er ist sehr aktiv in seinem Verein. Jedoch hat er ganz wenige Freunde. Es gab nur einen Freund, der in seiner Wohnung war. Er hatte beim Interview von seiner Schwierigkeit bei der Suche nach Partnerschaft erzählt.

»HR: Ich war noch sehr jung und, und so, und so war anstrengend hat(..) war(..) noch mit den Eltern etwas schwierig, weil, weil sie war nicht behindert. Ich hatte ne Behinderung und(..)«

(Aus dem Interview mit Herrn HR 593 vom 18.10.2006)

»HR: Das war einzige ja. Und dann zwischendrin doch mal(..) noch mal Freundin, aber die hatte Angst. Die ist weggelaufen. Mhm(..) ja, dann seitdem nichts mehr.

P: Warum(..) hatte sie Angst?

HR: Das weiß ich nicht. Das war(..) keine Ahnung, weiß ich nicht. Die war auch behindert. Die war allerdings behindert und(..) die hatte Angst vor Gefühl oder so ich weiß es nicht.

P: Ehm. Mhm(..) ist es leicht oder schwer, wenn Sie eine(..) Partnerin oder eine(..) Frau suchen?

HR: Ach, das ist auch schon schwierig zu sagen.

P: Was macht es eigentlich so schwierig? Die Suche nach(..) mhm(..) Partnerin?

HR: Erst nicht zu eingeeengt wird. Nicht zu sehr eingenommen wird und so. Das ist(..) das hat schon auch erledigt.

P: Von der Frau her?

HR: Ja, ja.«

(Aus dem Interview mit Herrn HR 599-607 vom 18.10.2006)

5.11.6 Betreuung

Er ist schon elf Jahre in seinem Verein und bekommt dreimal in der Woche Unterstützung. Er ist in seinem Verein sehr aktiv und unternimmt dort vieles. Er plant die Arbeit seiner BetreuerInnen schon, bevor sie kommen.

»HR: Und ich wohler fühle, weil ich erstens mal mhm(..) die Zeit muss ich hier einteilen kann. Ja, ich kann, kann überlegen, was ich für meine Betreuer(..), wenn die kommen, was da machen.«

(Aus dem Interview mit Herrn HR 206 vom 18.10.2006)

Er hatte seine Betreuerin zuletzt gewechselt, da er es besser fand, dass er einen Mann und eine Frau als Betreuungspersonen hat.

»HR: Dieses Jahr zum Beispiel. Jetzt ist E-Betreuer. Dieses Jahr ist es E-Betreuer. K-Betreuer ist jetzt gekommen. Der K-Betreuer als Vertretung von E-Betreuer, weil, weil damit ein Mann und, und(..) ich hab jetzt zwei Frauen und, und ganz gut, wenn auch ein Mann dabei ist(..) für verschiedene Sachen. Ja, und da hat es jetzt gewechselt und sonst(..) S-Betreuerin und D-Betreuerin sind schon lange bei mir. Schon einige Jahre. D-Betreuerin ist schon 11 Jahre bei mir. Von Anfang an.«

(Aus dem Interview mit Herrn HR 691 vom 18.10.2006)

5.11.7 Wünsche

Sein erster Wunsch ist eine ganz getrennte eigene Räumlichkeit, da sein Wohnbereich mit dem des Vermieters verbunden ist. Er wünscht sich weiter, eine Frau fürs Leben zu finden.

»HR: Partner finden ja. Sonst weiter nix ne.

P: Wollen Sie später mit dieser Partnerin zusammenleben?

HR: Vielleicht.

P: In einer Wohnung zusammenleben?

HR: Ja.«

(Aus dem Interview mit Herrn HR 741-745 vom 18.10.2006)

5.12 Herr M und Frau J.

5.12.1 Vorbemerkungen

Herr M und Frau J sind Geschwister und wohnen bei ihren Pflegeeltern. Als ich ankam, begrüßten mich die Pflegeeltern. Danach gingen sie draußen in den Garten, um das Interview nicht zu stören.

Das Interview wurde zu dritt im Wohnzimmer bzw. Esszimmer durchgeführt. Frau J war ziemlich schüchtern und oft aufgeregt.

Das Interview war besonders für mich anstrengend, da sie gleichzeitig sprachen. Während des Interviews hatte Frau J sich andauernd hin und her bewegt und geschaukelt. Meistens sprach Herr M und versuchte ständig, sich in das Gespräch mit Frau J einzumischen.

5.12.2 Biografischer Hintergrund

Herr M ist 20 und Frau J ist 19 Jahre alt. Sie sind insgesamt sechs Geschwister. Herr M spielt gern Fußball, Kicker, Playstation und sammelt Modellautos. Seine Schwester sammelt Euro-münzen und die beiden haben andere Hobbys wie Puzzle, Bücher lesen und im Internet surfen.

Sie beide sind in einer Sonderschule. Die besondere Schwierigkeit von Frau J ist der Mangel an Konzentration.

5.12.3 Wohnen und Alltagsleben

Das Haus liegt in der Stadtmitte. Im Zimmer gibt es viel Lego, Filme, Puzzle. An der Wand hängen unterschiedliche Bilder von der Familie, von Popgruppen und der Fußballnationalmannschaft.

Sie sind zum Teil selbstständig, obwohl sie bei den Pflegeeltern wohnen. Sie waschen, putzen und kochen zum Teil selber. Jedoch werden Einkäufe und oft auch das Kochen von ihren Pflegeeltern erledigt.

»P: Okay. Mhm(..) also ihr wohnt bei den Eltern. Dann Einkaufen und so weiter, das machen die Eltern alles?

J: Ehm.

M: Mhm(..) wie bitte?

P: Einkaufen machen die Eltern?

M: Das machen die Eltern ja.«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 269-273 vom 17.04.2007)

»M: Waschen mache ich mal, wasche ich selbst.

P: Und Putzen?

M: Auch selbst machen wir(..) putzen im Zimmer selbst.

J: Alles machen wir.

P: Kochen aber macht die{

M: }Also das machen Eltern, manchmal kochen wir auch. Also das(..)

J: Ich backe auch Kuchen und so. Ich kann sehr gut Kuchen backen.«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 501-507 vom 17.04.2007)

5.12.4 Infrastruktur, Umgebung

Es gibt zwei Buslinien in der Nähe, die zu Fuß sowohl nach oben als auch nach unten ca. fünf Minuten entfernt liegen. Sie beide benutzen diese Busse und finden ihre Wohnumgebung super.

5.12.5 Soziale Beziehungen

Sie haben gute Beziehungen sowohl mit ihren leiblichen Geschwistern als auch mit ihren Pflegeeltern und Nachbarn.

Herr M. und Frau J. gehen manchmal in die Kirche und beschäftigen sich in der Freizeit im Chor, Orchester und in der freiwilligen Feuerwehr. Damit haben sie mit den sogenannten „Menschen ohne Behinderung“ Kontakt.

»J: (...) Ja, manchmal Wenn, wenn(..) Familiengottesdienst ist, ist sonst gehen M und ich allein.«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 587 vom 17.04.2007)

»P: Mhm ich(...) frage noch mal. Außer Kirche hast du(..) noch andere regelmäßige Tätigkeiten?

M: Chor.

J: Chor.«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 767-769 vom 17.04.2007)

»P: Triffst du dich auch nicht mit den Leuten? Diese Chorgruppe?

J: Doch, doch mit dem Programm.

[...]

J: Ja, so zwei(..) zwanzig, fünfzig, sechzig.

P: Mhm(..) Also(..) wie du, die gleichaltrig sind nicht(..)

J: Ja, auf jeden Fall. Es gibt drei junge Mädchen, aber die sind nicht nett so. Wenn schon(..)

[...]

P: Wie oft triffst du dich?

J: Zweimal(..) einmal in der Woche zwei Stunden.«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 794-805 vom 17.04.2007)

»M: Genau ja. Und(..) ja dann mache ich so'ne Woche, geh ich dann(..) zum Orchester. Ich bin(..) mache Musik. Und geh zur Feuerwehr.«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 633 vom 17.04.2007)

5.12.6 Betreuung

Sie sind durch ihren Pflegevater vor drei Jahren in ihren Verein eingetreten und haben mit seinen Mitgliedern gute Beziehungen. Sie wollen nach der Schule von ihren Pflegeeltern ausziehen.

5.12.7 Wünsche

Sie beide haben entschieden, dass sie nach der Schule in das Wohnprojekt ihres Vereins einziehen wollen. Sie kennen die anderen Betreuungsvereine, jedoch hatten sie von den anderen gehört, dass die Vereine unzuverlässig sind. Außerdem wollen sie in den bekannten Beziehungen und Erfahrungen in ihrem Verein bleiben.

»P: Wollt ihr dieses Wohnprojekt(..) da{

M: }Ja, wir wollen mitmachen.

P: Ja, mitmachen?

M: Ja.

P: Was(..) findet ihr so attraktiv oder?

M: Weil da, aber nette Leute sind(..) also die das(..) leiten und(..) aber denke, ist da ganz gut aufgehoben sind bei diesen Leuten, dass sie uns helfen können, wenn wir Probleme haben und so was. Da habe ich andere, habe ich andere Wohnprojekt mitgekriegt, die net so toll sind und das find ich aber klasse hier, was gemacht wird und(..)«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 241-246 vom 17.04.2007)

»M: Ne, ja ich hab davon gehört. Kenne die Leute, die wohnen da. Und die sind nicht so zufrieden.

J: D-Freund ist zufrieden aber.

P: Warum?

M: Weil dieser anderes verdient. Weil da diese(..) Betreuung, die kommen soll, net kommt teilweise zu diesem vereinbarten Tag, wo sie eigentlich(..) da gucken müssen in der Wohnung(..) sich um Leute kümmern, die sind noch nicht da und(..) ja verwaorlost die Wohnung und(..) naja. Ist nicht so schön.«

P: Ehm. {So was gehört?

M: Also Betreuer(..)} unzuverlässig! Ja.«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 255-260 vom 17.04.2007)

Ein besonderer Wunsch von Frau J ist, dass sie mit den sogenannten „Menschen ohne Behinderung“ Kontakte und Freundschaften haben will. Jedoch sagt sie, dass es schwierig ist und dass sie in dieser Hinsicht wenig aktiv ist.

»P: Welchen(..) meinst du, festen Freund? Oder normale Freundschaft?

J: Ja, normale Freundschaft so Kontakt haben, kenn ich kein, dass das(..)

M: Also S-Verein.

J: Ja, von S-Verein die sind alle so anders!

P: Ach so. Du meinst du(..) Menschen ohne(..) Behinderung.

J: Ja, mal so was.

P: Mhm(..) gibt's keine Möglichkeit?

J: Ne, ich bin ja so wenig Aktivität.«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 848-855 vom 17.04.2007)

»P: Hast du(..) irgendeine(..) hast du gar keine Idee? Zum Beispiel in einen anderen Verein gehen oder(..) wie dein Bruder(..)

J: Ne, ne. Das ist das Problem. Da gibt's keins.

P: Ehm. Was du willst, gibt's nicht?

J: Ach so. So'ne Vereine, das ist schwierig für mich.

P: Mhm(..) warum?

J: Ich hab da Schwierigkeit beim(..) früher wäre es auch nicht so mein Ding, was er so macht.

P: Ich meine wie(..) Chor oder so was.

J: Das ist schön. Da bin ich einer(..) Chorgruppe.

P: Aber da gibt's(..) wenige jüngere.

J: Ja.«

(Aus dem Interview mit Herrn M und Frau J 860-869 vom 17.04.2007)

5.13 Frau MA.

5.13.1 Vorbemerkungen

Wir haben uns beim Stammtisch von ihrem Verein kennengelernt. Sie hat eine Gehbehinderung und fährt ein Fahrrad mit drei Rädern. An dem Tag stellte sie ihr Fahrrad vor dem Eingang des Restaurants ab und saß direkt an der Bar. Nach einem kurzen Gespräch hat sie das Interview interessiert und wir haben einen Termin vereinbart.

Sie wohnt in einem Gebäude, in dem alle BewohnerInnen eine Wohngemeinschaft bilden und das im Stadtzentrum liegt. In der näheren Umgebung gibt es viele Buslinien. Das Gebäude ist kein typisches Wohnhaus, sondern eher ein Bürogebäude. Vor dem Eingang ihres Gebäudes stand ihr Fahrrad. Das Interview wurde in ihrem Zimmer durchgeführt. Sie saß auf dem Bett. Ich gab ihr zuerst das Einwilligungsf formular für das Interview, da ihre Unterschrift fehlte.

5.13.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 29 Jahre alt und hat Halbgeschwister. Sie war in der Sonderschule und ist in GT-Stadt gewachsen. Ihre Mutter wohnt in K-Stadt.

Sie war früher mehrmals in Marburg gewesen und hat oft Spaziergänge sowie Stadtbummel gemacht. Wegen diesen schönen Erinnerungen wollte sie nach Marburg kommen und besonders im betreuten Wohnen in der Stadtmitte wohnen, da sie früher in einer Dorfgemeinschaft in einem kleinen FL-Dorf lebte und Einschränkungen in Bezug auf die Mobilität und Langlebigkeit wegen der mangelnden Unterhaltungsmöglichkeiten erlebte.

Sie hatte von ihrem Freund in FL-Dorf die Information über das betreute Wohnen bekommen und sagte sie zu ihrer Mutter, dass das Leben im betreuten Wohnen ihr Traum ist. Später hatte ihre Mutter durch eine Anzeige Kontakt mit ihrem jetzigen Verein aufgenommen. Jetzt lebt sie auf ihren Wunsch in Marburg. Sie ist oft mit ihrem Fahrrad unterwegs, da das schnell geht, z. B. fährt sie mit dem Rad zur Arbeit. Das Fahrrad hat ihr Onkel für sie selbst konstruiert. Sie arbeitet seit zwei Jahren in einer Integrationsfirma.

5.13.3 Wohnen und Alltagsleben

Sie wohnte früher bei ihrer Mutter und in einem Internat in der Nähe eines Krankenhauses, in das sie zu Reha-Maßnahmen ging. Danach wohnte sie mit Hauseltern in einer Dorfgemeinschaft in FL-Dorf. Sie hat danach innerhalb von zwei Jahren in fünf Wohngemeinschaften

gewohnt. Sie meinte, dass das Gebäude laut ist. Aber sie findet es in Ordnung. Sie braucht bis zu ihrer Arbeitsstelle zu Fuß nur eine Viertelstunde.

Sie bekommt Unterstützung beim Putzen und bei der Geldverwaltung oder beim Besuch in der Bank. Sonst kann sie alles allein erledigen. Sie kocht in der Wohngemeinschaft, wobei sie sich mit den anderen abwechselt.

Sie arbeitet bis 14:00 Uhr und dann ruht sie sich zu Hause aus oder bummelt in der Stadt. Ihre Hobbys sind Filme sehen, Malen, Fahrrad fahren und Schwimmen.

5.13.4 Infrastruktur, Umgebung

Sie ist zufrieden mit ihrer Wohnung, obwohl sie direkt an einer größeren Straße liegt und daher sehr laut ist. Ihr gefallen die Lage in der Stadtmitte und die Bewegungsfreiheit.

»MA: (...) Ja, ich kann(..) kann sagen. Ich(..) geh Innenstadt, ich geh mhm(..) ich gehe, Kakao trinken ich, die Kuchen essen ich(..) weißt du(..) ich bin(..) ich kann weggehen. Und das finde ich(..) sehr(..) schön.«

(Aus dem Interview mit Frau MA 222 vom 04.04.2007)

»P: Ehm. Mhm(...) direkt hinter dem Haus(..) da ist eine(..) X-Straße. [Schnellstraße] Findest du nicht so laut oder(..) okay?

MA: Die?

P: Ehm.

MA: Ich hab mich jetzt dran gewöhnt. Also und das hört man nicht mehr so.«

(Aus dem Interview mit Frau MA 427-430 vom 04.04.2007)

5.13.5 Soziale Beziehungen

Sie besucht ab und zu, etwa dreimal im Jahr ihre Mutter bzw. ihre Geschwister. Ca. dreimal im Monat telefoniert sie innerhalb der Familie. Sie hat eine Freundin, die in HM-Stadt wohnt und mit der sie seit dem Kindesalter befreundet ist. Sie war noch nicht bei ihr nach ihrem Umzug, jedoch telefonieren sie bis heute häufig miteinander.

Sie besucht den Stammtisch ihres Vereins, da sie dadurch mehr Kontakt mit den anderen haben kann.

»MA: Ja, ich geh zum(..) zum Stammtisch, dass man(..) mehr Kontakt hat. Mehr Kontakte man hat.

P: Mit wem?

MA: Also(..) manchmal mit ganzen Freunden. Also meine ganzen Freunde sind nicht nur hier in der Wohnung, sondern auch (...) weiter.«

(Aus dem Interview mit Frau MA 548-550 vom 04.04.2007)

5.13.6 Betreuung

Ihre Betreuungspersonen kommen fast jeden Tag und unterstützen sie beispielsweise beim Putzen und beim Sortieren der Wäsche bzw. der Geldverwaltung und Bankangelegenheiten. Sie ist mit ihren BetreuerInnen zufrieden.

5.13.7 Wünsche

Ihr Wunsch ist es, dass sie die WG verlässt und mit ihrer Freundin zusammenwohnt, die im Moment auf demselben Flur wohnt, da es in der jetzigen Wohngemeinschaft manchmal zu Konflikten kommt und sie nicht mehr mit vielen Menschen in einer Wohngemeinschaft zusammenleben möchte. Dabei wünschte sie sich eine etwas größere Wohnung für beide.

»MA: Ja, dass wir manchmal(..) Meinungsverschiedenheit haben(..) in einer Wohngemeinschaft. Aber(..) mhm(..) ja(..) jeder(..) jeder hat eine andere Meinung(...) und(..) man mir so gefragt. Wenn man so mal schwierig(..) den T-Mitbewohner fragt gegenüber von mir(..) und T-Mitbewohner, ja was ist? Kriegt man sone Antwort und(...) ja(..) später(..) plane ich was Weiteres was(..) ich will später(..) mit meiner Freundin zusammenziehen. Die hier wohnt. Wir wollen zusammenziehen.«

(Aus dem Interview mit Frau MA288 vom 04.04.2007)

»MA: Ja,(...) ja, vielleicht ist es(..) vielleicht ist das mein Ziel. Für ganz(..) später mal. Aber(..) jetzt zu fünf und dann zu zweit. Das ist halt(..) ist halt der erstmal(..) besser. Weißt, dann hat man jemanden zum Reden später(..) und da Spaß haben oder(..) zusammensetzen und(..) ja.«

(Aus dem Interview mit Frau MA 322 vom 04.04.2007)

»P: Okay. Und noch etwas anderes? Zu zweit muss es ein bisschen größer werden oder?

MA: Bisschen(..) größer.«

(Aus dem Interview mit Frau MA783-784 vom 04.04.2007)

Sie erhofft sich vom Zusammenleben mit ihrer Freundin, dass sie in der Zukunft selbstständiger wird.

»MA: ich hab(..) ich hab Wunsch(..) dann später bin ich mhm(..) mit der T-Freundin zusammenwohnen, dass ich nicht(..) dass ich nicht mehr so viel Betreuung(..) brauche.«

(Aus dem Interview mit Frau MA758 vom 04.04.2007)

Sie wünscht sich außerdem eine Nachbarschaft, da sie an einem Ort lebt, der nicht in einem normalen Wohngebiet liegt und wo es von daher keine Nachbarn gibt. Sie fühlt sich deshalb einsam und wünscht sich bessere soziale Beziehungen mit der Nachbarschaft.

»P: Mhm(..) also das heißt, mhm(..) möchtest du etwa(..) mehr Kontakt mit den anderen Nachbarn?

MA: Ja.

[...]

P: Fühlst du dich irgendwie einsam?

MA: Manchmal schon.«

(Aus dem Interview mit Frau MA711-716 vom 04.04.2007)

5.14 Herr PK und Frau PKF

5.14.1 Vorbemerkungen

Herr PK und Frau PKF sind ein Paar. Ich hatte schon mehrmals versucht, die beiden für einen Termin telefonisch zu erreichen. Aber dies ist mir nicht gelungen. Daher habe ich sie einfach besucht. Ihre Adresse hatte ich von der Einwilligung zum Interview. An der Eingangstür

suchte ich die Klingel. Es kam ein Bewohner heraus und fragte mich, wen ich suche. Als ich geklingelt hatte, antwortete Frau PKF. Sie sagte, dass Herr PK in einer halben Stunde kommen würde. Eine andere Nachbarin kam heraus und sagte mir, dass Frau PKF die Tür nicht öffnet, wenn ihr Mann nicht zu Hause ist.

Als ich schon aufgeben und zum Stammtisch gehen wollte, kam ein Mann auf das Haus zu. Ich erkannte in ihm meinen Interviewpartner Herrn PK. Wir haben uns vor der Tür begrüßt, und er hat mich ins Haus eingeladen. Im Wohnzimmer haben wir einen Termin für das Interview ausgemacht. Er hat gesagt, dass er mich schon irgendwo gesehen hätte. Er überlegte ein bisschen und erinnerte sich daran, dass er mich bei einer Veranstaltung in seinem Verein gesehen hatte.

Frau PKF sprach sehr undeutlich und war schwierig zu verstehen. Außerdem kam auch ihre Betreuerin zum Interview. Aus diesem Grund wurde nur Herr PK beim Interview berücksichtigt. Das Interview wurde zwei Monate später durchgeführt.

Als ich zum Interview ankam, begrüßten wir uns. Ich erklärte zuerst den Interviewverlauf und etwas über die Aufnahmegeräte. PK interessierte sich für diese Geräte. Das Interview wurde in der Küche durchgeführt. PK stotterte beim Sprechen, daher konnte ich ihn nur mühsam verstehen.

5.14.2 Biografischer Hintergrund

Herr PK ist 55 und seine Frau PKF 53 Jahre alt. Er kommt aus RD-Dorf und seine Frau aus B-Stadt. Herr PK war in der Sonderschule und arbeitete in WfB. Danach arbeitete er mit Holz bei einer Firma und danach in der Gastronomie. Er und seine Frau sind jetzt RenterInnen. Herr PK hat Anfälle und seine besonderen Schwierigkeiten sind der Umgang mit Geld und das Schreiben.

Seine Hobbys sind Puzzeln, Funk und Fernsehen oder Spaziergänge machen. Er geht mit seiner Frau manchmal auf den Flohmarkt.

5.14.3 Wohnen und Alltagsleben

Er wohnte früher ca. drei bis vier im Wohnheim Jahre, danach zog er in die F-Straße in eine Dreier-Wohngemeinschaft in das betreute Wohnen. Damals war er schon mit seiner Frau zu-

sammen. Nach mehreren Umzügen wohnt er jetzt seit ca. vier bis fünf Jahren in einem Appartement mit seiner Frau.

Im Gästezimmer lagen Puzzleteile mit einem Hundemotiv, und an der Wand hingen einige Bilder. Außerdem gab es viele Videokassetten, auf denen er Sendungen aus dem Fernsehen aufgenommen hatte.

Am Nachmittag gehen sie in die Stadt und bummeln oder besuchen eine Cafeteria. Seine Frau und seine Freundin, die ganz in der Nähe von ihm wohnt, kochen meistens für ihn. Freitags bringen sie die Wäsche mit dem K-Betreuer in den Keller zur Waschmaschine.

5.14.4 Infrastruktur, Umgebung

Sie wohnen an einem Ort, wo es viele Probleme mit Jugendlichen gibt. Sie schalten abends ihre Wohnungsklingel aus, da sie sonst am Abend von den Jugendlichen belästigt werden.

»PK: Wir machen am Abends immer die Schelle raus.

[...]

PK: Weil bei uns, wir haben das immer öfter vor, dass am Abend immer(..) so mhm(..) Leute kommen, die jungen Kerle kommen, die schellen und gehen wieder fort gegen andere hat noch wieder so gefall. Die kommen einfach und schellen, klingeln, wieder fort.«

(Aus dem Interview mit Herrn PK und Frau PKF 1014-1019 vom 03.04.2007)

5.14.5 Soziale Beziehungen

Er hat eine Schwester, die auch eine Behinderung hat. Sie wohnt in G-Stadt und besuchte ihn früher öfter. Jedoch haben Herr PK und seine Schwester im Moment aufgrund seines privaten Lebens eine schlechte Beziehung.

Herr PK und seine Frau PKF hatten ein Problem mit dem D-Nachbar in ihrer Wohnung, der aus diesem Gebäude ausziehen wird.

»PK: Ja, hat immer mhm(..) der hat seine Mutter krankhausreif geschlagen.

PKF: Geschlagen.

PK: Un(..) und(..)

PKF: Ohne Grund.

PK: Und hat immer Bier gesoffen immer.

[...]

PK: Weil mhm(..) der stört in(..) in der Abendruhe störte.

PKF: So laut Musik stärker.«

(Aus dem Interview mit Herrn PK und Frau PKF 997-1004 vom 03.04.2007)

5.14.6 Betreuung

Sie sind schon zehn Jahre in ihrem Verein. Die BetreuerInnen von Herrn PK kommen dreimal in der Woche und für seine Frau zweimal. Ihre BetreuerInnen unterstützen sie beim Arztbesuch, beim Abholen der Rezepte für Medikamente oder beim Abholen des Geldes. Außerdem braucht er besondere Hilfe bei der Begleitung zum Gericht.

»PK: Ja, wenn da mhm(..) nicht mhm(..) mhm(..) also wenn sie im Urlaub sind, dann mache ich das(...) ich krieg die Karte und das(..) und wenn sie da sind mhm(..) das ist ja vorbei Jahren, ist das ganz neu und kommen sie hierher, kommen die Betreuerin hierher(..) die wohnt bei der S-Betreuerin gegenüber. Mhm(..) und dann mhm(..) holen wir mal zusammen mhm(..) das Geld ab. Sie bleibt da manchmal auch im Auto und ich hol's dann allein.«

(Aus dem Interview mit Herrn PK und Frau PKF 816 vom 03.04.2007)

Er hat Angst vor der strengen Haltung von BetreuerInnen und hat von anderen Maßnahmen gesprochen, die er nicht gut erklären kann. Früher hatte er in solchen Situation den Ärger heruntergeschluckt und sich damit gequält. Jedoch versucht er heute die Dinge mit Mut zu klären.

»PK: Ne. Ja, ja, mhm(..) wenn mhm(..) sie zu, wenn man dann zu so, so bisschen streng dran genommen bin(..) dann krieg ich manchmal so bisschen Angstzustände.

P: Mhm(..) ich hab nicht verstanden.

PKF: [Sie steht auf.]

PK: Mhm(..) dann mhm(..) kriege ich manchmal so bisschen Angstzustände.

P: Warum?

PK: Dann weil ich immer Dinge mhm(..) na! Denn kriegen die anderen Maßnahmen treffen.

P: Ach so, wenn die BetreuerInnen etwas anstrengend sind(..)

PK: Ja, so(..) wenn(..) ich eher das setz(..) erzählen tue(..) naja(...) und dann mhm(..) von ganzen irgend immer ach, es erzählst du das. Und dann kannst du danach nicht glauben. Aber es ist fast wieder immer ne Mut und dann erzählst ja doch dann immer.«

(Aus dem Interview mit Herrn PK und Frau PKF 1055-1062 vom 03.04.2007)

5.14.7 Wünsche

Der Wunsch von Herrn PK und Frau PKF ist, dass ihre BetreuerInnen sie nicht zu streng behandeln, damit sie vor ihnen keine Angst bekommen.

»PK: Mhm(..) wenn ich Wunsch hätte, dann mhm(...) mhm(..) das dann nicht mhm(..) das, wenn was ist ansonsten eigentlich nicht so(..), so hart drannehmen.

P: Hart?

PK: Ja, also, also so, dass man mhm(..) weil damit die Angst zuständig krieg. Man sagt, man sagt(..) den, dass mhm(..) wie man so ein Menschen(...) hilfreich sprechen tun(..), und die Betreuerin, die kommen gleich dann(..) ja, (...) so und so und so und so und mhm(...) na dann weiß man manchmal nicht, mhm(..) soll man das schon sagen, oder soll man was nicht sagen, weil man dann so(..) bisschen in Angstgefühl da drin ist.«

(Aus dem Interview mit Herrn PK und Frau PKF 1118-1120 vom 03.04.2007)

5.15 Frau PZ.

5.15.1 Vorbemerkungen

Ich konnte Frau PZ bei einer privaten Geburtstagsfeier treffen. Telefonisch haben wir im März 2007 einen Termin für das Interview vereinbart.

Sie wohnt in einem Appartement. Als ich sie besuchte, waren Frau PZ und ihre Mitbewohnerin zu Hause und haben mich herzlich begrüßt. Nach der Begrüßung ging ihre Mitbewohnerin in ihr Zimmer, und das Interview wurde in der Küche durchgeführt.

Sie sprach ihre Meinung klar und deutlich. Ab und zu malte sie einige Buchstaben in mein Notizbuch, die sie sprach bzw. sprechen wollte. Trotzdem war ihre Stimme murmelnd und

undeutlich. Außerdem hatte sie Schwierigkeiten mit der Erinnerung an ihre Vergangenheit. Auch konnte sie nicht gut hören, deswegen versuchte ich, laut und deutlich zu sprechen.

Sie zeigte beim Interview Angst vor Einsamkeit.

5.15.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 50 Jahre alt und hat eine Schwester und ihre Mutter, die in O-Stadt wohnen. Sie war in der Sonderschule und arbeitet in WfB.

Ihre Schwierigkeiten sind Rechnen sowie Zählen, Papierkram und Einkaufen. Außerdem braucht sie Hilfe beim Putzen, da sie Rückenprobleme hat.

Ihre Hobbys sind Reisen, ins Kino gehen, Spaziergänge machen, die Mutter besuchen, Fotografieren, Lesen und Fernsehen.

5.15.3 Wohnen und Alltagsleben

Sie wohnte zunächst in O-Stadt mit ihrer Mutter und danach in einem Heim in Marburg. Anschließend wohnte sie in einem privaten Haus im betreuten Wohnen von einem Verein. Dort war sie allein und fühlte sich sehr einsam.

Aus diesem Grund zog sie wieder in ein Wohnheim und wechselte gleichzeitig ihren Verein. Sie wohnt jetzt seit zwei Jahren wieder in einem Appartement im betreuten Wohnen mit einer Mitbewohnerin. Sie ist jetzt mit ihrer Wohnung und mit dem Zusammenleben mit ihrer Mitbewohnerin zufrieden und glücklich.

Sie braucht besondere Hilfe beim Putzen und bei der Geldverwaltung. Ansonsten ist sie im Alltagsleben meist selbstständig. Ihr Alltag wird hauptsächlich von ihrer Arbeit geprägt. Sie arbeitet bis 16:00 Uhr und fährt dann in die Innenstadt, um Kaffee zu trinken oder ins T-Geschäft zu gehen, um Zutaten für das Abendessen zu kaufen.

5.15.4 Infrastruktur, Umgebung

Ihre Wohnung liegt in der Nähe ihrer Arbeitsstelle. Sie kann direkt mit der mit X-Buslinie nach Hause fahren. Ihr gefallen besonders die Aussicht aus ihrer Wohnung und der nahegelegene Wald.

»PZ: Mhm(..) so bin kann ich sagen. Ich bin(...) glücklich(..) dass ich hier so nah(..) Wald wohne.«

(Aus dem Interview mit Frau PZ 405 vom 06.11.2006)

5.15.5 Soziale Beziehungen

Sie trifft sich mit ihrer Schwester und ihrer Mutter ca. dreimal im Jahr. Meistens kommt nicht ihre Familie zu ihr, sondern sie fährt mit dem Zug nach O-Stadt in den Urlaub. Sie hat Kontakt mit ihren ArbeitskollegInnen. Sie kommen zu ihr, um am Wochenende Kaffee zu trinken. Ihre Mitbewohnerin kennt sie schon gut, da sie auch in WfB arbeitet.

Nach ihrer Aussage hat sie jetzt nur Kontakte mit Menschen mit Behinderung und fast nicht mit den sogenannten „Menschen ohne Behinderung“, obwohl sie im betreuten Wohnen in einer normalen Umgebung wohnt.

»PZ: Also ansonsten niemand außer meinen Arbeitskollegen. Also ich bin jetzt mehr(..) mehr mit Behinderten zusammen.«

(Aus dem Interview mit Frau PZ 1083 vom 06.11.2006)

»PZ: Ich will gerne viele Leute kennen lernen. Aber hier oben(..) [ihre Wohnung] ist nix dran.

P: Warum?

PZ: Das ist alles so(..) so anonym und so fremd. Die Türen sind zu. Die gehen ihren eigenen Weg.«

(Aus dem Interview mit Frau PZ 1093-1095 vom 06.11.2006)

5.15.6 Betreuung

Sie ist mit der Betreuung in ihrem Verein zufrieden, da sie jetzt mehr Betreuungsstunden hat als früher im anderen Verein.

»PZ: [...] Und weil(..) die Stunden, die waren mir zu knapp, die kamen nur(..) ein oder zweimal in der Woche und hier habe ich jetzt viermal ne Betreuung.«

(Aus dem Interview mit Frau PZ 345 vom 06.11.2006)

Obwohl sie mit ihren BetreuerInnen zufrieden ist, fehlt meinem Eindruck nach die Kommunikation zwischen ihr und ihren BetreuerInnen. Sie erzählt eine Schwierigkeit mit dem Handy. Sie hatte früher zwei Handys, eins davon wurde zurückgegeben. Trotzdem kaufte sie noch ein zweites Handy mit Fotofunktion, das sie in einer Zeitungsanzeige gesehen und bestellt hatte. Sie hat einen alten Fotoapparat, jedoch wollte sie ein Handy mit Fotofunktion kaufen, da sie damit jedes Mal ihre Fotos auf dem Bildschirm überprüfen kann und dann unnötige sowie schlechte Fotos löschen kann. Das Problem dabei ist, dass sie mit ihren BetreuerInnen nicht darüber gesprochen hat und das Handy schon absichtlich benutzt hat, um die Rückgabe der Ware zu verhindern.

»PZ: Ein(..) ich hab mhm(..) zwei(..) zwei Handys da. Nicht auch bisschen Ärger gekriegt, das haben wir auch gegeben. Aber nicht halt nicht mehr abgeben, weil ich es schon genutzt hab.

P: Ach so. Sie hatten früher zwei Handys?

PZ: Ja.

P: Deswegen(..) mhm(..) Schwierigkeit oder Problem mit den BetreuerInnen und die BetreuerInnen wollen eins abgeben?

PZ: Ja, eins haben wir abgegeben und das kann nicht abgeben, weil ich das(..) jetzt schon benutzt hab und fotografiert hab.«

(Aus dem Interview mit Frau PZ 1268-1272 vom 06.11.2006)

5.15.7 Wünsche

Sie wünscht sich mehr soziale Kontakte mit den anderen und dazu in der Zukunft einen Partner – besonders einen nicht behinderten Partner – mit dem sie zusammenleben kann.

»PZ: Also Zukunft möchte ich gern mit jemandem. Mit dem Mann zusammen wohnen.«

(Aus dem Interview mit Frau PZ 1314 vom 06.11.2006)

»PZ: Also ich(..) ich wünsche mir(..) nicht behinderten Partner.«

(Aus dem Interview mit Frau PZ 1367 vom 06.11.2006)

5.16 Herr R.

5.16.1 Vorbemerkungen

Als ich ihn zum Interview besuchte, war die Eingangstür des Appartements offen. Während ich draußen wartete, traf ich seine Freundin. Sie wollte weggehen. Wir sprachen vor der Eingangstür kurz miteinander. Im selben Augenblick kam Herr R und seine Freundin fragte ihn, wie ihre Termine in den nächsten Tagen aussehen. Herr R antwortete deutlich, dass sie lernen solle, selbst eigene Termine zu organisieren. Nachdem sie uns verlassen hatte, gingen wir in seine Wohnung und das Interview fand im Wohnzimmer statt. Er sprach sehr deutlich, aber sehr schnell und wiederholte sich sehr viel.

5.16.2 Biografischer Hintergrund

Herr R ist 35 Jahre alt und hat einen Bruder. Seine Eltern wohnen in der Nähe seiner Wohnung. Er war in der Sonderschule und arbeitet jetzt in einer Integrationsfirma. Er bedarf der Unterstützung besonders beim Schreiben und beim Papierkram.

Seine Hobbys sind Sammeln wie Pokale oder Porzellan, Reisen, Internet, Funken, Kegeln und Tagesfahrten mit dem Bus.

5.16.3 Wohnen und Alltagsleben

Er hatte keine Erfahrung in anderen Wohnformen. Nach dem Auszug von seinen Eltern wohnte er ca. vier Jahre mit einem Zivildienstleistenden im betreuten Wohnen zusammen und zog dann noch zweimal um. Er wohnt jetzt seit zwei Jahren mit seiner Freundin in einem Appartement.

Die Wohnung hat drei Zimmer, Bad und Küche. Sein Zimmer ist normalerweise zugeschlossen, und beim Interview öffnete er für mich das Zimmer zur Wohnungsvorstellung.

»R: Das ist Wohnzimmer, das ist Wohnzimmer, das ist Bad, das ist Flur hier(...) mir vielleicht Zimmer. [Er schließt eine Tür eines Zimmers auf.]

P: Warum schließen Sie zu?

R: Das mhm(.) weil da keiner rein soll. Das ist privates Amt.

P: Aber Sie wohnen(..)

R: Also das ist mein Computer, mein Computer. Das ist mein Computer. Jeder hat sein Zimmer!
Die SN-Freundin hat auch hier eins, weißt du?«

(Aus dem Interview mit Herrn R 326-330 vom 17.10.2006)

In seinem Zimmer gab es viele Elektrogeräte wie Computer, einen großen Fernseher, Radio und seine Sammlungen wie CDs, Porzellan und Pokale. Außerdem war sein Zimmer mit Pflanzen dekoriert.

Er ist sehr selbstständig in Alltagstätigkeiten und bedarf der Unterstützung bei der Geldverwaltung. Er arbeitet bis 15:00 Uhr und geht in die Stadt zum Bummeln oder um Kaffee zu trinken. Zu Hause hört er sehr oft Volksmusik und surft im Internet. Deswegen ist eine schnelle und günstige Internetverbindung für ihn eine entscheidende Bedingung beim Umzug.

»R: Internet. Internet ist billig hier. Das Internet ist billig. Woanders, aber will ich gar nicht gehen.«

(Aus dem Interview mit Herrn R 200 vom 17.10.2006)

5.16.4 Infrastruktur und Umgebung

In der Nähe seiner Wohnumgebung gibt es einen Imbiss und zwei Buslinien, mit denen er sich bewegen kann. Ansonsten muss er in die Stadt oder ins Einkaufszentrum fahren, wenn er etwas unternehmen möchte.

Er findet die Umgebung wegen der Kinder laut und sie gefällt ihm nicht. Ansonsten findet er die Umgebung in Ordnung.

»R: Mhm(..) dass man schon laut ist, dass die Kinder hier. Jeder spielt und da(..) weiß, dass sie Grüne kaputt machen hier. Ich find das nicht so gut. Die spielen manchmal hier Fußball, die kehrt hin in Garten hin, ist so auch im Garten. Und da spielen die Fußball. Ich finde nicht so gut. Aber(..)

P: Sonst?

R: Sonst geht's eigentlich. Sonst geht's eigentlich.«

(Aus dem Interview mit Herrn R 230-232 vom 17.10.2006)

5.16.5 Soziale Beziehungen

Er hat enge Beziehung mit der Familie und trifft sich sehr häufig mit ihr. Er hat Misstrauen gegenüber Fremden oder Unbekannten, er will sich von ihnen distanzieren und hat kein Bedürfnis zur Erweiterung seiner sozialen Beziehungen. Er ist zufrieden mit seinem Freundeskreis sowie mit seiner Familie.

»R: Mhm(..) ich traue den Leuten nicht richtig. Das ist das.

P: Warum trauen Sie nicht?

R: Weil's viel passiert in der Welt. In dieser Welt passiert zu viel«

(Aus dem Interview mit Herrn R 668-670 vom 17.10.2006)

5.16.6 Betreuung

Der Papierkram wie alltägliche, offizielle Briefe und das Schreiben sind für ihn schwierige tägliche Herausforderungen. Er kann sich das normale Leben im betreuten Wohnen ohne seine BetreuerInnen nicht vorstellen.

»R: Zum Beispiel, wenn irgendwie Probleme sind irgendwie Probleme(..) irgendwie kommt die Rechnung oder so. Das lösen die irgendwie. Die lösen das irgendwie. Haben die irgendwie, weiß ich net.«

(Aus dem Interview mit Herrn R 684 vom 17.10.2006)

»R: Ohne Betreuer geht das hier nicht, weil(..) mhm(..) weil der Papierkram, wer macht dann den? Den kann ich selber(..) ich kann nicht gut schreiben. Ich hab ja Lernbehinderung. Ne? Lernbehinderung! Und das geht ja nicht. Ich kann auch auswendig schreiben wie Sie, Sie schreiben(..) Sie schreiben da als Beispiel alles auf. Das könnte ich nicht.«

(Aus dem Interview mit Herrn R 832 vom 17.10.2006)

Er wird in seinem Verein schon seit zehn Jahren betreut und ist mit seinem Verein zufrieden. Er kann bisher mit seinen BetreuerInnen ohne Problem gut umgehen. Sie begleiten ihn von Anfang an.

5.16.7 Wünsche

Er fühlt sich in seiner Wohnung eingesperrt, da es sein Wunsch ist, in einer eigenen Wohnung nicht als Mieter, sondern als Eigentümer zu wohnen. Er wünscht es sich, seine eigene Wohnung zu haben und sie selbst nach seinen Vorstellungen einzurichten.

»R: Dann kannst du machen, wie du willst! Dann kannst du machen, was du willst.

P: Zum Beispiel?

R: Mhm(..) dann kannst du Musik laut drehen. Ohne dass da jemand meckert. Das ist aber hier nicht. Du kannst hier Musik laut drehen. Du hast hier Mieter sitzen der(..)

P: Und noch anderes?

R: Kannst du leben, wie du willst.

P: Ehm.

R: Weißt du, was ich meine? Du kannst bewegen, bezahlst keine Miete. Wenn Sie bezahlt ist, die Eigentumswohnung(..) bezahlst keine Miete mehr. Bezahlst du nur Strom. Und das ist, das ist gut. Das eigene zu Hause, weil ich haben. Aber das(..)

P: Also fühlen Sie nicht im eigenen Haus hier?

R: Ne, nicht so richtig. Das ist nicht so das richtige zu Hause, was ich mir(..)«

(Aus dem Interview mit Herrn R 980-988 vom 17.10.2006)

»R: So(..) eingesperrt irgendwie. Praktisch selber hier(..) mhm(..) Holz dran machen. Oder irgendwas verändern hier. Darfst du nicht. G-Immobilien fertig.

P: Fühlen Sie sich eingesperrt?

R: Ja, irgendwie eingesperrt hier. Das ist net so, das richtige(..) richtige Zuhause.

P: Weil, weil{

R: Weil} man hier nicht machen kann, was man will, wie man will.«

(Aus dem Interview mit Herrn R 1082-1086 vom 17.10.2006)

5.17 Herr RB.

5.17.1 Vorbemerkungen

Ich hatte Herrn RB das erste Mal beim Stammtisch vom F-Verein getroffen. Er war dort zusammen mit seiner Frau. Als wir uns begrüßten, erzählte er über seinen Verein. Er und seine Frau waren ehemalige Mitglieder vom F-Verein und gehören jetzt zum anderen Verein, aber er und seine Frau kamen ab und zu auch zum Stammtisch der anderen. Das heißt, dass er nicht nur beim Stammtisch seines Verein ist, sondern auch dem anderer Vereine.

Ich begegnete ihm nach diesem Treffen während der Untersuchung sehr oft, beispielsweise in der K-Bäckerei. Er interessierte sich für meine Arbeit und unterstützte mich dabei, Kontakt mit anderen Betroffenen herzustellen sowie an verschiedenen Freizeitangeboten teilzunehmen.

Das Interview mit Herrn RB wurde in seinem Wohnzimmer durchgeführt. Er war sehr angenehm und ehrlich.

5.17.2 Biografischer Hintergrund

Er kam aus S-Stadt und ist 45 Jahre alt. Er ist seit acht Jahren verheiratet und hat ein Kind. Er war in einer Sonderschule und arbeitete nach der Schule 20 Jahre in WfB. Er ist jetzt Rentner, jedoch arbeitet er zwei Tage in der Woche als Teilzeitbeschäftigung.

Er ist sehr hilfsbereit gegenüber anderen schwächeren Personen, aktiv sowohl bei seinem Verein als auch bei vereinsübergreifenden Veranstaltungen und versucht, neue Ideen zu verwirklichen.

Seine bevorzugten Hobbys sind Fußball sehen, auch im Stadion, und Reisen.

5.17.3 Wohnen und Alltagsleben

Er wohnte früher bei seinen Eltern in S-Stadt und danach ca. 4 Jahre in M-Stadt im betreuten Wohnen. In der Zeit sammelte er die Auswahlkriterien für eine eigene Wohnung, beispielsweise die Größe der Wohnung und die Umgebung. Außerdem erlebte er eine neue Wohnsituation beim anderen Verein. Damit konnte er ein passendes Unterstützungskonzept für seinen Lebensstil herausfinden. Im Moment wohnt er seit zwei Jahren in einem Appartement, das sich in der ruhigen Stadtmitte befindet.

In seinem Wohnzimmer steht ein bequemes Sofa vor dem Fernseher. Das Kinderzimmer ist mit Kinderteppich, Kuscheltier, Tierbildern und Kinderbett eingerichtet. Er ist mit seiner Wohnung sehr zufrieden.

Er ist Diabetiker und hat Schwierigkeiten bei der Geldverwaltung.

Er geht mittags zur K-Bäckerei und zweimal zu seiner Teilzeitbeschäftigung. Am Abend geht er ab und zu zum Stammtisch. Er ist in seinem Alltagsleben fast selbstständig.

5.17.4 Infrastruktur und Umgebung

Er findet die Wohnung und die Umgebung sehr schön. Diese Zufriedenheit ist der Grund für seine Entscheidung für diese Wohnung. Die einzige Ausnahme sind die Kosten für die Wohnung. Seiner Aussage nach ist die Wohnung teurer als frühere Wohnungen.

»P: Warum hast du dich für diese Wohnung entschieden?

RB: Weil die(..) Gegend hier auch schön ist und alles.

P: Bist du dann zufrieden mit dieser Wohnung?

RB: Ja.

P: Hier Umgebung auch?

RB: Umgebung auch ja.«

(Aus dem Interview mit Herrn RB 372-377 vom 11.04.2007)

»P: Ehm. Was ist schön oder angenehm und gut in dieser Wohnung?

RB: Der Wohnung?

P: Ehm.

RB: Dass es sehr schön ist.

P: Meinst du den Ort auch?

RB: Der Ort und die Wohnung auch jo.

P: Und?

RB: [Er atmet tief aus.] Also diese echte(..) was halt ist, ist halt zu teuer ne? Kostet 600 Euro die Wohnung.«

(Aus dem Interview mit Herrn RB 338-345 vom 11.04.2007)

5.17.5 Soziale Beziehungen

Er ist sehr gesellig und unterhält viele gute Beziehungen nicht nur mit den Menschen mit Behinderung wie ehemaligen ArbeitskollegInnen, die er fast jeden Tag trifft, sondern auch mit Menschen ohne Behinderung aus Freizeitaktivitäten, z. B. in der K-Bäckerei.

Sein einziges soziales Problem während der Untersuchungszeit ist ein Streit mit seiner Nachbarschaft.

»RB: Oben die Nachbarn Scheiße.

P: Warum?

RB: Der hat immer beschwert, mein Sohn wäre so laut und alles, hat schon, war schon vor Gericht, schon alles. Wollt vor Gericht fahren, hat Rechtsanwalt eingeschaltet. Oben geht net.

P: Ist auch eine Familie oder?

RB: Ne, nur Mann mit Frau.

P: Nur ein Paar?

RB: Ja, ja.

P: Und sonst die anderen?

RB: Sonst habe ich kein(..) kein Problem.

P: Ja, ich meine(..) mhm(..) kennst du gut die anderen Nachbarn?

RB: Bisschen, bisschen.«

(Aus dem Interview mit RB 676-686 vom 11.04.2007)

5.17.6 Betreuung

Er war in einem anderen Verein. Der Grund für den Wechsel war, dass er in seinem ehemaligen Verein keine Zufriedenheit hatte. Er hatte bestimmte Vorstellungen und Forderungen für die Unterstützung, die nicht erfüllt werden konnten. Es war die Ignoranz seiner Wünsche für die Unterstützung wie die Auswahl und der Einsatz der Betreuungskräfte für seine Familie.

»RB: Ja, beim F-Verein hat man sich auch gut verstanden. Aber da gab's auch manchmal(..) mhm(..) uneinige Dinge. Also bisschen Streit, aber sonst kriegen's.

P: Warum kam da so'n Streit?

RB: Jo, [Er atmet tief aus.] weil die haben geglaubt, was gemacht, schon alles drum und dran.

P: Kannst du ein Beispiel erzählen?

RB: Mhm(..) oh!(...) Ja, die kamen nur her und haben Kaffee oder Getränke nicht viel gemacht mit unserem Sohn. Und(..) mittwochs sind jemand mit zur Spieltherapie gegangen. War's gar net notwendig war mit meinem Sohn alles. Konnten wir beide alleine machen.«

(Aus dem Interview mit RB 804-808 vom 11.04.2007)

»RB: Weil hier kommt nur einer mhm(..) die E-Betreuerin nur in die Familie. Und da kamen immer zwei, drei Leute beim F-Verein. Und das war zu viel.«

(Aus dem Interview mit RB 297 vom 11.04.2007)

Im Gegensatz zu seiner Erfahrung im ehemaligen Verein ist er mit der jetzigen Betreuung zufrieden, da seine Betreuerin zuverlässig, kommunikativ und betroffenenorientiert bei der Hilfe ist.

»RB: Dass die E-Betreuerin immer kommt und redet mit uns und(..) macht paar Sachen mit uns.«

(Aus dem Interview mit RB 822 vom 11.04.2007)

5.17.7 Wünsche

Er will in seinem nicht Verein passiv, sondern aktiv teilnehmen und mitorganisieren. Dazu wünscht er sich, in seinem Verein eine Instanz aufzubauen, durch die die Mitglieder selbst die Organisation und Veranstaltungen mitgestalten sowie mitbestimmen können. Dieser Wunsch wird von diesem Verein angenommen und in der Realisierung unterstützt.

»RB: Ja, S-Verein hat das zugesagt. Ja, eine Kundschaftsvertretung aufbauen. Ja, ja. [Er ist sehr motiviert.]

P: Warum willst du so was schaffen?

RB: Weil ich das wichtig finde.

P: Können Sie mal erzählen?

RB: Das(..) das war auch so wie Veranstaltung mhm(..) machen kann sowie Fußballturnier und alles drum und dran. Oder aber wegfahren oder so.

P: Meinst du selber?

RB: Ja.

P: Nicht von den BetreuerInnen.

RB: Ne, selber.«

(Aus dem Interview mit RB 750-758 vom 11.04.2007)

5.18 Herr RK.

5.18.1 Vorbemerkungen

Herr RK wohnt im Erdgeschoss in einem dreistöckigen Gebäude. Ich konnte ihn auf der Straße durch das Fenster sehen. Er war im Wohnzimmer und sah auch mich. Er empfing mich an der Tür des Wohnzimmers vor der Terrasse.

Sein Betreuer kam pünktlich um 15:00 Uhr, und das Interview wurde im Wohnzimmer durchgeführt. Sein Betreuer war am Anfang kurz bei uns, und während des Interviews verließ er die Wohnung. Herr RK sprach im Vergleich mit den anderen Interviewpartnern relativ deutlich und hatte gute Erinnerungen.

5.18.2 Biografischer Hintergrund

Herr RK ist 36 Jahre alt und kommt aus D-Stadt. Er war in der Sonder- sowie Berufsschule und arbeitete in WfB. Er arbeitet jetzt auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt und wohnt allein in einem Mehrfamilienhaus.

Er hat insgesamt vier Handys für Arbeit, Freizeit und Urlaub bzw. freiwillige Feuerwehr, um Belästigungen durch unnötige Anrufe zu vermeiden. Er braucht die Unterstützung beim Schreiben, Rechnen oder beim Papierkram für Behörden.

Sein Traum im Kindesalter war es, Arzt oder Autofahrer zu werden. Dies spiegelt sich in seinen Sammlungsstücken wie Modellautos wider. Sein besonderes Hobby ist die Teilnahme an verschiedenen Kursen in seinem Verein oder in öffentlichen Institutionen.

5.18.3 Wohnen und Alltagsleben

Er wohnte in verschiedenen Wohnformen wie Kinderheimen, in der Psychiatrie, bei Pflegeeltern, im Wohnheim und in der Wohngemeinschaft im betreuten Wohnen. Schließlich wohnt er jetzt seit sieben Jahren allein in einer Wohnung.

Das Wohnzimmer war mit einer Einbauküche integriert. Im Arbeits- sowie Schlafzimmer gab es seinen Computer. Das Zimmer war mit vielen Mobilautos wie Feuerwehren oder LKWs dekoriert. Er findet seine Wohnung sehr gut, und ihm gefällt der schöne Ausblick.

Er ist fast selbstständig in seinem Alltagsleben. Er steht sehr früh auf und geht zur Arbeit. Ab und zu fährt er mit seiner Arbeitskollegin zur Arbeit, die in der Nähe wohnt. Er hat ca. 12:00 Uhr Feierabend und geht entweder nach Hause und sieht zu Hause seine Lieblingssendungen wie Arztserien an, oder er fährt nach M-Stadt für die Therapie oder zum Arztbesuch.

Außerdem spielt er regelmäßig Theater mit einer Gruppe aus D-Stadt oder geht zum Treffen seines Freizeitvereins.

5.18.4 Infrastruktur und Umgebung

In seiner Wohnumgebung gibt es keine Einkaufsmöglichkeit und wenige Verkehrsmöglichkeiten. Es befindet sich nur ein einziges kleines Lädchen dort. Trotz solcher Bedingungen findet er die Umgebung günstig, da er zu Fuß zu seiner Arbeitsstelle 10 bis 15 Minuten und zu seinem Betreuer ca. sieben Minuten braucht. Außerdem will er in dem kleinen Ort leben, da es seine Wohnumgebung ist und er sich daran gewöhnt hat. Damit ist er sehr zufrieden und fühlt sich wohl.

5.18.5 Soziale Beziehungen

Es scheint, dass er sich mit den anderen wie den Nachbarn, dem Bekannten- sowie Freundeskreis aus der Freizeit besonders gut versteht. Sie fahren zusammen zur Arbeit, oder er nimmt sie auf der Straße zum Einkaufen mit. Bei alltäglichen Situationen helfen sie ihm z. B. beim Wechsel einer Lampe zu Hause.

»RK: Ne, ich laufe meistens. Ne manchmal mitgenommen durch(..) durch die Leute ja, die ich kenne.

P: Aha. Wer? Nachbarn?

RK: Mhm(..) ja das sind(..) meistens Arbeitskollegen. Die auch vom Einkaufen zurückfahren, wenn die mich gleich dann mit.

P: Aha. Die wohnen auch in der Nähe?

RK: Die wohnen auch in der Nähe.«

(Aus dem Interview mit Herrn RK 580-584 vom 26.04.2007)

»RK: Ne, ich mache das wahrscheinlich noch ne andere La(..) Lampe dran. Weil hier vorne ist noch(..) Anschluss finde hier für(..) für ne Lampe {

P: Ich } meine, dann wechseln Sie vielleicht dann die Lampe oder {

RK: Ne, ne. } Das mache ich dann(..) virtuell(..) lass ich mir von einem Bekannten machen.

P: Ihre(..) mhm(..) Ihr Freundeskreis?

RK: Ja.«

(Aus dem Interview mit Herrn RK 1327-1331 vom 26.04.2007)

Sein einziges Problem bei der sozialen Beziehung sind drei Arbeitskollegen, die ihn belästigen und ärgern.

»RK: Das heißt, das heißt, die machen sich über mich lustig.

P: Ehm.

RK: Wo ich mich da drüber ärgere.

P: Nur Sie oder?

RK: Ja, also(..) das ist so, also die haben mich jetzt(..) mhm(..) jetzt letztes Jahr fast über(..) mich mit Sexualitätensachen hochgezogen, ja?«

(Aus dem Interview mit Herrn RK 233-237 vom 26.04.2007)

»RK: Mhm(...) die fing fast jeden Morgen damit an. An(..) an mal so am Frühstückstisch. Und mhm(..) da ich meine, das hatte, ich hatte jetzt kürzlich auch noch meine Freundin gehabt. Da haben die auch mit also nicht damit groß gezogen und so. Ich meine so richtig geärgert, hochgezogen und auch so bisschen(..) gestichelt so wie(..) den ja wie ist deine Freundin mit so ja? Und mhm(..) kann die dir denn auch was bring, so auf dieser Weise und mhm(..) das hat mich bisschen total geärgert.«

(Aus dem Interview mit Herrn RK 244 vom 26.04.2007)

5.18.6 Betreuung

Er betrachtet seine BetreuerInnen als Ersatzvater sowie Ersatzmutter. Er glaubt, dass er mit ihnen über alles sprechen kann. Er hat volles Vertrauen zu seinen BetreuerInnen, da er eine kommunikative Haltung und Akzeptanz bei seinen BetreuerInnen erlebt hatte.

»RK: Mhm(..) weil(..) die Betreuerin ist für mich irgendwie(..) sehe ich jetzt in mein Augen(..) mhm(..) fantasievoll jetzt gesehen(..) mhm(..) sehe ich irgendwie als so, als meine Ersatzmutter an.

P: Ehm.

RK: Ja? Und den B-Betreuer sehe ich irgendwie(..) als meine(..) Ersatzvater an.

P: Ehm.

RK: Mhm(..) wo ich mit dem über alles reden kann, was ich mit leiblichen Eltern oder mit meinen Pflegeeltern überhaupt nicht reden kann. So offen. Ja? Mhm(..) so über(...) mhm(..) sagen(..) mhm(..) zum Beispiel jetzt mal(..) über mhm(..) Sexualität oder über(..) Geld.«

(Aus dem Interview mit Herrn RK 1301-1305 vom 26.04.2007)

»RK: Ja, wir haben schon also nicht immer, ja? Aber manchmal haben wir auch mal ne(..) kleine Auseinandersetzung.

P: Dann wie lösen Sie das dann?

RK: Mhm(..) ja, ich meine(...) wir(..) ja, wir schreien uns nicht an oder so nicht. Wir sprechen ganz höflich da drüber.

P: Ehm.

RK: Mhm(..) da kann man sagen. Ich hab ne andere Meinung. Er sagt wieder, ich hab auch andere, andere Meinung dazu. Wir können das so und so machen. Oder wir machen beide erst mal, lass nach meiner Mei(..) mhm(..) Meinung her, dann kannst du nach deiner Meinung machen. Und mhm(..) ich meine ich komm sonst so(..) ich kann mit den beiden über alles reden.«

(Aus dem Interview mit Herrn RK 1311-1315 vom 26.04.2007)

5.18.7 Wünsche

Er ist mit seiner Lebens- sowie Wohnsituation sehr zufrieden. Trotzdem hat er einen Wunsch. Er hatte mehrere Freundinnen. Jedoch hatte er keinen Erfolg, mit ihnen sein weiteres Leben zu teilen. Er hofft, dass er in der Zukunft eine Frau für sein Leben findet und im weiteren Leben eigene Kinder hat.

»RK: Mhm(..) gefällt mir schon eigentlich ganz gut. Mhm(..) nur später mal(..) sagen wir mal so in zwei, drei Jahren, wenn ich da hier Frau fürs Leben finde(..) das ist dann da(..) mhm(...) virtuell(..) die Wohnung ist hier für zwei Leute zugelassen.

P: Ehm.

RK: Und das sagt B-Betreuer auch schon, wenn der Wunsch mal da ist nach Kindern, dann müssen wir(..) dann müssten, dass du dir eine größere Wohnung suchst. Weil die Wohnung zu dritt ist jetzt zu klein. Also zu Einzel für dich alleine oder jetzt zu zweit, wenn du ne Freundin hast, geht das, aber wenn du einmal mhm(..) Nachwuchs sich anmeldet, dann müsstest du dir ne größere Wohnung suchen.

P: Ehm. Dann möchten Sie vielleicht später umziehen.

RK: Ja, wenn ich dann(..) mal irgendwann mal meine Frau habe und wir haben den Wunsch nach Kind oder so.

P: Haben Sie so 'nen Wunsch?

RK: Den Wunsch habe ich schon mal so(..) eins bis zwei Kinder auf jeden Fall zu haben mit ne(..) anständigen Ehefrau.«

(Aus dem Interview mit Herrn RK 1265-1271 vom 26.04.2007)

5.19 Herr RT.

5.19.1 Vorbemerkungen

Ich hatte insgesamt viermal mit ihm einen Termin für das Interview vereinbart, da er jedes Mal nicht zu Hause war.

Als ich ihn beim ersten Termin besuchte, war nur sein Mitbewohner zu Hause. Später kam seine Helferin, und ohne ihn wusch sie das Geschirr und rauchte. Seine Helferin blieb ca. 20 Minuten und ging nach Hause, obwohl die Arbeitszeit zwei Stunden ist. Sein Mitbewohner und seine Helferin glaubten, dass Herr RT sehr lange draußen bleiben wird, da das Wetter sehr schön war. Am Abend dieses Tages telefonierte ich mit Herrn RT. Er meinte, dass er unseren Termin vergessen hatte. Wir vereinbarten telefonisch einen Termin am nächsten Tag. Bis zum dritten Termin war er nicht zu Hause.

Beim vierten Besuch war er zu der vereinbarten Zeit nicht da und nur sein Mitbewohner zu Hause. An dem Tag wartete ich auf ihn und unterhielt mich inzwischen mit seinem Mitbewohner, da wir uns schon durch die mehrmaligen Treffen kannten. Später kam Herr RT, und

das Interview wurde in seinem Zimmer durchgeführt. Er hatte Humor und zeigte beim Interview sowohl eindeutige Zufriedenheit mit seiner Wohnsituation als auch große Einsamkeit.

5.19.2 Biografischer Hintergrund

Herr RT ist 43 Jahre alt und in F-Stadt geboren. Er hat einen Realschulabschluss und wohnte mit seiner Familie in B-Stadt. Durch einen Unfall erlitt er ein schweres Schädelhirntrauma und lag lang Zeit in einer Klinik und Reha-Einrichtung. Er ist jetzt Rentner und bedarf der Unterstützung bei der Geldverwaltung und der Bewegung beispielsweise für Reisen oder Urlaub, da er Rollstuhlfahrer ist. Er leidet unter deutlichen Gedächtnislücken und hat Stimmungsschwankungen. Seine Lieblingshobbys sind Musik hören und Reisen.

5.19.3 Wohnen und Alltagsleben

Er wohnt seit drei Jahren in einem Appartement mit seinem Mitbewohner in G-Stadt. Er teilt mit seinem Mitbewohner Kühlschrank, Küche und Toilette. In seinem Zimmer gibt es einen Fernseher, eine Audioanlage, CDs und viele Bilder von berühmten Musikern. Er schildert seinen Alltag kurz und schnell, da es immer gleich ist. Er steht morgens auf und frühstückt und liegt in seinem Bett, und dazwischen trinkt er Kaffee oder raucht Zigaretten, bis er schlafen geht.

»RT: Mir kann, kann schnell machen. Also morgens werde ich wach. Mhm(..) dann fahr ich ins Bad. Putze mir die Zähne. Wasch mich unten rum. Und wasch mich so bisschen, dann fahr ich wieder zurück hierher und zieh mich an. Und dann fahr ich(..) mir meinen Kaffee aufsetzen. Mein Frühstück zurechtmachen ne? Dann frühstücke ich was. Dann tue ich das sauber spülen und mhm(..) dann fahr vielleicht her und trockne Zigarette und dann öffnen sie und tun mir halt so, bisschen so beschäftigen, damit ich fast schon Mittag ne? Dann mach mir sich schon Gedanken darüber, was man zu Mittag essen kann. Jo, und so geht halt weiter. Dann erst was zu Mittag, dann spüle ich ab, dann haue ich mit Zigaretten, dann lege ich mich in meinem Bett, weil so lang ganzen Tag Rollstuhl sitzen ist(..) überlege ich mich ins Bett um(..) 15 Uhr steh ich wieder auf und trinke Kaffee. Ich spüle sauber und dann rauchen Zigaretten und hör Musik und am Abend dann so um 18 Uhr mal spüle ich mein Abendessen. Also das ist auch so mhm(..) ein Rhythmus, den ich da(..) {

P: Und} danach?

RT: Bitte?

P: Danach nach dem {

RT: Nach} dem Abendessen?

P: Ehm.

RT: Jo, dann spüle ich sauber, dann rauche 'ne Zigarette. Und dann mhm(..) mach mich fertig bis Abend. Für's(..) Bett.«

(Aus dem Interview mit Herrn RT 274-280 vom 17.11.2006)

Außer diesem sich ständig wiederholenden Alltagsleben fährt er ab und zu nach M-Stadt, um an einer Veranstaltung von seinem Verein teilzunehmen. Ansonsten war er während der Untersuchungszeit in der G-Stadtmitte und schaute auf der Straße herum.

5.19.4 Infrastruktur und Umgebung

In der Nähe gibt es eine Post, einen Arzt und Einkaufsmöglichkeiten. Er geht oft allein zum Geschäft, um Zigaretten zu kaufen. Jedoch muss er Umwege fahren, da es manchmal an Übergangshilfen für die RollstuhlfahrerInnen am Ende der Fußgängerzone fehlt.

5.19.5 Soziale Beziehungen

Insgesamt hat er wenige soziale Kontakte. Er sagte, dass er ca. vier enge Freunde hat. Jedoch kommt nur ein K-Freund zu Besuch. Außerdem ist er geschieden, und seine Eltern besuchen ihn ca. zweimal im Monat. Wenn sie kommen, essen sie mit ihm zusammen Mittag und gehen am Nachmittag wieder.

»RT: Doch, ich hab guten Freund. K-Freund aus Grundschule. Den seh ich alle paar Monate oder so. Da kommt der mich auch besuchen und schläft er hier. Ansonsten(..) mhm(..) also meine Eltern und mein bester Freund oder so kommt eigentlich(..) kein(..)

P: Wie viele so enge Freundschaften hast du?

RT: Mhm(..) eher spielt also(..) drei, vier Stück.«

(Aus dem Interview mit Herrn RT 126-128 vom 17.11.2006)

Er hat in seiner Wohnumgebung keine Kontakte mit den anderen Nachbarn und will auch keine.

»RT: Ja, eigentlich net so. Wenn dann nur vom Sehen.

P: Hast du mhm(..) keine Lust jemanden in diesem Haus kennen zu lernen?

RT: Mhm(..) habe ich kein Bedürfnis.

P: Ach so. Verstehst du dich gut mit deinen Nachbarn?

RT: Hier im Haus?

P: Ehm.

RT: Ne, habe ich eigentlich keinen Kontakt.

P: Keinen Kontakt. Möchtest du auch nicht?

RT: Ne.«

(Aus dem Interview mit Herrn RT 404-412 vom 17.11.2006)

5.19.6 Betreuung

Seine BetreuerInnen kommen jeden Tag und helfen bei den Alltagstätigkeiten wie Kochen und Putzen oder Geldverwaltung. Jedoch fehlt ihm ein genauer Überblick über seine BetreuerInnen.

»P: Du kannst auch allein in die Bank gehen oder?

RT: Ne.

P: Warum?

RT: Ja, das ist halt so mhm(..) darf ich noch nicht. Also dann muss ich mit dem G-Betreuer dabei sein. Also so'ner von F-Verein.«

(Aus dem Interview mit Herrn RT 293-296 vom 17.11.2006)

»RT: Ja, schon jeden Tag einmal.

P: Jeden Tag einmal?

RT: Jeden Tag schon jemand da.

P: Und wie viel Stunden hast du am Tag?

RT: Ach, das ist unterschiedlich. Das weiß ich net. Je nach dem(..) wenn dann einer eingeteilt ist für mich vielleicht so(..) morgens zwei Stunden oder vielleicht mittags noch mal zwei, weiß ich nicht.

P: Was machen die Leute dann?

RT: Ja, das muss ich auch gern wissen. [Laut gelacht.]«

(Aus dem Interview mit Herrn RT 308-314 vom 17.11.2006)

5.19.7 Wünsche

Er fühlte sich einsam. Er hat vier Freunde, jedoch wünscht er sich eine Partnerin.

»RT: Mhm(..) ich habe eine eigentlich nicht. Ich habe relativ wenig Hilfe, aber ich bin halt froh, dass ich unabhängig bin, also das ist wenig Hilfe brauche, aber im Endeffekt ist schon jemand ganz schön, wenn ein oder zweimal am Tag jemand kommt. Mit dem ich irgendwas mich unterhalten kann oder immer zusammen machen kann, weil ich mein(..) mein Leben nie allein sozusagen.

P: Fühlst du dich einsam meinst du?

RT: [Er atmet sehr tief aus und schweigt ohne Wort eine Weile.] Ja, eigentlich schon fühle ich (...)

P: Möchtest du jemanden treffen oder kennen lernen?

RT: Würde ich schon ganz gern mal, aber(...) irgendwann kommt vielleicht.

P: Hast du schon mal probiert etwas dafür?

RT: Mhm(..) ich glaube ja, eher ne noch net so. So mhm(..) irgendwie mhm(..) Menschen, Beziehung kann's lernen oder, oder wie.

P: Ja, Partnerin oder(..) oder Freund oder so.

RT: Ne, so richtig ja, ne noch net so richtig.

P: Also ich meine(..) sowohl Freundin als auch mhm(..) andere Freunde. Die beiden möchtest du(...)

RT: Ja, ich meine mhm(..) Freunde habe ich eigentlich. Weißt du, die noch schon ewig kennen und da habe ich schon irgendwie Bezug aber(..) ich bin halt sozusagen Solo! Ne? Also ich hätte nichts(..) dagegen eine Frau kennen zu lernen ne?

P: Ach so. Meinst du(..) eine Partnerin?

RT: Ja.«

(Aus dem Interview mit Herrn RT 328-340 vom 17.11.2006)

5.20 Frau S.

5.20.1 Vorbemerkungen

Als ich Frau S zum Interview besuchte, bereitete sie Kaffeetassen, Kuchenteller, Servietten sowie Besteck sehr schön auf dem Tisch vor. Sie wohnt mit ihrem Freund und einem Mitbe-

wohner in einem Appartement. Sie und ihr Freund sprachen sehr schnell, besonders Frau S. sprach stotternd und unartikulierte bzw. ungenau. Aus diesem Grund war es schwierig, nur mit ihr zu sprechen. Jedoch war es sehr hilfreich, dass ihr Freund beim Interview dabei war.

Eigentlich lernte ich Frau S vorher durch mehrfache Hausbesuche ziemlich gut kennen. Mit den regelmäßigen Kontakten konnte ich mich mit ihr vertraut machen, jedoch war ihr die Anonymisierung ihrer Identität beim Interview sehr wichtig.

5.20.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 30 Jahre alt und war in der Sonderschule, anschließend arbeitete sie in WfB. Momentan ist sie Hausfrau. Besonders bedarf sie der Hilfe bei der Einsortierung der Medikamente und bei der Geldverwaltung.

Ihre Lieblingshobbys sind Musik hören, Fotografieren und Fernsehen.

5.20.3 Wohnen und Alltagsleben

Sie wohnte früher mit einer Frau in einer Zweier-Wohngemeinschaft im betreuten Wohnen. Jetzt wohnt sie mit ihrem Freund und einem Mitbewohner zusammen.

Die jetzige Wohnung ist in zwei Etagen geteilt. Die obere Etage benutzen sie und ihr Freund als Unterhaltungsraum für z.B. Geburtstagsfeiern. Der Raum ist dafür sehr angenehm eingerichtet mit Fernsehen, Sofa und Keyboard. Außerdem gibt es Abstell- sowie Trockenzimmer und WC mit Dusche, die ihre Gäste und benutzen können.

In der unteren Etage befinden sich vier Zimmer und ein Bad bzw. Toilette. Im Schlafzimmer hängen überall Bilder und Fotos an der Wand, die Frau S meist selber gemacht hat.

Sie teilen die Alltagstätigkeiten mit ihrem Mitbewohner. Wenn Gäste kommen, können sie beide Kaffee kochen und servieren und später saubermachen und das Geschirr spülen.

»P: Also okay, mhm(..) Sie machen(..) diese ganz normalen Alltagstätigkeiten selbst?

S: Ja, genau allein.

P: Putzen oder(..) Kochen oder so was?

FK: Ne, Kochen mal G-Mitbewohner immer zusammen.

P: Kochen ja, machen immer zusammen.

FK: G-Mitbewohner immer zusammen.

S: Ja.«

(Aus dem Interview mit Frau S 436-442 vom 14.11.2006)

Sie ist am Tag oft zu Hause, bis ihr Freund nach Hause kommt. Sie sieht fern oder wäscht Wäsche, und dazwischen hört sie Volksmusik. Mittwochs geht sie mit ihren BetreuerInnen zur Bank, um Geld zu holen. Sie geht am Donnerstag zum Schwimmen. Dazu kommt eine Betreuerin, um sie zum Schwimmbad zu fahren. Sonst geht sie mit ihrem Freund zusammen zum Stammtisch und besucht sehr oft die K-Bäckerei.

5.20.4 Infrastruktur und Umgebung

Sie wohnen in einem Appartement. Die Umgebung bietet günstige Mobilisierungsmöglichkeiten durch Bushaltestellen. In der Nähe gibt es viele Unternehmungsmöglichkeiten, die zu Fuß zu erreichen sind, wie z. B. Apotheke, Kiosk, Kneipe und Einkaufsmöglichkeiten. Jedoch besuchen Frau S und ihr Freund gern Geschäfte in der Stadt, da sie oft in der Stadt unterwegs sind und die nahe liegenden Geschäfte aufgrund von Unannehmlichkeiten kaum benutzen.

5.20.5 Soziale Beziehungen

Frau S wollte beim Interview nicht über die familiären Beziehungen sprechen.

Frau S und ihr Freund haben viele FreundInnen und Bekannte, mit denen sie gute Beziehungen haben. Es gibt befreundete Menschen bei der K-Bäckerei wie die Inhaberin, ihre Tochter und deren Freundinnen oder die Nachbarin, die ihr bei der Geburtstagfeier selbst gebackenen Kuchen gebracht hat. Außerdem gehen Frau S und ihr Freund ca. einmal in zwei Monaten in die Kirche.

5.20.6 Betreuung

Wichtige Unterstützung von ihren BetreuerInnen erhält sie sowohl bei der Einsortierung ihrer täglichen Medikamente als auch bei der Geldverwaltung, für die sie mit ihnen zusammen zur Bank gehen muss.

Das Zusammenleben mit dem Freund war am Anfang nicht leicht. Der Einzug ins betreute Wohnen wurde vom Verein ihres Freundes verweigert. Aus diesem Grund werden die beiden in unterschiedlichen Betreuungsvereinen betreut. Sie fühlt sich in ihrem jetzigen Verein wohl und ist mit ihren BetreuerInnen zufrieden.

»S: Ja, die sind immer noch meine BetreuerInnen. Ja, die A-Betreuerin und O-Betreuerin.

P: Und verstehen Sie sich gut mit Ihren BetreuerInnen?

S: Ja, sehr gut.«

(Aus dem Interview mit Frau S 369-371 vom 14.11.2006)

»P: Ne? Mhm(..) fühlen Sie sich wohl dann mit Ihren BetreuerInnen?

S: Ja, sehr wohl.«

(Aus dem Interview mit Frau S 445-446 vom 14.11.2006)

5.20.7 Wünsche

Ihr Wunsch ist es, mit ihrem Freund später alleine zusammenzuwohnen.

Außerdem wünscht sie mehr Zeit zur Unterstützung. Sie bleibt jeden Tag sehr viel zu Hause ohne besondere Tätigkeiten. Aus diesem Grund wollte Frau S ihre BetreuerInnen als GesprächspartnerInnen haben.

»S: Ich hab wohn's hier da mehr Zeit hab.

FK: Siehst du?

S: Mehr Zeit haben! [Ihre Stimme ist ganz deutlich.]

FK: Die hat Wunsch {

S: Ich hab Wunsch ja, das(..)

FK: Von der Betreuer, dass Betreuer für sie mehr Zeit hätten.

S: Ja, dass sie mehr Zeit hätten.«

(Aus dem Interview mit Frau S 463-469 vom 14.11.2006)

»S: Mehr Hilfe will ich haben.

P: Zum Beispiel wofür?

S: Ach da hier auch mal bisschen länger hier bleibt ja.

P: Warum?

S: Ja, das die(..) und hier das die mitl(..) was machen kann hier. Und bisschen weggehen und so.

P: Können Sie etwas darüber sprechen? Zum Beispiel wo(..) wozu möchten Sie etwas mehr?

S: Ja, weil ich bisschen mit der(..) auch bisschen Zeit haben will. Ja, haben wir bisschen schwätzen mit der.«

(Aus dem Interview mit Frau S 482-488 vom 14.11.2006)

5.21 Herr SD.

5.21.1 Vorbemerkungen

Ich war eine halbe Stunde früher bei seinem Haus. An dem Gebäude suchte ich seinen Namen und fand zwei gleichlautende Namen. Herr SD und seine Eltern wohnten in einem Gebäude. Als ich draußen wartete, öffneten seine Eltern die Eingangstür und luden mich ein. Wir saßen im Wohnzimmer, und seine Mutter erzählte über ihren Sohn. Während des Gesprächs kam Herr SD, und ich verließ die Wohnung von seinen Eltern. Als Herr SD und ich in seine Wohnung kamen, sagte er: „Ach, endlich mein kleines Reich.“ Das Interview wurde im Wohnzimmer durchgeführt.

Er war freundlich bzw. hatte Spaß beim Interview. Auf seinen Wunsch war seine Betreuerin beim Interview dabei.

5.21.2 Biografischer Hintergrund

Er ist 46 Jahre alt und kommt aus M-Stadt. Er wohnt mit seinem Bruder zusammen. Er war in der Sonderschule und arbeitet in WfB. Er trägt aufgrund häufiger Anfälle einen Schutzhelm. Seine besonderen Hobbys sind Modellbau und verschiedene Sportaktivitäten wie Tischtennis, Darts und Schwimmen.

5.21.3 Wohnen und Alltagsleben

Er hatte keine Erfahrungen in anderen Wohnformen, und durch die Unterstützung von seinen Eltern wohnt er seit 14 Jahren mit seinem Bruder in einem Appartement in K-Stadt.

In seiner Wohnung befinden sich viele Modelle von Flugzeugen, Hubschraubern und Schiffen sowie Modellbauteile, die noch in Arbeit sind. Überall gibt es Werkzeuge für seine Freizeit

wie einen Kompressor für die Lackierung, eine Sporttasche sowie neue Flugmodellkartons in der Kammer.

Er benutzt die Küche als seinen Arbeitsplatz, und es gibt viele Zeitschriften für den Modellbau. In der Küche hängt eine Dartscheibe, und im Schrank auf dem Flur liegen seine Tischtennisschläger.

Er fängt meist nach der Arbeit seinen Modellbau an, und am Abend ruht er sich vor dem Fernseher aus. Seine Alltagstätigkeiten sind eng mit seiner Familie verbunden. Arztbesuch, Geldverwaltung und Einkaufen sowie Abholung seiner Medikamente erledigen beispielsweise seine Eltern oder sein Bruder.

5.21.4 Infrastruktur und Umgebung

In der Nähe seiner Wohnung befinden sich viele Geschäfte wie Apotheke, Lebensmittelgeschäft und eine Bank. Jedoch geht er allein selten zu den Geschäften, da seine Familie seinen Einkaufsbummel unterstützt.

Seine Wohnung liegt in einer von seiner Arbeitsstelle weit entfernten Stadt, zu der er täglich pendeln muss. Er benutzt für diese routinemäßige Mobilität mit anderen Arbeitskollegen zusammen ein privat organisiertes Taxi. Ansonsten unterstützen seine Eltern seine Mobilität. Er findet seine Wohnumgebung als gut, da sie ruhig ist.

5.21.5 Soziale Beziehungen

Er ist bei den Freizeittätigkeiten sehr aktiv. Er findet, dass sie eine besondere Bedeutung haben, da sie ihm die Möglichkeit bieten, soziale Beziehungen zur Freude und zur Unterhaltung zu pflegen. Beispielsweise kann er dadurch Kontakte mit anderen Menschen auch ohne Behinderung aufnehmen. Er war in einem Handballverein und im Tischtennisverein. Außerdem gehört Schwimmen zu seinen leidenschaftlich durchgeführten Freizeitaktivitäten. Jedoch geht er zum Schwimmbad in H-Dorf, nicht zu dem in seiner Stadt oder in M-Stadt, da er sich dort mit den anderen wie den BademeisterInnen gut unterhalten kann und sich wohl fühlt.

»SD: Weil da oben M-Stadt da W-Schwimmbad unhöflich war, war der Bademeister. Zu mir und die Betreuung.

P: Wo die in A-Schwimmbad meinen Sie oder in W-Stadtteil?

SD: Bei euch in M-Stadt. W-Stadtteil.

P: Aha.

SD: Der hatte mal un(..) uns rausgeschmissen. Und ich weiß auch net, wie ich da oben her aussieht? Mhm(..) keine Ahnung. Also er war unhöflich. Er war sehr unhöflich.

P: Deswegen fahren Sie nach H-Dorf?

SD: Ehm.

P: Da(..) fühlen Sie sich wohler?

SD: Bitte?

P: Fühlen Sie sich wohler?

SD: Ja, ja. Viel wohler. Der Bademeister ist höflicher und kann man sich gut unterhalten mit der. Viel Spaß.«

(Aus dem Interview mit Herrn SD 471-481 vom 19.10.2006)

5.21.6 Betreuung

Er ist seit ca. 20 Jahren in seinem Verein. Seine BetreuerInnen kommen dreimal in der Woche und beschäftigen sich oft mit seiner täglichen Begleitung wie beim Kinobesuch oder beim Schwimmen. Nach seiner Aussage wurden seine BetreuerInnen öfter gewechselt, den Grund weiß er jedoch nicht.

»SD: Ja, die wechseln immer. Betreuer haben gewechselt immer vielmals. Und das ist wieder muss mich dann von dem mal verabschieden, muss ich immer von der verabschieden dann. Schade. Dann meine Verabschiedparty oben A-Dorf oben gewohnt hier oben. Ganz oben auf dem Berg. War lang auch nicht betreut, ist weggegangen, hab ne mal neues gekriegt. Die lebt ja(..) die wohnt in G-Dorf. Dies auch mal hat mich betreut, ist jetzt auch von weg. Jetzt habe ich die J-Betreuerin gekriegt. [...]«

(Aus dem Interview mit Herrn SD 643 vom 19.10.2006)

5.21.7 Wünsche

Er fühlt sich in seiner Wohnung wie in seinem Reich und ist damit zufrieden. Er will weiter wie jetzt leben.

»SD: So. Wie jetzt. So wie jetzt ist, will ich wohnen bleiben. Geht vormittags arbeiten(..) versteh ich mit meinem Gruppenleiter und(..) komm nach Hause. Dann hier und ruhe ich mich erstmal aus, guck Fernsehen. Wenn ich mir dann selber sagt, so jetzt geh ich in die Küche, jetzt muss bisschen weiter machen oder aufgehört hast, mach ich weiter, muss das trocknen. Geh wieder zurück, setz mich hin bei Fernsehen weiter.«

(Aus dem Interview mit Herrn SD 632 vom 19.10.2006)

5.22 Frau SN.

5.22.1 Vorbemerkungen

Ich hatte Frau SN bei einem Sommerfest und beim Stammtisch von ihrem Verein durch die Vorstellung von ihrer Betreuerin kennengelernt. Sie war freundlich und zurückhaltend. Wir führten insgesamt zwei Interviews.

Beim ersten Interview wurde sie auf ihren Wunsch von ihrer Betreuerin begleitet, und es wurde im Büro ihres Vereins durchgeführt. Sie war beim ersten Interview ziemlich aufgeregt, jedoch sehr zurückhaltend und sehr vorsichtig. Insgesamt sprach sie sehr durcheinander und erinnerte sich an die Vergangenheit eher unübersichtlich. Daher war das Interview teilweise desorientiert. Da ihre Betreuerin dabei war, vermied sie außerdem die Antworten auf die Fragen nach ihren BetreuerInnen. Das zweite Interview wurde in ihrer Wohnung ohne BetreuerInnen gemacht, und sie war persönlich und entspannt.

5.22.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 27 Jahre alt und war in der Sonderschule in der Berufsschule und arbeitete in D-Werkstatt. Jetzt arbeitet sie in WfB in M-Stadt. Ihre Schwierigkeit ist hauptsächlich die Geldverwaltung. Ihre Hobbys sind die Vogelzucht, Fahrrad fahren, Computerspiele und die Mutter besuchen.

»SN: Mhm(..) also wenn schönes Wetter, Fahrrad fahren.

P: Mit Ihrem Freund?

SN: Ehm.

P: Haben Sie dann zwei Fahrräder zu Hause? Oder leihen Sie aus?

SN: Ne, der hat auch eins.

P: Ehm. Und(...) außerdem haben Sie noch Hobbys? Ne?

SN: Und Computer.

P: Computer? Was machen Sie mit dem{

SN: Pinball} spielen.«

(Aus dem Interview mit Frau SN 165-173 vom 12.10.2006)

5.22.3 Wohnen und Alltagsleben

Sie hatte vorher mit ihrem Freund in einem anderen Stadtteil gewohnt und wohnt jetzt mit ihm seit ca. zwei Jahren in einem Appartement. Sie findet ihre Wohnung schön; ihr gefallen alle Räume.

»P: Gefällt Ihnen diese Wohnung?

SN: Ja.

P: Was gefällt Ihnen?

SN: Alles. Die ganzen Räume.«

(Aus dem Interview mit Frau SN 30-33 vom 12.10.2006)

Ihr Zimmer ist ein bisschen chaotisch, viele ihrer Sachen liegen auf dem Boden herum. Es gibt viele Videos. Sie hat einen Fernseher, einen Computer und eine Audioanlage.

Sie arbeitet bis 15:40 und fährt dann mit dem Bus zum Einkaufen oder geht zum Stammtisch. Am Abend ruht sie sich zu Hause bei einem Spielfilm aus. Ihr Freund ist manchmal am Abend nicht zu Hause, da er noch in der Stadt unterwegs ist.

Sie kann die Alltagsaktivitäten wie Putzen und Wäsche waschen selbst erledigen. Das Kochen macht sie allein oder manchmal mit ihrem Freund zusammen.

5.22.4 Soziale Beziehungen

Sie hat eine Nachbarin, zu der sie eine gute Beziehung hat. Sie wohnt im untersten Geschoss und besucht Frau SN manchmal mit ihrem Freund.

Ansonsten hat sie keine Kontakte mit den anderen. Sie beschwert sich über nächtliche Störungen durch ihre Nachbarn.

»SN: Nur manche Leute sind so laut.

P: Wie laut?

SN: Die Nachbarn machen Musik an, wenn man sich ausruhen will. Das finde ich blöd.

P: Ehm. Was machen Sie? Da sagen Sie einfach den Leuten(..) bitte bisschen leise machen oder?

SN: Noch'n steh laut und alles.

P: Sagen Sie überhaupt nichts(..) dagegen?

SN: Em-em. Im Haus ist es manchmal auch so. Die eine T-Frau wäscht nachts. Um 12 Uhr wäscht noch.«

(Aus dem Interview mit Frau SN 324-330 vom 12.10.2006)

5.22.5 Betreuung

Sie hatte eine Erfahrung mit dem Wechsel ihrer BetreuerInnen. Beim ersten Interview sagte sie, die ehemaligen sind besser. Jedoch wollte sie den Grund nicht äußern und hatte Hemmungen wegen der Anwesenheit ihrer Betreuerin. Beim zweiten Interview sagte sie den Grund. Die ehemaligen BetreuerInnen waren eher strenger, aber freundlicher und unterstützten ihre Bedürfnisse.

»P: Und früher hatten Sie auch andere BetreuerInnen oder pädagogische BegleiterInnen?

SN: Ja, ehm.

P: Mhm(..)

SN: Aber die waren(..) bisschen besser. [Sie nickt und leise gelacht.]

P: Warum, was ist besser?

SN: Mhm(...) So genau kann ich net sagen. [Leise gelacht.]«

(Aus dem Interview mit Frau SN 256-260 vom 12.10.2006)

»P: Und Sie haben letztes Mal gesagt. Mhm(..) ehemalige BetreuerInnen(..) waren besser als jetzt.

SN: Ehm. Waren die E-Betreuerin [E-Betreuerin war beim ersten Interview.] die(..) ist bisschen(..) komisch, aber(..) sie geht manchmal.

P: Können Sie vielleicht ein Beispiel sagen? Was war da besser?

SN: Also die waren bisschen strenger(..) als E-Betreuerin.

P: Ehemalige?

SN: Ehm.

P: Strenger und?

SN: Und bisschen netter.

P: Netter?

P: Zum Beispiel können Sie mal ein Beispiel erzählen oder eine(..) aus Ihrer Erfahrung(..) was hatten sie damals gemacht?

SN: Mhm(..) wir hatten viele Spiele gemacht. Das macht mein Freund zum Beispiel nicht mit mir. Und das war schöner.

P: Und jetzt?

SN: Der hat keine Lust. Der spielt man(..) manchmal mit den Schwiegereltern, aber(..)«

(Aus dem Interview mit Frau SN 499-511 vom 20.10.2006)

5.22.6 Wünsche

Ihr Wunsch ist es, dass sie eine etwas größere Wohnung und einen größeren Balkon hat, da ihre jetzige Wohnung für zwei zu eng ist. Jedoch will sie in dieser Wohnung wegen ihres Budgets noch bleiben, bis sie eine passende Wohnung findet.

»SN: Also ich find das hier schön. Nur bisschen(..) eng.

P: Eng?

SN: Ja, nur bisschen eng.

P: Möchten Sie in eine große Wohnung umziehen?

SN: Mhm(..) wir wollen erstmal hierbleiben.«

(Aus dem Interview mit Frau SN 628-632 vom 20.10.2006)

5.23 Frau U.

5.23.1 Vorbemerkungen

Ich hatte sie durch ihren Mann kennengelernt. Bei meiner Frage nach dem Interview war sie sofort und unbekümmert einverstanden. Sie wollte sich jedoch nicht in ihrer Wohnung, sondern an einem anderen Ort mit ihrer Betreuerin treffen. Durch die Mithilfe und freundliche Unterstützung von ihrer Betreuerin konnten wir uns zu Hause bei ihrer Betreuerin treffen. Ich war an dem Tag früh an dem Ort angekommen. Einige Minuten später traf ich Frau U. Sie kam mit dem Bus und weiter zu Fuß. Sie wusste genau, wo ihre Betreuerin wohnt.

Sie war von Anfang an sehr fröhlich beim Interview und während des Interviews hat sie immer gelächelt. Ihre Betreuerin war sehr sorgsam gegenüber ihr und achtete auf Frau U.

5.23.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 33 Jahre alt. Ihre Eltern wohnen getrennt in unterschiedlichen Städten. Sie hat Kontakt nur mit ihrer Mutter, die bei FB-Stadt wohnt. Sie ruft ihre Mutter jeden zweiten Tag an und besucht sie manchmal mit dem Zug. Sie war in der Sonderschule und hat eine Ausbildung in WfB gemacht. Sie arbeitet jetzt auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Ihre besondere Freizeittätigkeit ist das Lernen z. B. zu schreiben. Sie nimmt dafür an einem Kurs teil. Sie geht regelmäßig zum Stammtisch und besucht mit ihrem Mann die K-Bäckerei. Sie achtet auf ihre Figur und ihre Gesundheit. Aus diesem Grund isst sie wenig Süßigkeiten und geht einmal in der Woche ins Fitnesscenter.

5.23.3 Wohnen und Alltagsleben

Sie hatte keine Erfahrung in anderen Wohnformen. Nach dem Auszug von ihren Eltern wohnte sie mit ihrem Mann zusammen im betreuten Wohnen. Sie wohnt jetzt seit zwei Jahren in einem Appartement in der Stadtmitte. Sie ist mit ihrer Wohnung zufrieden, da die Umgebung sehr ruhig ist und sie keine Belästigung zu fürchten und keine Angst vor gefährlichen Angriffen im Vergleich zu ihren Erfahrungen in der ehemaligen Wohnung zu haben braucht.

Ihr Alltagsleben läuft nach der regulären Arbeitsstruktur. Die Arbeit endet ca. 16:00 Uhr, und nach dem Feierabend fährt sie nach Hause. Zu Hause erledigt sie die Hausarbeit wie Putzen und geht beispielsweise in die K-Bäckerei in die Stadt oder macht mit ihrem Mann einen Stadtbummel.

5.23.4 Infrastruktur und Umgebung

Sie ist mit ihrer Wohnung sehr zufrieden. Sie findet, dass sich ihre Wohnung in der richtigen Lage befindet.

»U: Es ist nahe in der Stadt nicht so weit, aber auch net mitten in der Stadt jetzt irgendwie(..) kannst du in der Stadt laufen kannst, überall hinkommen mit dem Bus. Ja hast du den Wald gleich. Sehr ruhig jo.«

(Aus dem Interview mit Frau U 324 vom 20.04.2007)

5.23.5 Soziale Beziehungen

Sie hat kein Problem mit den anderen Nachbarn außer mit zwei Personen, die mit ihr schlechte Beziehungen haben. Die anderen Nachbarn trifft sie im Alltag, jedoch spricht sie mit ihnen nur während der kurzen Begrüßung.

»P: Außer diesen zwei Personen habt ihr dann gute Beziehung mit Ihren Nachbarn?

U: Ja, Hallo und noch wie geht's denn oder so.«

(Aus dem Interview mit Frau U 366-367 vom 20.04.2007)

Sie geht in der Freizeit mit ihrem Mann oft in die K-Bäckerei. Sie trifft die anderen Bekannten und spricht mit den Bedienerinnen. Dennoch hält sie Abstand von den Leuten. Bei den sozialen Beziehungen ist sie generell ein bisschen zurückhaltender als ihr Mann.

Zu wichtigen Kontaktgruppen gehören die Mitglieder ihres Vereins, besonders die Frauen. In ihrem Verein hat sie einen Frauenstammtisch, in dem sie andere Frauen trifft. Sie gehen zusammen zum Schwimmen oder machen einen Spieleabend im Monat.

»U: Ja, dann(..) dann machen wir mal jetzt Fußballturnier. Oder einfach Spazieren gehen. Oder mal mhm(..) Kino gehen mit(..) dann mir Frauen dann, dann Frauenstammtisch oder was haben wir noch? Dienstags alle 14 Tage, wenn kein Stammtisch ist, wollen wir mal jetzt Schwimmen machen.«

(Aus dem Interview mit Frau U 423 vom 20.04.2007)

5.23.6 Betreuung

Sie und ihr Mann haben einmal ihren Verein gewechselt. Beim ersten Verein erlebte sie bei der Organisation eine Erschwernis durch die Vielzahl der BetreuerInnen und wünschte sich eine Veränderung, die nicht akzeptiert wurde. Daher wechselte sie in den jetzigen Verein.

Sie bekommt Unterstützung: allein für sie drei bis vier Stunden in der Woche und für ihre gesamte Familie sieben bis acht Stunden, die für den Papierkram, für das Putzen einmal im Monat und für den Arztbesuch benötigt werden.

»U: Beim Arzt geht die E-Betreuerin öfters mit. Dann sind wir vorher wie ich alleine hin. Und wenn ich denke ach, mhm(..) und irgendwie was net verstehe bei dem Arzt, dann geh ich noch mal mit oder ruft sie an oder so. Oder(...) ja beim Putzen einmal im Monat. Oder wenn(..) Einkaufen machen wir alleine.«

(Aus dem Interview mit Frau U 683 vom 20.04.2007)

5.23.7 Wünsche

Ihr Wunsch ist eine Wohnung, die nicht weit weg von der Stadt entfernt und in einer ruhigen Lage im ersten Stock liegt, dazu mit einem Balkon und mit einer etwas größeren Küche. Sie und ihr Mann haben vor, in der Zukunft an einen Ort zu ziehen, der sich in der Nähe von einem Wohnprojekt von ihrem Verein befindet. Der Grund liegt darin, dass dies ihr und ihrem Mann in langweiligen Situationen einerseits enge sowie häufige Kontakte mit den Mitgliedern des Vereins ermöglichen kann, andererseits können sie so an den unterschiedlichen Angeboten sowie Veranstaltungen teilnehmen.

»U: Mhm(..) weil die A-Mitarbeiterin bei S-Verein mhm(..) das ist in (...) Haus bauen oder was. Oder bauen lassen. Und da unten in der Nähe wohnen dann ziehen da. Gibt's dann ein(..) Raum, wo dann immer was angeboten wird oder(..)

P: Willst du in diesem neuen Gebäude?

U: Ne, nicht in das Haus ziehen, aber da ist(..)

P: In der Nähe?

U: In der Nähe.

P: Warum in der Nähe?

U: Ja, dann wenn irgend(..) wenn der RB-Ehemann mal, sag ich mal beim Fußball ist oder er will Fußball gucken oder irgendwie mir langweilig ist, dann kann ich dann darüber gehen, weil da ein Raum ist und dann können da(..) kann jeder hinkommen.«

(Aus dem Interview mit Frau U 486-492 vom 20.04.2007)

5.24 Herr W.

5.24.1 Vorbemerkungen

Ich hatte Herrn W beim Stammtisch seines Vereins im Juli 2006 kennengelernt. Er sprach wenig und rauchte sehr viel. Wir trafen uns weiter beim Stammtisch und bei anderen Veranstaltungen in seinem Verein sowie in seiner Wohnung im Oktober. Als unsere Bekanntschaft sich weiter entwickelte, lud er mich noch einmal in seine Wohnung ein. An dem Tag fragte ich ihn, ob ich ein Interview machen könnte. Gleichzeitig erklärte ich ihm das Interview. Er war damit einverstanden, und das Interview wurde in der Küche durchgeführt.

5.24.2 Biografischer Hintergrund

Er ist 50 Jahre alt und hat einen Hauptschulabschluss. Nach seiner Ausbildungszeit war er in einer normalen Firma arbeitstätig und wohnte mit seiner Familie in R-Dorf. Nachdem er einen schlimmeren Schlaganfall hatte, ist er jetzt Rentner und wohnt getrennt von seiner Familie in G-Stadt. Er hat Schwierigkeiten bei der Bewegung durch körperliche Einschränkungen durch eine Lähmung und ist aus diesem Grund Rollstuhlfahrer.

5.24.3 Wohnen und Alltagsleben

Er wohnt in einer Zweier-Wohngemeinschaft in einem Appartement. In seinem Zimmer gibt es ein Doppelbett, einen Fernseher, einen DVD-Player und einen Computer sowie sein Handy. Die Küche und Toilette teilt er mit seinem Mitbewohner. Er braucht eine Begleitung beim Einkaufen und Unterstützung bei der Mobilisierung vor Ort. Meistens muss er die Hilfe vom Busfahrer in Anspruch nehmen. Er hat am Tag nicht zu viel zu tun. Er fährt mit dem Bus manchmal nach M-Stadt zum Stammtisch oder zur Therapie. Er spielt gern Karten, Schach und sieht außerdem öfter fern oder Filme.

5.24.4 Infrastruktur und Umgebung

In seiner Wohnumgebung hat er wenige Möglichkeiten zur Unterhaltung. Beispielsweise liegt sein Verein in M-Stadt. Um an Veranstaltungen sowie Angeboten teilzunehmen, muss er oft öffentliche Verkehrsmittel benutzen. Jedoch ist es nicht einfach, da die Busse oft nicht anhalten.

»W: Mhm(..) ich ganz alleine fahren das gell? Die Busse halten nicht immer an.

P: Geht einfach vorbei? Fährt man einfach vorbei?

W: Immer. Oder da, wo ich aussteigen will, da net mich draus. Dann muss ich mich irgendwo anders heraus. Deshalb nehm(..) ich mein Handy mit, dass ich anrufen kann, wo ich bin.

P: Wer kommt dann?

W: Meine Mutter kommt dann immer.«

(Aus dem Interview mit Herrn W 71-75 vom 20.11.2006)

5.24.5 Soziale Beziehungen

Seine Familie besucht ihn ab und zu mal und feiert mit ihm zusammen Weihnachten in G-Dorf. Jedoch fühlt er sich einsam, und deswegen kommt er regelmäßig zum Stammtisch.

Mit seinem Mitbewohner hat er manchmal Probleme, da er seine Sachen nimmt.

»W: Doch. Der hat lange Finger. Er nimmt sich gern mal Sachen, die mir gehört.«

(Aus dem Interview mit Herrn W 230 vom 20.11.2006)

5.24.6 Betreuung

Seine BetreuerInnen unterstützen ihn bei den alltäglichen Tätigkeiten wie Spülen, Putzen, oder er braucht Begleitung beim Kinobesuch, was er nicht allein machen kann. Er ist mit seinem Verein und seinen Betreuungspersonen zufrieden.

Er hatte jedoch früher seine Betreuungsperson gewechselt, da eine Betreuerin über ihn bestimmen wollte.

»W: (...) Irgendwie bei mich bestimmen will.

P: Jemand(..) ein Helfer will über dich bestimmen?

W: Ja. Ich möchte mein Leben selber. Gibt's halt Krach.«

(Aus dem Interview mit Herrn W 250-252 vom 20.11.2006)

5.24.7 Wünsche

Er ist mit seiner jetzigen Wohnung sowie ihrer Ausstattung zufrieden. Dennoch will er in M-Stadt eine Wohnung finden, da er dort freier sei als jetzt, also sich ohne besondere Probleme bewegen und an verschiedenen Angeboten und Veranstaltungen leichter teilnehmen könne. Außerdem ist M-Stadt seine Heimat, und daher hat der dort seine Freunde und kennt die Umgebung gut.

»W: Es läuft noch, dass die Wohnungsbörse.

P: Ach so. Wenn du eine passende Wohnung in M-Stadt finden wirst, dann willst du umziehen?

W: Dann zieh ich um ja«

(Aus dem Interview mit Herrn W 111-113 vom 20.11.2006)

5.25 Frau Y.

5.25.1 Vorbemerkungen

Mithilfe ihrer Betreuerin konnte ich sie vor dem Interview in ihrer Wohnung treffen. Sie war mit ihrem Verlobten zusammen, und so hatten wir uns kennengelernt. Als ich sie besuchte, war ihr Verlobter MK in der Küche, mit einem Gips am Arm.

Ich und Frau Y waren für das Interview in ihr Wohnzimmer gegangen und Frau Y bat ihn, sich dazusetzen, jedoch wollte er in der Küche bleiben. Als ich sie interviewte, kam MK-ihr Verlobter zum Gespräch hinzu und wollte auch einiges erzählen. Leider konnte ich seine Aussprache nicht gut verstehen. Sie beide waren sehr menschen scheu und ängstlich.

5.25.2 Biografischer Hintergrund

Sie ist 30 Jahre alt und war früher mit einem Mann verheiratet. Sie lebte mit ihm fünf Jahre und hat ein Kind. Jedoch ist sie geschieden und lebt jetzt mit ihrem Verlobten zusammen. Sie war in der Hilfsschule und hat keinen Schulabschluss. Nach ihrer Ausbildung war sie in WfB und hat dort ihren Verlobten kennengelernt. Jetzt ist sie arbeitslos bzw. Hausfrau.

Sie hat Anfälle und benötigt die Hilfe von ihren BetreuerInnen beispielsweise für das Putzen oder die Geldverwaltung. Sie verbringt viel Zeit zu Hause und hört viel Musik und sieht viel fern.

5.25.3 Wohnen und Alltagsleben

Sie wohnte lange bei ihren Eltern und war einmal in einem Wohnheim in G-Stadt. Jetzt wohnt sie seit zwölf Jahren mit ihrem Verlobten in einem Appartement im Erdgeschoss. Sie ist grundsätzlich zufrieden mit der eigenen Wohnung, da sie ihre Wohnung schön und ruhig findet.

»Y: Wie soll ich sagen. Ja, weil das ja da nur Zimmer sind. Zimmer Na hier haben ja mal wesen eigenes Haus. [Leise gelacht.]«

(Aus dem Interview mit Frau Y 255 vom 06.11.2006)

»Y: Ja, weil eben mir schöner ist und so. Hat man bisschen, bisschen Ruhe! [Laut gelacht.] Also(..) bisschen Ruhe und so.«

(Aus dem Interview mit Frau Y 265 vom 06.11.2006)

Ihr Alltag ist langweilig und sie hat viel Zeit, ohne dass sie etwas tun kann. Daher schläft sie am Tag meistens lang.

»Y: Ja, höchstens ich immer lange schlafe. Was MK-ihr Verlobter ist immer früher wach als wie ich. Ja, nicht immer lange schlafe. Und dann ich Bett aufstehe wie MK-ihr Verlobter und dann. Ich dann meine Tabletten nehme dann, ich, ich anziehe dann.«

(Aus dem Interview mit Frau Y 618 vom 06.11.2006)

»Y: Ja, dann ich das Tabletten nimmt, dann ich frühstücke und nebenbei bisschen Fernsehen gucke und so. «

(Aus dem Interview mit Frau Y 636 vom 06.11.2006)

»Y: Ja, Nachmittag vielleicht, vielleicht bisschen schlafen vielleicht auch mit ihm hier so bisschen schlafen und hinlegen und so. Oder ja vielleicht, wenn so 11 Uhr ist oder bis 12 vielleicht ich auch Musik hören. Bis ein Uhr so. Dann ein Uhr ich ausmache war ein Uhr bis drei Uhr ja mhm(..) Ruhezeit bis dann hier keine Musik hören dürfen. Dann vielleicht erst ich um drei Uhr wieder Musik anmachen.«

(Aus dem Interview mit Frau Y 647 vom 06.11.2006)

5.25.4 Infrastruktur und Umgebung

Nach ihrer Aussage gibt es in ihrer Wohnumgebung keine Einkaufsmöglichkeit und sie muss bis zum nächsten Geschäft zu Fuß gehen. Es liegt weit von ihrem Haus entfernt.

»Y: Ja, ich kann hier bei mhm(..) E-Geschäft einkaufen geh, das nicht weit ist. E-Geschäft eigentlich wir F-Geschäft sagen. Eigentlich aber ein E-Geschäft ist. Aber wir immer sagen F-Geschäft. Ober ich oben bei L-Geschäft hingehen. L-Geschäft.

P: Wie weit?

Y: Das ziemlich weit ist, da oben fast bei H-Geschäft.

P: Dann wie kommen Sie dahin?

Y: Ja, ich immer zu Fuß laufen mit MK-ihr Verlobter zusammen. Genau wie heute ich auch bei L-Geschäft einkaufen. L-Geschäft.

P: Wie lange dauert es zu Fuß?

Y: Ja, ziemlich lange, ziemlich lange.

P: Eine Stunde?

Y: Ja, viellei(..) ziemlich ja, ich immer nicht viel tragen. MK-ihr Verlobter immer Einkaufssachen tragen.

P: Ehm. Wenn Sie mal da im L-Geschäft einkaufen gehen und wieder zurück nach Hause kommen, wie lange brauchen Sie, zwei, drei Stunden?

Y: Ja, vielleicht schon. Manchmal auch vielmal Pause machen. Bei MK-ihr Verlobter immer Pause machen wegen mir. Wegen meine Anfälle immer Pause machen.«

(Aus dem Interview mit Frau Y 389-399 vom 06.11.2006)

5.25.5 Soziale Beziehungen

Sie hat keinen guten Eindruck von ihren Nachbarn, da sie immer die Eingangstür des Gebäudes offen lassen. Dadurch wird ihre Wohnung kühler. Wenn sie die Tür zuschließen, dann tun sie dies mit einem kräftigen und heftigen Schlag. Außerdem halten sie nicht die Hausordnung ein. Aus diesen Gründen ist sie mit den Nachbarn nicht zufrieden.

Sie trifft sich ansonsten häufig mit ihrer Mutter. Sie wohnt in einem benachbarten Appartement und besucht sie mehrmals am Tag.

Beim Interview erzählte sie über zwei bekannte Männer in ihrer Wohnumgebung. Sie gefallen ihr überhaupt nicht. Der Gips am Arm war auch eine Taktik gegen die Männer, um den Kontakt zu vermeiden. Jedoch ist es für sie schwer, sich von ihnen distanzieren.

»Y: Ne, nicht Ärger immer mhm(..) manchmal hinter Apotheke mhm(..) zu zwei Kerl da sind. Und dem MK-ihr Verlobter immer anrufen. MK-ihr Verlobter immer anrufen hier über meine haustelefon. Weil die da so zwei Handys haben. Und da rufen sie den MK-ihr Verlobter, geht es mal an. Aber ich mir bald eine andere Telefonnummer gebe. Ich eine Geheimnummer. Mir geben das und dann will ich eine Geheimnummer geben, mir lasse dann sie wissen dann die Telefonnummer nicht. Die zweit bekloppten Kerle. Weil ja hier ich bin, die hier anrufen. Tun sie den MK-ihr Verlobter dahin fordern. Und sollen die MK-ihr Verlobter Kerl natürlich MK-ihr Verlobter zum Saufen auf von, dass ich das eben nicht schön finde.«

(Aus dem Interview mit Frau Y 358 vom 06.11.2006)

5.25.6 Betreuung

Sie wird in ihrem jetzigen Verein seit einem Jahr mit zwei Betreuungspersonen unterstützt. Sie kommen viermal in der Woche. Nach ihrer Meinung fühlt sie sich nicht wohl mit ihrer Unterstützung. Sie sagt, dass eine Betreuungsperson sie zwingt und sie dadurch einen Anfall bekommen kann.

»Y: Ja, mir ähnlich es ist nicht so schlimm. Aber die J-Betreuerin darf mich nicht jagen, weil ich ja wegen mein epileptischen Anfälle.

P: Jagen? Was meinen Sie genau? Können Sie mal{

MK: }Ja, gut die J-Betreuerin sag: Auf! Auf! Auf! Das muss gemacht werden.

Y: Ja.

MK: Das muss gemacht werden.

Y: Ja.

P: Drängen?

MK: Ja, ja. So: Auf! Auf! Auf! [Er geht wieder in der Küche.]

Y: Ja, und das darf ich nicht so viel machen. Die J-Betreuerin darf mich nicht so viel jagen.

P: Weil(..)

Y: Ja, wegen meine epileptischen Anfälle. Weil es mit dem schwindlig werden dies und das.

P: Ehm. Haben Sie mit jemandem darüber gesprochen oder mit J-Betreuerin?

Y: Ja, hab wieder schon paar Mal gesagt. Wieso hört die ja net.«

(Aus dem Interview mit Frau Y 960-972 vom 06.11.2006)

5.25.7 Wünsche

Ihr Wunsch ist es, dass sie in ihrer Wohnung nicht mehr von ihren BetreuerInnen zu etwas gezwungen wird, was sie nicht möchte, und damit ihre Ruhe finden kann.

6 Alltagsleben

Das Leben im betreuten Wohnen stellt für Menschen mit geistiger Behinderung aufgrund der gegebenen Rahmenbedingungen wie der ambulanten Hilfe und dem Leben in eigener Wohnung im normalen Wohnort eine Herausforderung hinsichtlich ihres konkreten Alltagslebens dar.

In diesem Kapitel wird die konkrete Lebenssituation behandelt. Einerseits wird das wichtige Fundament „Wohnen“ als ein grundlegender Ausgangspunkt des Alltagslebens, andererseits werden die alltäglichen Aktivitäten als Konnexen zur praktischen Existenz wie selbstverständliche Handlungen sowie routinemäßige Tätigkeiten thematisiert. Aus diesen erwächst eine verlässliche Struktur im Leben. Es ergibt sich die Gewohnheit und die Sicherheit von räumlichen und materiellen Bedingungen, zeitlichen Abläufen sowie sozialen Beziehungen.²²⁵

Unter den vielfältigen alltäglichen Aktivitäten werden zum einen grundlegende Tätigkeiten im Alltag in Bezug auf den thematischen Kontext von beispielsweise Mobilität, Geldausgabe und Geldverwaltung in einer konkreten Lebenssituation wie beim Einkaufen sowie das Thema der Ernährung fokussiert. Zum anderen werden besonders detailliert freizeitliche Aktivitäten der Betroffenen genauer betrachtet, da sie einen großen Teil der zeitlichen Alltagsstruktur im betreuten Wohnen einnehmen und in ihrer Gestaltung und Organisation komplett von der selbstständigen Handlung der Betroffenen abhängen.

Die Ziele dieses Kapitels sind die Veranschaulichung der greifbaren, alltäglichen Lebenssituationen der Betroffenen und die Eruiierung der alltäglichen Schwierigkeiten und Probleme.

6.1 Das Wohnen

Das Wort „Wohnen“ kann nach dem deutschen Wörterbuch auf zwei Ebenen verstanden werden. Auf der ersten Ebene bezeichnet das Wort „Wohnen“ eine Räumlichkeit, die als ständiger Aufenthaltsort dient: »sein Heim, seine Wohnung, seinen ständigen Aufenthalt haben oder Unterkunft haben«. (Wahrig 1997, S. 1376) Seinen Ursprung hat dieser Wortsinn im althochdeutschen und mittelhochdeutschen *wonen*, was »sich aufhalten, bleiben, gewohnt sein« (ebd.) bedeutete.²²⁶

²²⁵ Vgl. Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 196

²²⁶ Vgl. Speck 1998, S. 19 und vgl. Fornefeld 2002, S. 134

Die zweite Ebene des Wortes „Wohnen“ orientiert sich als grundlegende Bedeutung an dem psychischen Wohlbefinden wie »zufrieden sein« (Wahrig 1997, S. 1376), das aus dem germanischen Wort *wun* und aus indogermanisch *uen* entstand.²²⁷

Zuerst ist das Wohnen auf der ersten Ebene als ein Mittelpunkt des privaten Lebens und Alltags zu charakterisieren, wo die meisten Menschen Ruhe und Entspannung sowie Erfüllung und neue Kraft im Leben bekommen²²⁸ und darüber hinaus in weitere Beziehungen zu anderen Lebensbereichen eintreten können.

»Der Mensch braucht im Raum einen Bezugspunkt, eine Basis, einen Ort, mit dem er verwurzelt sein kann. Von diesem Punkt aus kann er weitere Beziehungen zum Raum aufnehmen. [...] Der Ort, an den ein Mensch gehört, kann von ihm bewohnt werden, hier kann er Heimat entwickeln. Die Wohnung, das Haus wird so zu einer Mitte in der Welt, [...] (vgl. Bollnow 1984, S. 56ff.).«

(Thesing 1990, S. 26)

Nach diesem Zitat ist die Wohnung oder das Haus durch einen weiteren besonderen Begriff, den der „Heimat“, gekennzeichnet. Sie ist nicht bloße, unbedeutende Räumlichkeit, sondern ein eigenes Territorium, wo der *persönliche Stil* wie Lebenseinstellung, Geschmack und Persönlichkeitsmerkmale²²⁹ im Besonderen seine Bedeutung gewinnt. Diese persönlichen Lebensspuren sowie die angesammelten Erinnerungsstücke, z. B. die Fotos und Bilder, werden mit ihren persönlichen Erlebnissen und eigenen Erfahrungen archiviert und bereichert.²³⁰

»Wer sich in seiner Wohnung zuhause fühlt, der kann Geschichten erzählen, über die Wohnung selbst und zu fast jedem Gegenstand darin [...] Dieser Erzählungen sind das, was einen mit der Wohnung verbindet und sie zur Heimat macht [...]. ein „Archiv von Erfahrungen“ (Becher 1990, 109). Mit der Fülle der Andenken, Fotografien und der angesammelten Dinge versichert sich der Einzelne auch seiner eigenen Geschichte und damit seiner Identität. [...] Diese individuelle Sinn-Konstruktion der Wohnung und ihre Vergegenständlichung durch Spuren des persönlichen Gebrauchs wird [...] zur Bestimmung ‚wahren‘ Wohnens, [...].«

(Häußermann und Siebel 2000, S. 44f.)

Das Leben im betreuten Wohnen kann den Menschen mit geistiger Behinderung die eigenen vier Wände bieten, in denen sie Gegenstände aufbewahren, die einen Erinnerungswert für sie haben. Dadurch steht die Wohnung als persönliche Räumlichkeit zur Verfügung, um das sogenannte „Heimatgefühl“ zu vermitteln. Diese bedeutungsvolle eigene Räumlichkeit bezeich-

²²⁷ Vgl. Wahrig 1997, S. 1376, vgl. Speck 1998, S. 19, 22 und vgl. Fomefeld 2002, S. 134f.

²²⁸ Vgl. Schwarte und Oberste-Ufer 2001, S. 178

²²⁹ Vgl. Häußermann und Siebel 2000, S. 44

²³⁰ Vgl. ebd. S. 44f.

net SPECK als »Beheimatetsein«, wo die Privatheit und die häusliche Vertrautheit als „daheim“ sichergestellt werden sollen.

»Wohnen wird demnach nicht als eine isolierbare Teilfunktion menschlichen Lebensvollzugs gesehen, sondern als ein Aspekt des Ganzen menschlicher Lebensbedürfnisse und -bedingungen. [...] Es geht vielmehr um den internen Pol menschlich komplexer Lebensweise gegenüber dem externen Pol des weiten Raumes. Beide gehören zusammen. [...] Ich möchte diesen internen Pol als Beheimatetsein bezeichnen. Der Mensch hat das elementare Bedürfnis nach einem Raum, einem Territorium, in dem er daheim sein darf, nach »seinen vier Wänden«, wo er sein darf, [...].«

(Speck 1987, S. 10)

Nach der Aussage von SPECK weist das Wohnen einen ganzheitlichen Aspekt zwischen internem und externem Pol auf, was ebenso im obigen Zitat von THESING bezogen auf weitere Lebensbereiche zum Ausdruck kommt. Das Wohnen ist sowohl als Ort des Beheimatetseins, also als Ort für das eigene Territorium, als auch als der Ort und die Tür für das Zusammenleben in der Gesellschaft zu charakterisieren.²³¹

»Wohnen läßt sich komplex als Beheimatetsein verstehen, das in der permanenten Spannung und Wechselwirkung von persönlichem Behaustsein und sozialer Teilhabe steht.«

(Speck 1987, S. 10)

Insbesondere spielt diese Funktion des Wohnens eine wichtige Rolle für die Menschen mit geistiger Behinderung, denn sie leben meistens unter institutionellen und fremden Einflüssen bzw. in einem Betreuungssystem. Deshalb bedeutet das Wohnen für sie zum einen das eigene Territorium für selbstständiges Leben,²³² wo sie nach eigenen Maßstäben leben und ordnen können, und zum anderen ist es der Ausgang zum weiteren sozialen Raum für die gesellschaftliche Teilhabe, z. B. für soziale Beziehungen mit ihren Nachbarn.

Des Weiteren wird die Bedeutung des Wohnens auf der psychischen Ebene betrachtet. Dazu werden im Folgenden fünf „allgemeine Wohnbedürfnisse“ dargestellt, die für die Zufriedenheit in der eigenen Wohnung grundlegend sind und von THESING in Anlehnung an FÄRBER und ANDITZKY sowie SELLE entwickelt wurden.²³³ Diese fünf „allgemeinen Wohnbedürfnisse“ sind für Menschen mit geistiger Behinderung ebenfalls bedeutsam, da sie das gleiche Recht und den gleichen Wunsch haben, wie andere Menschen in einer eigenen angenehmen

²³¹ Vgl. Kräling, Klaus 1995, S. 21

²³² Vgl. Speck 1998, S. 22

²³³ Vgl. Thesing 1990, S. 28

und bezahlbaren Wohnung zu leben.²³⁴ Darüber hinaus ist das Bedürfnis, »sich von ihrem Elternhaus zu lösen, sich selber ein Wohnterritorium zu gestalten – sicherlich in individuell unterschiedlichem Maße« (Speck 1987, S. 9) – ein ganz natürlicher menschlicher Entwicklungsvorgang.

- 1) »Die Wohnung als Raum für Geborgenheit, Schutz und Sicherheit: [...] ist die Wohnung der Ort, von dem der Mensch sich entfernen und an den er zurückkehren kann. [...] Die Wohnung bietet Schutz, um in Ruhe schlafen und ohne Bedrängnis essen zu können. Die geschlossene Tür bedeutet Schutz vor sozialer Kontrolle, das Schließen der Vorhänge hat die gleiche Funktion, Fremde auszuschließen, [...] Die Tür schließen und öffnen können, ist Zeichen der Autonomie.«
- 2) »Die Wohnung als Raum für Beständigkeit und Vertrautheit: [...] ist dann wohnlich (gut zu wohnen), wenn sich der Mensch in seiner Wohnumwelt mit Dingen umgeben kann, die ihm vertraut sind. Vertrautheit entsteht durch wiederkehrende positive Erfahrungen mit Menschen und Dingen, man gewinnt einen Bezug zu ihnen. [...] Ständige Veränderungen in der Wohnumwelt gefährden so den Menschen in seiner Beziehungsfähigkeit, wirken sich negativ auf seine psychische Stabilität aus, dies gilt für den Raumwechsel, wie auch für den Wechsel von Bezugspersonen. [...] Flüchtige Objektbeziehungen, oberflächliche oder häufig unterbrochene personale Beziehungen und Wegwerfgegenstände in der Wohnumwelt gefährden die Identitätsbildung des Menschen.«
- 3) »Die Wohnung als Raum für Selbstverwirklichung und Selbstverfügung: [...] ein Bereich, über den der Mensch verfügen und den er gestalten kann. [...] selbst Hand anlegen zu können und die Räume nach eigenem Willen und eigenen Vorstellungen zu verändern. Mit dem Wunsch, ein eigenes Haus zu besitzen ist die Vorstellung verbunden, „sein eigener Herr zu sein und tun und lassen zu können, was man will“. [...] Diese Selbstverwirklichung ist aber nicht grenzenlos, sondern oft in sehr engen Grenzen gehalten. [...] Solche Einschränkungen sind auch in Wohnbereichen der Behindertenhilfe zu finden, [...] Die Autonomie in der eigenen Wohnung ist wichtig, um nach der Arbeit entspannen zu können, d. h. Rekreation muss möglich sein, [...] Gegenstände, die zu mir passen; Möbel, die meinen Bedürfnissen entsprechen; Bilder, die das ausdrücken, was ich fühle; Blumen, die ich liebe, ergeben ein Klima der Freiheit und Entfaltung und begünstigen das psychische Wohlbefinden.«
- 4) »Die Wohnung als Raum für Kommunikation und Zusammenleben: [...] daß der Mensch nicht Einzelwesen, sondern ein Sozialwesen ist, welches der Gemeinschaft bedarf. [...] z. B. zu Nachbarn oder dem sozialen Umfeld.«
- 5) »Die Wohnung als Raum für Selbstdarstellung und Demonstration von sozialem Status: [...] der Umwelt, also Freunden, Nachbarn oder Mitgliedern der eigenen sozialen Schicht symbolisch zu vermitteln, wie man gerne gesehen und eingeschätzt werden möchte und worauf man stolz ist.«

(Thesing 1990, S. 31ff.)

Die Menschen mit geistiger Behinderung können im Rahmen der eigenen vier Wände bzw. Wohnung daran arbeiten, einen menschenwürdigen – das heißt in Bezug auf menschliche Grundlebensbedürfnisse – Lebensplatz zu gestalten, an dem ihre persönlichen Bedürfnisse erfüllt werden können.

²³⁴ Vgl. Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen 2001, S. 81f.

Das „eigene Wohnen“ im betreuten Wohnen soll deshalb nicht bloß ein Platz zum Leben für die kürzere vorübergehende Bleibe sein, sondern vielmehr als sinnvoller Ort zum *Beheimatetsein* und zur Verwirklichung der grundlegenden Menschenwürde²³⁵ dienen. Es bedeutet insbesondere für diesen Personenkreis das legitime Menschenrecht zur Verbesserung seiner Lebensqualität und seines psychischen Wohlbefindens, seiner „Zufriedenheit“.²³⁶ Dies muss im Rahmen der zeitlichen Entwicklungsperspektive beim Wohnen verstanden werden, von einer reinen Räumlichkeit bis hin zur Entwicklung des zufriedenen *Beheimatetseins*²³⁷, das für die Bewohner die Identifikation mit ihrer Wohnung bedeutet.

Im Folgenden werden beispielhaft die Aussagen über das eigene „Wohnen“ von Betroffenen vorgestellt, wodurch ihre Wohnsituation veranschaulicht wird. Die erste Person ist Herr FK. Seine jetzige Wohnung ist die dritte Wohnung im betreuten Wohnen. Er wohnt mit seiner Freundin und einem Mitbewohner seit vier Jahren in der Stadt. Die zweite Person ist Herr RK. Er wohnt seit sieben Jahren allein in einem kleinen Ort. Seine Arbeitsstelle liegt in der Nähe von seiner Wohnung. Seine wichtigste Freizeitbeschäftigung ist die freiwillige Feuerwehr in seinem Wohnort. Sein Traumjob aus seinem Kindesalter war Arzt oder Bus- oder LKW-Fahrer. Aus diesem Grund sammelt er Modellautos von Bussen, Feuerwehren sowie LKWs und sieht gerne Arztserien im Fernsehen. Die dritte Person ist Herr AN. Er wohnt seit knapp drei Jahren in einem Appartement mit seinem schwerbehinderten Bruder zusammen. Die letzte Person ist Frau AK. Die 29-jährige junge Frau wohnt allein in einem Appartement. Ihr Verlobter Herr AS kommt ab und zu zu ihr. Jedoch ist sie meistens alleine zu Hause.

»P: Mhm(..) beim Einzug hattest du diese Wohnung mal angeschaut?

FK: Ja. Ja, einwandfrei.

P: War das einwandfrei?

FK: Ja, oben und unten.

[...]

P: Ehm. Warum hattest du dich für diese Wohnung entschieden?

FK: Weil oben mhm(..) noch Etage ist, haben wir zwei Toiletten, weil der G-Mitbewohner(..) mit seinem Rhythmus zu tun hat und dann kann man nie Toilette gehen nur eine Toilette in der Wohnung wäre(..) das so haben wir zwei.

P: Ehm. Hattest du noch andere Vorteile oder Gründe, dich für diese Wohnung zu entscheiden?

FK: Mhm(..) andere Grund nicht einfach weil, ja(..) weil oben Dachwohnung ist, früher haben wir hier Geburtstag gefeiert, nicht bei F-Verein. Und bis hier die Nachbarn alle mal geschimpft haben, oder mhm(..) weil die immer zu viel Leute hier wären und so(..), und das wäre's viel [...]

²³⁵ Vgl. Speck 1998, S. 19

²³⁶ Vgl. Fornefeld 2002, S. 151

²³⁷ Vgl. Speck 1987, S. 10

»FK: Mit der Umgebung bin ich nicht zufrieden. Jugendliche, die S [der Verlobte von FK] immer ärgern. Jugendliche, die hier Kracher dran Umschläge in Briefkasten stecken und so. Nicht schön.

P: Und sonst?

FK: Sonst ging's.

P: Ehm.

FK: Aber Jugendlichen stecken hier Kracher in die Briefkästen. Die unter Schelle anzünden. Das ist nicht schön.

[...]

FK: Die Jugendlichen hier sind so frech. Und so mhm(..) anlassend das geht net.«

»Im Zimmer gibt es sehr viele Fotos, die von S fotografiert und an der Wand gehängt sind. Fernsehen. Der FK war früher in Mallorca, Wien und Leipzig, Münster. Kamera von S.«

»Wohnzimmer: Sofa, Tisch, Keyboard. Sehr gemütlich eingerichtet. Sehr warm. Weihnachtslicht wird ans Fenster gehängt. Sehr viele Weihnachtsartikelfiguren, die sich bewegen und auch singen. Normalerweise feiern sie sich mit Bekannten in diesem Raum. Weihnachtsbaum aus Kunststoff. Fernsehen und DVD-Player. Menge DVD-Filme. Überall sind Bilder an der Wand gehängt.«

(aus dem Interview mit Herrn FK 298-307, 437-449, 621-624, 639-647 vom 17.01.2007)

»P: Und warum waren Sie hierher(..) umgezogen?

RK: Weil ich(..) hatte schon immer(..) den Wunsch gehabt. Alleine(..) also meine Wohnung(..) für mich zu haben.

[...]

RK: Ja, weil mhm(...) jahrelang mhm(..) jetzt in einer Wohngemeinschaft zu wohnen. Das war nicht so mein(..) so nicht mein Ziel gewesen.«

»P: Ehm. Und wie haben Sie dann diese Wohnung gefunden am Anfang?

RK: Mhm(...) Es gab's mal(..) einen Zivi erst bei uns, der hier(..) drin gewohnt und hat er jetzt(..){

[...]

RK: Und da haben die sich kennen gelernt. Die haben mal sie dann auch geheiratet, sind dann zusammen gezogen und da hat er dann gemeint, wie wäre es dann mhm(..) wenn der RK Wohnung sucht, könnte ich zu ihm dann(..) als nächste Nach(..) Nachmieter dann ange(..) mhm(..) also anbieten. Und dann hatte ich dann auch(..) mit(..) mit dem Zivi dann(..) dass hier dann auch so klar gemacht, dann hatte er mit B-Betreuer zusammen Rücksprache gehalten. Und wurde dann hier war mhm(..) mit dem Vermieter, da hat er dann eben mhm(..) gesagt mhm(...) damals ihm so alles ein(..)geleitet wie man das genau machen soll [B-Betreuer geht ins Zimmer.] und mhm(..) dann hat dann der(..) mhm(..) der Zivi dann noch mal(..) mit dem B-Betreuer Rücksprache gehalten und der B-Betreuer hat da noch mal mit dem Vermieter noch mal Nummer gesprochen und ab den X-Datum konnte ich dann hier(..) einziehen.«

»P: [...] warum haben Sie sich für diese Wohnung entschieden?

RK: Mhm(..) einfach dadurch damit zu lernen(..) selbstständiger zu werden.

P: Ehm.

RK: Damals gucken was ich alles(..) brauche, wenn ich mhm(..) alleine bin, wenn ich 'ne eigene Wohnung habe.

[...]

RK: Auch mal von der Arbeit abzuschalten.«

»RK: [...] liegt es auch hier ganz günstig, weil ich brauch zu Fuß zur, da hier K[Arbeitsstelle], nur mhm(..) 10 bis 15 Minuten(..) oder wenn ich jetzt zum B-Betreuer runter will, brauche ich nur sieben Minuten.

P: Aha.

RK: Ist soll, der jetzt nicht so ganz(..) weit entfernt.

P: Dann sind Sie mit dieser Wohnung zufrieden?

RK: Ja, ich bin hier mit der Wohnung ger(..) sehr zufrieden.«

»P: Ehm. Okay. Auch da oben Feuerwehr(..)autos.

RK: Ja, Feuerwehr.

P: Modelle.«

»RK: Den habe ich auch mal gekauft. Den CD-Player und die Anlage(..) und Faxgerät habe ich auch mal gekauft. Selbst.

P: Ehm. Faxgerät?

RK: Das hier noch mal Faxgerät.

P: Aha. Benutzen Sie auch ein Faxgerät?

RK: [Er nickt.]

P: Ehm.

RK: Wenn ich so was so L-Verein(..) mhm(..) faxen will, wenn ich da Kurs mitmachen will(..) und mhm(..) weil das immer mit dem Brief damit da Post ist es immer auch so 'ne Sache und deswegen mhm(..) habe ich mal gedacht. RK schaffst du dir erstmal Faxgerät ein und dann kannst du alles da(..)rüber faxen, ist leichter und schneller.«

»RK: Ich fahr auch(...) häufig ja mal, nach M-Stadt manchmal auch nur selten.

P: Ehm.

RK: Manchmal zweimal in der Woche, manchmal nur einmal in der Woche. Manchmal dann überhaupt nicht.

P: Warum fahren Sie nach M-Stadt?

RK: Da habe ich Termine.

P: Zum Beispiel was für einen Termin haben Sie?

RK: Mhm(..) Gesprächstherapie.

P: Ehm.

RK: Das ist mein Vertrauensmann(..) oder ich fahr zum Augenarzt oder(..) mhm(..) irgendwie zum Hauptarzt.

P: Hier gibt's keinen(..) Arzt?

RK: Hier ge(..) mhm(..) hier sind nur Hauptärzte. Also so für(..)

B: Haus.

RK: Haus(..)ärzte.

P: Aha.

RK: So für Allgemeinmediziner. Und mhm(..) also(..)

P: Wenig Ärzte.

RK: Ja, also sind wenige, also(..) hier gibt's jetzt noch mhm(..) hier gibt's jetzt noch drei Zahn-ärzte, aber das war's dann eigentlich auch schon.

P: In G-Stadt?

RK: In G-Stadt gibt's schon bisschen mehr Ärzte. Im R-Gebäude.

P: Aber Sie fahren nach M-Stadt?

RK: Ich fahre nach M-Stadt(...) weil erstens fahr ich gerne Bus. Und zweitens mhm(..) kenn ich da die Ärzte in M-Stadt besser.«

»RK: Sonst guck ich viel Sendungen noch auch sowie mhm(..) ich guck mal auch viele Arztserien an und mhm(..)

P: Arx?

RK: Arztserien ja.

P: Arztserien aha.

RK: Und(..) ich guck mal auch viel(..) mit guten Schauspielen an.

P: Ehm.

RK: So ich guck mal auch Kriegsfilm an, aber nicht(..) wegen der Schießerei, sondern wegen(..) ne gute Starbesetzung sowie Host Frank, Wolfgang Preis mhm(..) Otto, Otto Wihelm Fischer mhm(..) Ornder Fischer, die der Krebs so Komiker die, die halb fort.

P: Warum aber sehen Sie viel Arztserien?

RK: Mhm(..) weil mich es so bisschen interessiert.

P: Weil(..) Ihre Arbeits(..){

RK: }Ja, das auch. Das auch. Das auch, aber(..) ich meine nur mhm(..) früher so als Kind meine ich, jetzt war immer mein Beruf Arzt.

P: Ach so. Traum.

RK: Doktor. Traum so was ja? Also entweder Busfahrer oder Arzt ja? Und mhm(..) von daher(..) mhm(..) ich meine(..) mhm(..) das schon immer so jetzt mein(..) so mein Ziel gewesen ja?

P: Ehm.

RK: Und mhm(..) das war schon sehr(..) das war schon immer schon so gewesen. So als Kind auch schon.

P: Deswegen Sie haben jetzt so viele(..) sone LKW-Modelle oder Busmobile.

RK: Ehm.

P: Aha. Haben Sie regelmäßige Tätigkeit?

RK: Mhm(...)

P: Wie Sie gesagt haben, freiwillige Feuerwehr.

RK: Ja, also ich mag(..) für jeden zweiten Samstag habe ich Feuerwehr.«

»P: Wollen Sie nicht in die Stadt(..) umziehen?

RK: Stadt ist jetzt wieder dann, wieder so 'ne(..) kleine(..) Um-stellung, weil Dorf, ich bin früher auf'm Dorf groß geworden.

P: Ehm.

RK: Und mhm(..) ich meine ich bin früher als Kind(..) bin ich ja, habe ich auf'm Bauernhof ja gewohnt. Und hinterher haben wir mal dann in einer alten Dorfschule dran gewohnt. Umgebaut natürlich in(..) ja in so 'ne großen Wohnraum. Und mhm(..) da bin ich auf Deutsch gesagt nur auf(..) Dörfern groß geworden. Und nicht so in einer große Stadt, weil(..) dann habe ich wieder die Umstellung(..) ich muss gucken. Das ich dann zurecht komme, wenn ich irgendwann mal jetzt mal nächste Jahr mal zu meinem Bruder nach O-Stadt fahr, war das ist ja ne Stadt. Mhm(..) da habe ich wieder wahrscheinlich die ersten zwei Tage Probleme, die Übernachtung, weil das ist keine Umgebung für mich. Ich kenn die nicht.

P: Ehm.

RK: Ich meine, das mit dem Auto fahren, das ist auch so wie hier, das ist auch kein Problem. Aber ich meine, die(..) Umstellung ja? Hier ist jetzt ne eine Stadt, hier ist ein Dorf. Und das ist für mich wieder eine Umstellung!

P: Also sind Sie{

RK: }Und das dauert wieder bei mir ne Zeit, wenn ich bisschen da erst da dran gewöhnt habe, da fahr ich wieder nach Hause und dann muss ich mich wieder nach ein, zwei Tage umstellen, dass ich wieder hier wohne(..) mhm(..) mit der hier schlafen. Ja?

P: Dann(..) diese sone kleiner(..) Gegend ist für Sie angenehmer?

RK: Ehm.«

(aus Interview mit Herrn RK 371-374, 416-421, 436-443, 447-451, 495-497, 544-550, 597-617, 871-891, 1288-1297 vom 26.04.2007)

»P: Ehm. Hast du auch mal diese Wohnung(..) angeschaut, bevor(..) du hier eingezogen warst?

AN: Ja, ja, ja, ja. Ich hab's mhm(..) gesehen am Anfang(..) und(..) [Er atmet sehr tief ein.] und hab gedacht, naja, gut, das ist schön hier. Aber wenn man so länger drin wohnt, dann(..) sagt man ne. Ne! [Er schüttelt den Kopf.]

P: Was gefällt dir eigentlich so(..) nicht?

AN: [Er klopft mit der Faust fünfmal an die Wand. Daraus folgt eine laute Resonanz.] Das schon mal.

P: Was ist das Problem(..) mit der Wand?

AN: [Er klopft mit der Faust fünfmal an die andere Wand. Davon kommt nur eine gedämpfte und stumpfe Resonanz.] Das ist Hall. Das heißt mhm(..) wenn(..) wenn sich unten(..) wenn sich unten Leute(..) laut(..) laut unterhalten. Kriegst du so was im ganzen Haus mit.

P: Ehm.

AN: Kinder schreien hier rum(..) gut das tun sie halt. Ich hab mhm(..) damit abgefunden. Aber, aber wie es ja draußen aussieht(..) ja(..) mhm(..) halt, ob Asoziale also hier wohnen würde.

P: Warum?

AN: Ja, guckst du mal alles, wie dreckig es draußen aussieht. Die schlagen Flaschen kaputt und(..) dieses und jenes und dann laufen die Kinder durch(..) und die Rollis mhm(..) fahren [Er schlägt mit der Faust auf den Tisch.] durch. Sind ja(..) nicht nur(..) nicht nur mhm(..) G-sein Bruder mhm(..) hatten Rolli. Es sind ja noch mehr mhm(..) Rollis hier im Haus.

[...]

AN: Ja, und das sind mhm(..) Splitter.

P: Ehm.

AN: Kann man die im(..) also in die Reifen kommt.

P: Ehm.

AN: Dann ist Reifen, Putsch!«

(aus Interview mit Herrn AN 252-277 vom 23.10.2006)

»P: Und wie hast du diese Wohnung gefunden?

AK: Von Herr M-Vermieter aus.

[...]

AS: Herr M-Vermieter ist auch der Vermieter, der wohnt in(..) mhm(..) R-Stadtteil.

AK: R-Stadtteil.

P: Aber woher kennst du ihn?

[...]

AS: Den, den hatte ich früher mal kennen gelernt. War mal Hausmeister in der Schule.

[...]

P: Vor dem Einzug hattest du diese Wohnung schon(..) besichtigt?

AK: Ja.

AS: Besichtigt genau. Ja.

P: Und dann gefiel die Wohnung dir?

AS: Ja.

AK: Ich hab gesagt, mir gefällt die.«

»P: Ja. Ehm. Und(..) warum mögt ihr etwa dunkel(..) warum hängt(..) ihr diesen(..) Vorhang auf?

AS: {Ja, also

AK: Ne, was(..) weil die Leute immer reinglotzen.

AS: Die Leute gucken immer rein in die Wohnung. }

P: Woher? Da draußen ist(..) Himmel oder? Meinst du da neben dieser(..) {

AS: Ne, ne, hier von der ganz anderen Seite. Gucken manchmal mit Fernglas rein.

P: Echt?

AS: Ja, ja. Gibt's viel Bekloppte da drüben.«

(aus Interview mit Frau AK 547-573, 803-810 vom 04.03.2007)

Aus diesen Aussagen der Betroffenen ist zunächst erkennbar, dass die meisten Betroffenen eine bestimmte Vorstellung über ihre Wohnung haben sowie Bedingungen an eine Wohnung stellen. Beispielsweise hat Herr FK zwei wichtige Kriterien für seine Wohnung: Die Wohnung soll zwei Toiletten und große Räumlichkeiten haben, da er erleben musste, dass das Le-

ben mit seinem Mitbewohner in einer engen Wohnung mit einem WC schwierig ist. Außerdem ist er eine gesellige Person, sodass er für gemeinsame Kommunikation sowie Unterhaltung viele Gäste und FreundInnen zu sich nach Hause einlädt. Daher soll seine Wohnung groß sein. Seine Wohnung liegt dazu in der Stadt, wo seine FreundInnen unkompliziert erreichbar sein können. Seiner Vorstellung nach ist es wichtig, dass soziale Beziehungen als Ausdruck eines gemeinschaftlichen Lebens ein relevantes Kriterium für eine eigene Wohnung darstellen. So zeigt sich hier das Wohnbedürfnis nach *Kommunikation und Zusammenleben*.²³⁸

Herr RK hat drei wichtige Bedingungen. Erstens hat er als ein im Dorf aufgewachsener Mensch Schwierigkeit bei einem *Ortswechsel*.²³⁹ Aus diesem Grund wollte er in dem Ort eine Wohnung suchen, an den er gewöhnt ist, den er kennt. Hier kommt das Wohnbedürfnis nach *Beständigkeit und Vertrautheit*²⁴⁰ zum Ausdruck. Zweitens suchte er eine günstige Lage in der Nähe von seiner Arbeitsstelle und seinem professionellen Betreuer. Nach seiner Vorstellung ist es vorteilhaft und sinnvoll, in einem bekannten, angenehmen Ort zu leben, da er ohne Schwierigkeiten schnell und günstig zu seiner Arbeitsstelle gehen bzw. professionelle Unterstützung bekommen kann. Drittens ist es die Vorstellung über seinen Wohnstil: das Leben allein in einer eigenen Wohnung, ohne Stress von der alltäglichen Arbeit. Hier zeigt sich das Wohnbedürfnis nach *Geborgenheit, Schutz und Sicherheit*.²⁴¹ Dies ermöglicht ihm, sein Ziel zu erreichen, ein selbstständiges Leben in der eigenen Wohnung zu führen. So kann er mit der Erfüllung seiner Vorstellung über die Wohnung zufrieden sein.

Als drittes Beispiel hat Herr AN zwei Bedingungen für die Wohnung. Erstens suchte er eine Wohnung mit Aufzug oder im Erdgeschoss, da seine Freundin und sein Bruder RollstuhlfahrerInnen sind. Zweitens brauchte er eine große Wohnung für seinen Bruder. Dies ist in der jetzigen Wohnung erfüllt, zudem bietet sie eine dazu passende breite Tür.

Auf diese Weise zeigen diese Vorstellungen über sowie die Bedingungen an eine eigene Wohnung individuell unterschiedliche Entscheidungsfaktoren bei der Wohnungssuche, die von den jeweiligen Lebenskulturen und biografischen Erfahrungen geprägt sind.

Im folgenden Vergleich wird die individuelle Entscheidung aufgrund unterschiedlicher Faktoren noch einmal deutlicher herausgearbeitet. Während Herr RK in der obigen Aussage seine Wohnung in einem kleinen Ort bevorzugt, ist diese Vorstellung für andere Interviewte unerträglich, beispielsweise für Frau MA, die zusätzlich Schwierigkeiten beim Gehen hat. Es ist

²³⁸ Vgl. Thesing 1990, S. 36f.

²³⁹ Vgl. ebd. S. 32f.

²⁴⁰ Vgl. ebd. S. 32

²⁴¹ Vgl. ebd. S. 31f.

ihr Traum, im betreuten Wohnen in der Stadt zu wohnen, da sie früher in einem kleinen Dorf wohnte und dadurch ihr selbstständiges Leben, z.B. in Bezug auf Mobilität, eingeschränkt war. Wenn sie ins Kino gehen wollte, war es sehr kompliziert und schwierig, da sie einerseits Schwierigkeiten wegen der Verkehrsanbindung des kleinen Dorfs und andererseits Schwierigkeiten beim Einstieg in den Zug aufgrund fehlender Einstiegshilfen hatte.

»MA: Mein Traum war gewesen(..) ins betreute Wohnen zu kommen.«

»MA: (...) Ich bin weggegangen. Wegen(..) weil(..) ich erahne, ich bin, der Meinung bin,(...) dass ich(..) selbstständiger Mensch(..) dass ich wurde selbstständiger sah, weil in FL-Dorf(..) konnte man nicht weg.

P: Warum?

MA: Weil ich(..) war im(..) ja ich war im(..) ich dachte immer(...) ich dachte immer was, ist das aber ich(..) mhm(..) habe mich(..) FL-Dorf nicht wohl gefühlt, weil(...) ja wir hatten(..) wir hatten ne blöde(...) mhm(..) Verbindung mit dem Zug, ich konnte nicht alleine in Zug.

P: Ach so. Weil da(..){

MA: } Zug(...) was?

P: Weil das ein Dorf ist?

MA: Was?

P: Weil das Dorf ist schwierig mit Zugverbindung?

MA: Ja, und(..) ich konnte nicht alleine in dem Zug einsteigen. Und(...) und man konnte ja nicht immer weg. Man konnte ja nicht sagen mhm(..) ich möchte(..) möchte dahin ich möchte dorthin(..) nicht geht, geht's das. Ich kann sagen. Ich geh mal dahin. Ich sage, ich geh mal dahin. Das konnte ich nicht und wenn ich ins Kino wollte(..) mhm(..) ging auch nicht. [...]«

»MA: (...) Ja, ich kann(..) kann sagen. Ich(..) geh Innenstadt, ich gehe mhm(..) ich gehe, Kakao trinken ich, die Kuchen essen ich(..) weißt du(..) ich bin(..) ich kann weggehen. Und das finde ich(..) sehr(..) schön.«

(aus Interview mit Frau MA 194, 208-216, 222 am 04.04.2007)

Ihre persönlichen Vorstellungen sowie Bedingungen fordern das urbane Leben. Sie wohnt im Gegensatz zu Herrn RK deshalb zurzeit in der Stadtmitte.

Die Erkennung und die Sicherstellung eigener Entscheidungsfaktoren spielt bei der Wohnungssuche und -entscheidung in der Anfangsphase der Fundierung einer eigenen Räumlichkeit eine entscheidende Rolle.

Nach dieser Untersuchung ist das Verfahren zur Wohnungssuche durch die Betroffenen im betreuten Wohnen vielseitig. Die selbstständige Suche, die Suche mit der Hilfe der BetreuerInnen oder durch die Familie bzw. Bekannte sind anzutreffen. Dabei ist zu beobachten, dass die Handhabung der Wohnungssuche mit der Zeit gewandter und vertrauter und oft auf mehrere Arten und Weisen in die Tat umgesetzt wird. Dies ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass die sozialen Beziehungen oder die Verfahrensmuster durch die eigenen Erfahrungen si-

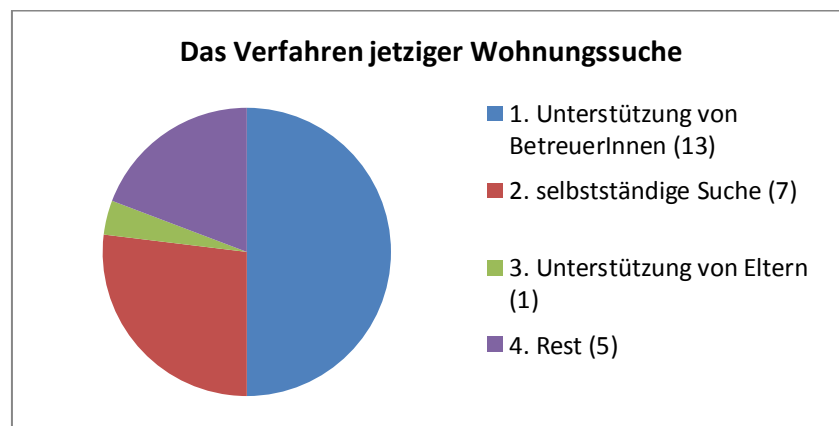
cherer und verstärkt werden. Diese Erfahrungen weisen den Betroffenen den Weg, eigene Interessen an bestimmten Einstellungen zum Wohnen zu entwickeln und detaillierte Bedingungen für die eigene Wohnung zu entwerfen, z. B. was wichtig ist, worauf bei der Wohnungssuche geachtet werden soll und womit sie zufrieden sein können.

Die Untersuchung hat jedoch auch gezeigt, dass viele Betroffene bei der Wohnungssuche sowie -entscheidung verschiedene soziale Unterstützungsressourcen wie Freundeskreis, BetreuerInnen einschließlich Familien und Angehörigen nutzen.

In der folgenden Abbildung wird die Unterstützungsquelle für die derzeitige Wohnungssuche nach der Häufigkeit der Nutzungsquellen dargestellt. Zum Rest gehören diejenigen, die beispielsweise bei ihren Eltern wohnen und aus diesem Grund keine Chance zur Wohnungssuche oder keine genauen Aussagen gemacht haben. Die hauptsächliche Unterstützungsquelle für die Wohnungssuche sind die BetreuerInnen, die 13 Personen betragen. Aus dem Gesamtkreis der Interviewten haben sieben Personen ihre Wohnung selbst gesucht.

Neben diesen sieben Personen, die ihre Wohnung selbstständig gesucht haben, gibt es 12 weitere Personen, die die Wohnung aktiv selbst besichtigten und die Entscheidung trafen. Das bedeutet, dass insgesamt 19 Personen ihre Wohnung mit oder ohne Hilfe aufgrund ihrer selbstständigen Entscheidung ausgewählt haben.

Abbildung 6: Das Verfahren bei der Wohnungssuche



Die Besichtigungsmöglichkeit spielt eine wichtige Rolle bei der Auswahl der eigenen Wohnung durch die Betroffenen – besonders das Erlernen der eigenständigen Anleitung bei der Fremdenhilfe sowie bei der Unterstützungsanforderung an ihre BetreuerInnen. Die Besichtigungsmöglichkeit der Wohnung ist insofern relevant, als die Betroffenen ihre Vorstellungen über sowie ihre Bedingungen an ihre Wohnung – die Entscheidungskriterien – berücksichtigen können.

Aus dem obigen Interviewteil von Herrn FK ist die eigene Entscheidung mit der Unterstützung durch den Betreuer durch die positive Aussage »einwandfrei« beispielhaft zu bestätigen. Es ist jedoch in der Untersuchung zu erkennen, dass einige bei der Wohnungssuche aufgrund des Zusammenlebens mit ihren Eltern, einem sorglosen Vertrauen oder Gleichgültigkeit keine Möglichkeit zur selbstständigen Entscheidung haben.

Das „Wohnen“ im betreuten Wohnen soll auf dem menschwürdigen Leben und der Orientierung an den Wünschen und dem Lebensstil der Betroffenen – den eigenen Entscheidungsfaktoren – basieren. Aus diesem Grund sind die Anerkennung eigener Interessen und der Bedürfnisse der Betroffenen sowie die Teilnahmemöglichkeit der Betroffenen an der Besichtigung bei der Unterstützung der Wohnungssuche notwendig und müssen gewährleistet werden.

Durch die individuell angepassten Wohnungen können die Bedürfnisse nach dem eigenen Wohnen auf der räumlichen Ebene erfüllt werden, jedoch kann das Gefühl im Sinne von „beheimatet sein“ nur dann sichergestellt werden, wenn sich der Identifizierungsprozess mit dem eigenen Wohnraum kontinuierlich entwickelt.

In den obigen Aussagen der Betroffenen zeigt sich: Wenn sich der Identifizierungsprozess durch die zufriedenstellenden Faktoren in ihrer Wohnung entwickelt, fühlen sie sich in ihrem Wohnraum selbstsicherer und verbindlicher.

Dies ist bei der Beobachtung während des Interviews und bei der Begleitsituation beim Besuch beeindruckend. Beispielsweise sind es Keyboard, Fotobilder an der Wand, bewegliche Weihnachtsfiguren, Feuerwehr-, Bus- sowie LKW-Modellautos, Fax und CD-Sammlerstücke bzw. bestimmte Sängerbilder, die ihre Persönlichkeit sowie den Lebensstil bzw. -geschichte beinhalten und zeigen. Sie gehören zu den persönlichen Verbindungsinstrumenten mit ihrer Räumlichkeit und spiegeln die Souveränität, die Herrschaft der Betroffenen im eigenen Territorium wider. Das bedeutet, dass die Betroffenen in ihrer Wohnung nicht nur die *Beständigkeit und Vertrautheit*,²⁴² sondern auch die *Selbstverwirklichung und Selbstverfügung*²⁴³ erfahren und sich in ihrer Wohnung als „Beheimatete zuhause“ fühlen können.

Diese sogenannten Identifizierungsprozesse mit ihrer Wohnung werden mit Hilfe selbstständiger Aktionen wie der Einrichtung oder der Ausstattung ihrer Wohnung hergestellt und als *individuelle Sinn-Konstruktionsprozesse*²⁴⁴ entwickelt. Sie entfalten sich mit der andauernden

²⁴² Vgl. Thesing 1990, S. 32

²⁴³ Vgl. ebd. S. 34f.

²⁴⁴ Vgl. Häußermann und Siebel 2000, S. 44f.

Aufenthaltszeit in ihrer Wohnung durch persönliche Erfahrungen und alltägliche Aktivitäten wie Hobbys und Freizeitgestaltung.

Es gibt jedoch diejenigen, deren Gestaltung sowie Ausrichtungsfreiheit durch den Einfluss von ihren Eltern beeinträchtigt werden. Dieses Infantilisierungsproblem wird in Bezug auf die menschlichen Beziehungen im Kapitel „Soziale Netzwerke“ weiter detailliert behandelt.

Trotz der räumlichen und psychischen zufriedenstellenden Faktoren für das eigene Territorium heißt dies nicht automatisch, dass das Leben in der eigenen „Wohnung“ im betreuten Wohnen unkompliziert verlief. Die Probleme beim „Wohnen“ sind – nach den obigen Beispielen zu urteilen – in reichem Maße vorhanden. Am häufigsten sind es Probleme mit der Umgebung.

Beispielsweise zeigt sich das an den Aussagen von Herrn FK, Herrn AN und Frau AK. Sie wohnen an einem Ort, an dem es zahlreiche gesellschaftliche Konflikte und Probleme gibt. Der Grund dafür ist das finanziell knappe und begrenzte Budget für ihre Wohnung. Eine günstige und bezahlbare Wohnung befindet sich oft in einem Stadtteil, der als „sozialer Brennpunkt“ gekennzeichnet ist. Aus diesem Grund ist solch eine unattraktive und konfliktreiche Wohngegend als Wohnort in vielen Fällen vorprogrammiert. Die obigen Aussagen wie »dreckig [...] die schlagen Flaschen kaputt« von Herrn AN, »reinglotzen [...] gibt's viel Bekloppte da drüben« von Frau AK, »Jugendliche, die S immer ärgern [...] Kracher [...] in Briefkasten stecken [...] Schelle anzünden« von Herrn FK sind repräsentative Beispiele. In dieser Wohnung wird das Wohnbedürfnis der Betroffenen nach *Selbstdarstellung und Demonstration von sozialem Status*²⁴⁵ ruiniert, wie die Äußerung von Herrn AN, »ob Asoziale also hier wohnen würden« zeigt. Außerdem sind *Geborgenheit, Schutz und Sicherheit*²⁴⁶ für die Betroffenen nicht vorhanden. Die obigen Beispiele zeigen deutlich, dass sich die Betroffenen in ihrer eigenen Wohnung und Wohnumgebung unsicher fühlen. Aus diesem Grund haben sie zu Hause ungewöhnliche alltägliche Ritualhandlungen, z. B. abends ihre Klingel abzuschalten, um Belästigungen in der Nacht zu vermeiden. Ein anderes Beispiel war die Verhüllung des Fensters in der Wohnung von Frau AK. Als ich sie besuchte, war ihre Wohnung dunkel, am Tag waren die Gardinen zugezogen. In der Untersuchung ist sie nicht die einzige, die mit einem Vorhang oder Gardinen ihre eigene Wohnung verdunkelt hatte. Es gab in der Untersuchung insgesamt drei Fälle, bei denen dies beobachtet worden ist. Die Betroffenen sind mit diesen Erfahrungen nicht in der Lage, Ruhe und Erholung in ihrer Wohnung zu

²⁴⁵ Vgl. Thesing 1990, S. 38f.

²⁴⁶ Vgl. ebd. S. 31f.

finden. Weitere negativen Auswirkungen für die Betroffenen sind das Leiden unter der Demütigung und der Angst, die Zurückhaltung in ihrer eigenen Wohnung und schließlich der Verlust der wichtigen Wohnfunktion als Ort und Tür zum weiteren Lebensbereich, der *externe Pol*,²⁴⁷ der die Behinderung der gesellschaftlichen Teilhabe und des Bedürfnisses nach *Kommunikation und Zusammenleben*²⁴⁸ bedeutet.

Diese Schwierigkeiten sind meist langfristige Probleme und für die meisten Betroffenen aufgrund der Situation der Wohnangebote und ihrer finanziellen Situation unvermeidbare Wohnkonstellationen. Das bedeutet, dass die Betroffenen ihre Vorstellung über das Leben im eigenen Wohnen innerhalb eines begrenzten Rahmens verwirklichen und dabei ihre Kompetenz der Anpassung erhalten müssen.

Daraus wird deutlich, dass die Ansichten über das „Wohnen“ im betreuten Wohnen auf weitergehende Räumlichkeiten wie die Wohnumgebung ausgedehnt werden müssen. Darüber hinaus bezieht sich das sinnvolle Leben im beheimateten Zuhause für die Betroffenen auf weitere Lebenskonstellationen wie soziale Netzwerke – hier zeigt sich das Zusammenleben als die Bedeutung des Wohnens.

6.2 Tätigkeiten im Alltag

6.2.1 Mobilität

Die Mobilität im betreuten Wohnen garantiert die Bewegungsfreiheit zu anderen Lebensbereichen. Sie ermöglicht einen normalen Alltagsrhythmus in Bezug auf Arbeit oder andere tägliche Aktivitäten, beispielsweise Einkaufen bzw. Freizeit.

In der Untersuchung der Aussagen der Betroffenen, der Beobachtung sowie des alltäglichen Begleitens der Interviewten ist zu erkennen, dass sich die meisten Betroffenen ohne Schwierigkeiten alleine und selbstständig bewegen. Sie meistern nicht nur den alltäglichen Pendelverkehr zwischen dem Zuhause und der Arbeitsstelle zu Fuß oder mit dem Fahrrad sowie mit den öffentlichen Verkehrsmitteln wie Stadtbus, Taxi und Zug, sondern auch außergewöhnliche Fernreisen in eine andere Stadt für den Besuch von Bekannten oder für den Urlaub. Es

²⁴⁷ Vgl. Speck 1987, S. 10

²⁴⁸ Vgl. Thesing 1990, S. 36f.

gibt allerdings einige Personen, die bei der Mobilität zum Teil oder vollständig auf die Unterstützung von anderen wie Eltern und Familie, anderen Betroffenen und ihren BetreuerInnen angewiesen sind. Im Folgenden werden hier einige entsprechende Situationen und die Auswirkungen der Mobilität auf den Alltag betrachtet.

Zuerst werden drei Beispiele von Herrn FK, Frau MA und Herrn A vorgestellt, die die alltäglichen Situationen bezüglich ihrer funktionierenden Mobilität aufzeigen. Herr FK wohnt schon 13 Jahre im betreuten Wohnen in der Stadtmitte mit seiner Freundin Frau S zusammen. Sie sind durch die langen Erfahrungen im betreuten Wohnen in der Lage, selbstständig sowohl öffentliche Verkehrsmittel in der Stadt als auch außerhalb der Stadt zu benutzen. Im weiteren Beispiel wohnt Frau MA seit zwei Jahren in Marburg in der Stadtmitte. Sie ist oft allein mit dem Fahrrad unterwegs. Das Fahrrad als Verkehrsmittel ist eine bewusste Entscheidung für sie, da sie in der Innenstadt wohnt. Es ist praktisch und es dauert nur eine kurze Zeit, bis sie den Ort erreicht, wo sie hinfahren möchte. Herr A wohnt mit seinen Eltern in einer Stadt, die von seiner Arbeitsstelle ca. 35 km entfernt ist. Aus diesem Grund ist die komplizierte Mobilität eine routinemäßige Alltagstätigkeit für ihn.

»P: Ehm. Und wie kommst du nach Hause von der Werkstatt?

FK: Nehm den Bus. Mit Stadtbus.

P: Mit dem Bus.

FK: Ich nehm X-Busnummer bis R-Straße und dann auf R-Straße mit Y-Busnummer bis vor die Tür.«

»FK: Mhm(..) ich kann, ich kann abends mal weggehen, ohne dass ich mhm(..) pünktlich daheim sein muss und so. Mhm(..) du musst nicht abends 10 Uhr im Bett liegen.«

»P: Ehm. Mhm(...) Verkehrsmittel könntet ihr ohne Betreuung?

FK: Ja, die X-Busnummer.

P: Ohne Hilfe?

FK: Ohne Hilfe.

P: Ja.

FK: Können wir auch ohne Hilfe mit Zug fahren.

P: Ehm. Wohin fährst du?

FK: Mhm(..) wir waren schon H-Stadt. Beim Onkel.

P: Ach so. Onkel von S?

FK: Ja, da waren wir mal schon alleine. Aber schon hier in H-Stadt Jugendherberge übernachtet und dann nächsten Tag wieder zurückgefahren.«

»FK: [...] Mit dem habe ich immer noch Kontakt. Auch fahr mal auch mal hinfahren und so. Dann habe ich neuen Zivi, der arbeitet bei der V-Bank in H-Stadt. Der hat ne Wohnung mhm(..) den hab ich auch mal besucht. Da werde ich auch noch mal hin.«

(aus Interview mit Herrn FK 46-49, 217, 424-433, 552 vom 17.01.2007)

»MA: [...] Die Richtung. Fünf, 14 Minuten sagen wir mal.

P: Zu Fuß?

MA: Zu Fuß. Wenn mit Rad natürlich(..) schneller. [Leise gelacht.]

P: Ehm. Also(..) fährst du am Morgen mit dem Fahrrad nach(..)

MA: Ja.

[...]

MA: Fahre jetzt im Moment Fahrrad, weil(..) dass(..) sehr(..) nah ist.«

»P: Ehm. Mhm(..) dann fährst du immer Fahrrad oder(..) nimmst du doch auch den Bus?

MA: Ich nehme auch den Bus. Also nicht alles mit dem Fahrrad, sondern ich nehme auch den Bus.«

»P: Ehm. Oder wenn du Arzt besuchen möchtest, dann(..) wie machst du das?

MA: Mhm(..) fahr ich mal Zug oft.

P: Ehm?

MA: In den Zug.

[...]

MA: In den Zug. Man nimmt, man Zug(..) fahren muss.

P: Warum fährst du so weit? Also wenn du(..) einen Arzt besuchen möchtest, gibt's hier überall oder?

MA: Mhm(..) ich habe einen Arzt, der(..) ist'n G-Stadt. Zu dem geh ich mal sehr(..) sehr gerne hin.

P: Warum gehst du(..) [Leise gelacht.] nach G-Stadt?

MA: Weil den habe ich(...) mhm(..) in FL-Dorf schon gehabt u-n-d ja, den gebe ich nicht auf, deshalb gut.

P: Gehst du allein dann beim Arztbesuch?

MA: Ja.«

(aus Interview mit Frau MA 90-96, 117-118, 397-408 vom 04.04.2007)

»P: [...] wie fahren Sie zur Arbeit?

A: Zug.

P: Mit dem Zug?

A: Zug und dann mit dem Bus.

[...]

A: Ich fahr mit dem Zug bis M-Stadt.

[...]

A: Und steige ich Bus und(..) fahr weiter.

P: Und(..) von zu Hause zum(..) Bahnhof?

A: Laufen.

[...]

A: Ich steh um(..) halb sechs.

P: Halb sechs mhm(..) dann gehen Sie zu Fuß zum Bahnhof und da steigen Sie ein(...)

A: Zug.

[...]

A: Dann steige ich M-Stadt aus.

[...]

A: Dann steig ich Bus und fahr zu Firma.

P: Ehm. Also nach der Arbeit kommen Sie gleich nach Hause?

A: Ja.

P: So wie Sie nach M-Stadt gefahren sind.

A: Ehm.«

(aus Interview mit Herrn A 66-93 vom 10.11.2006)

Die Beispiele stellen die Bewegungsfreiheit der Betroffenen im Alltagsleben dar. Etwas Besonderes ist es zuerst, dass die solidarische Unterstützung zwischen den Betroffenen weitere

Möglichkeiten zur freien Mobilität bieten kann. Beispielsweise ist dies bei Herrn FK und Frau S der Fall. Frau S ist hilfebedürftiger als Herr FK. Obwohl sie auch meist allein unterwegs sein kann, ist es sicherer für sie, wenn sie sich zusammen mit ihrem Freund Herrn FK bewegt, besonders bei Fernreisen oder der Fahrt in eine andere Stadt. Es ist bei der Teilnahme an Freizeitaktivitäten oder am Stammtisch auffällig, dass die gemeinsame Mobilisierung durch gegenseitige Unterstützung in der Partnerschaft oder innerhalb einer Freundschaft für einige Menschen eine freie Mobilität gewähren kann.

Ein weiteres Merkmal aus diesen Beispielen ist, dass die Mobilität in den alltäglichen Lebenssituationen der Betroffenen im betreuten Wohnen eng mit dem routinemäßigen Alltagsverlauf, beispielsweise nach der Arbeit bis hin zur spontanen Entscheidung wie dem Bummeln in der Stadt, verbunden ist. Es zeigt sich, dass die Mobilität als die Grundvoraussetzung für die alltägliche Lebensführung, das heißt von der Erfüllung alltäglicher Aufgaben bis hin zur Pflege sozialer Netzwerke, fungiert. Vom menschlichen Leben ist sie somit nicht zu trennen.

Die Betroffenen organisieren ihre Mobilität in ihrer Umgebung entsprechend ihrer jeweiligen täglichen Lebensstruktur. Sie erlangen Kenntnis über den Busfahrplan und entwickeln das Erinnerungsvermögen für den genauen Zeitpunkt der Ankunft bzw. des Umsteigens im öffentlichen Nahverkehr. So äußert sich zum Beispiel Herr FK detailliert über den Pendelverkehr zwischen seiner derzeitigen Wohnung und der Arbeitsstelle sowie über seinen Umsteigeprozess. Während der Beobachtung waren die Betroffenen aufgrund der Veränderung des Busfahrplans zuerst durcheinander. Trotzdem gewöhnen sie sich durch die andauernden eigenen Erfahrungen an den neuen Fahrplan. Die Betroffenen sind in der Lage, sich je nach der Situation und Zielort für die benötigten Verkehrsmittel entscheiden zu können. Dies wurde durch den Anpassungsprozess an ihre Umwelt ermöglicht. Sie können nicht nur den gewöhnlichen Verkehr in der Stadt, sondern auch den nicht alltäglichen Pendelverkehr wie Taxi oder weitere Verkehrsmittel außerhalb des Wohnortes, zum Beispiel den Zug benutzen. Das zeigen beispielsweise der Besuch eines bekannten ehemaligen Zivildienstleistenden durch Herrn FK, des Onkels seiner Freundin und eines Vertrauensarztes in einer anderen Stadt durch Frau MA. Das heißt, dass die Mobilität im betreuten Wohnen für die meisten Betroffenen nicht nur eine selbstverständliche Lebensvoraussetzung, sondern eine Aneignungschance zur selbstbestimmten Lebensführung in einer normalen Wohnumgebung ist.

Auf diese Weise sind, ausgehend von den obigen Beispielen, die Auswirkungen einer funktionierenden Mobilität auf das Alltagsleben zum einen die Möglichkeit, ihre Sozialkompetenz zu fördern, das heißt neue Kontakte zu erwerben. Bei den Betroffenen kann durch die freie

Mobilitätsmöglichkeit die Motivation zum Kontakt mit dem bekannten Personenkreis erweckt werden. Durch die Teilnahme an Freizeitveranstaltungen können neue soziale Beziehungen gefördert und gepflegt werden. Zum andern können die Betroffenen durch die Ausübung freier Mobilität den normalen alltäglichen Lebensrhythmus im betreuten Wohnen beibehalten. Die Mobilitätsausübung ermöglicht eine aktive Bewegung an Stelle eines strukturlosen und langweiligen Aufenthalts zu Hause. Der Aneignungsprozess durch die Selbstständigkeit angelehnt an den anthropologischen Dreischritt wird hier ermöglicht.²⁴⁹ Die Betroffenen können durch die freie Mobilität eine allgemeine Wissenserweiterung erreichen. Sie besuchen neue Veranstaltungen oder gewinnen einen Überblick über den erweiterten Lebensort wie neue Restaurants, die Volkshochschule bzw. Sehenswürdigkeiten in einer anderen Stadt. Demzufolge ist es den Betroffenen möglich, in der Alltagssituation ihr eigenes Leben selber zu organisieren und ihre eigenen Kompetenzen zu verstärken. Darüber hinaus können sie eine zeitliche, räumliche und personelle Unabhängigkeit verwirklichen.²⁵⁰

Die Untersuchung hat gezeigt, dass es diejenigen gibt, deren Mobilität nicht nur wegen der eigenen Behinderung, sondern auch wegen der gesellschaftlichen intoleranten Einstellung gegenüber den Menschen mit Behinderung beeinträchtigt wird. Dies ist besonders bei den Betroffenen deutlich zu erkennen, deren Mobilität wegen ihrer zusätzlichen körperlichen Behinderung vielmehr eingeschränkt ist.

Im Folgenden werden zwei Beispiele von Frau AT und Herrn W für die Probleme bei der Mobilität vorgestellt. Frau AT wohnt in der Stadtmitte in einer Zweier-Wohngemeinschaft. Die Bushaltestelle ist nur ca. 100 m entfernt. Dennoch ist die Mobilität aufgrund ihrer epileptischen Anfälle und der daraus folgenden Verletzungsgefahr eine mühsame Angelegenheit für sie. Aus diesem Grund ist sie nur mit ihren BetreuerInnen außerhalb des Hauses unterwegs. Die zweite Person ist Herr W, der aufgrund eines schweren Unfalls Rentner und Rollstuhlfahrer ist und in einem kleinen Ort wohnt, der ca. 30 km von M-Stadt entfernt ist. Er fährt sehr oft in die Stadt, um regelmäßig am Stammtisch seines Vereins teilnehmen zu können oder auch persönliche Dinge zu erledigen. Aus diesem Grund spielt die Mobilität eine wichtige Rolle in seinem Alltag.

»P: Wenn du mal in die Stadt gehen möchtest, wie machst du, wie(..) gehst du zu Fuß oder mit dem Bus? Hier gibt's keinen Linienbus oder?

AT: Ich fahr manchmal mit Taxi.

²⁴⁹ Vgl. Walther 2006, S. 82ff.

²⁵⁰ Vgl. Stöppler 2005, S. 249

[...]

AT: Ne, net immer. Ich fahr mit Bus.

P: Wo steigst du dann ein?

AT: EC-Geschäft.

P: Aha, gehst du dann auch allein?

AT: Ne!!! Nie alleine.

P: Warum?

AT: Weil ich das(..) ich traue [trauen] mich das net, wenn ich dann umfalle.«

(aus Interview mit Frau AT 436-449 vom 24.10.2006)

P: Ehm. Und deine Mutter wohnt in R-Stadtteil in M-Stadt?

W: Ne, G-Dorf.

P: G-Dorf? Sie kommt jedes Mal diese(..) zum Stammtisch.

W: Ja, die holt mich ab dann(..)

P: Hier nach G-Stadt oder nach G-Dorf?

W: Hier die(..) kommt, dann holt sie mich ab und dann und sie mich mit in der Kneipe S-Bahnhof. Von S-Bahnhof an kann sie mich nach Hause.

»P: Hast du keine Schwierigkeit, wenn du mal nach M-stadt kommst oder wieder nach G-Stadt fährst?

W: Mhm(..) ich ganz alleine fahren das geht? Die Busse halten nicht immer an.

P: Geht einfach vorbei? Fährt man einfach vorbei?

W: Immer. Oder da, wo ich aussteigen will, da net mich draus. Dann muss ich mich irgendwo anders heraus. Deshalb nehm(..) ich mein Handy mit, dass ich anrufen kann, wo ich bin.

P: Wer kommt dann?

W: Meine Mutter kommt dann immer.

P: Ach, das ist etwas blöd. Man muss immer(..) in Bereitschaft sein oder dafür(..) aber(..) eigentlich wie kannst du hier in den Bus einsteigen?

W: Die haben eine Busfahrerhilfe.

P: Aha. Wie oft passiert es, dass einfach der Busfahrer vorbeifährt?

W: Es macht ja nur in M-Stadt.

P: Nur in M-Stadt? Hier in G-Stadt nicht?

W: Ne.

P: Hier in G-Stadt der Busfahrer(..) kennt dich schon lange her oder?

W: Ja.

[...]

P: Wie oft passiert eigentlich in M-Stadt?

W: Fünf, sechsmal schon.

P: Im Monat fünf, sechsmal?

W: Ja, eigentlich gesehen ne? Hat Gas gegeben damit man wekommt.

P: Ach, der versucht, als er dich nicht gesehen hätte oder so?

W: Ja. Er muss die Klappe aufmachen dann hinten. Ne? Das war immer schon viel Stress, viel Arbeit.

[...]

W: Ach meine Mutter hat sich auch schon beschwert.

[...]

W: Das habe ich halt das Problem noch.«

(aus Interview mit Herrn W 64-99 am 20.11.2006)

In ihrer Mobilität ist Frau AT allein von der Betreuung abhängig. Diese Unterstützung ist zeitlich am Tag begrenzt und ist sehr knapp bemessen, das heißt, sie kann nur mit der knappen Betreuungszeit ihre Mobilität organisieren und beanspruchen.

Bei Herrn W ist eine weitere Barriere für die Mobilität zu erkennen. Er ist in der Lage, meistens allein und selbstständig mobil zu sein. Dabei sind die gesellschaftliche Bereitschaft und Solidarität grundlegend, denn er ist als Rollstuhlfahrer bei der Mobilität besonders auf andere Mitmenschen angewiesen. Zur Mobilität braucht er jemanden, der ihn beispielsweise in den Bus schiebt und seinen Rollstuhl an einer bestimmten Stelle im Bus platzieren kann. Normalerweise wird er von seinen BetreuerInnen oder den BusfahrerInnen unterstützt. Jedoch kommt es seiner Aussage nach manchmal vor, dass die Busse einfach an ihm vorbeifahren oder ihn in einem anderen Ort aussteigen lassen, sodass er seine Mutter zur Abholung anrufen muss, die in einem anderen Ort wohnt. Diese Art der Mobilitätseinschränkung kann schnell negative Auswirkungen haben, wie den Rückzug in das eigene Zuhause bzw. eine passive Lebensführung im Alltag. Dies bedeutet für die Betroffenen direkt die Isolierung in der eigenen Wohnung.

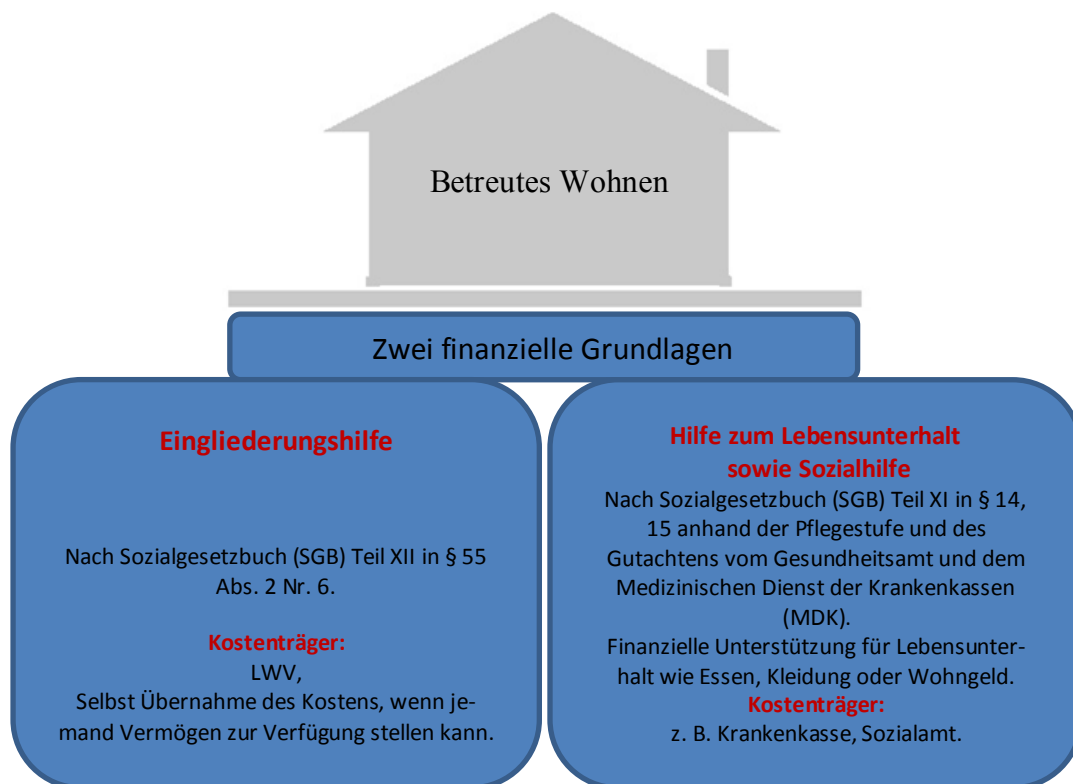
Grundsätzlich liegt das Problem nicht im Betreuungskonzept einer Institution oder im mangelnden Verständnis eines Busfahrers, sondern vielmehr handelt es sich um die politische Aufmerksamkeit für ein strukturiertes und effektives Sozialkonzept, das sich zum einen persönlich-analytisch an der individuellen Lebenssituation und den Bedürfnissen orientiert und zum anderen die öffentliche Unterstützung in Bezug auf das Zusammenleben mit anderen MitbürgerInnen medienwirksam fördert. Ohne dieses gegenseitige Verstehen sind die Akzeptanz und die Solidarität auf der gesellschaftlichen Ebene unmöglich, und ohne diese gesellschaftliche Akzeptanz und Solidarität bleibt die Überwindung der Mobilitätsprobleme ein ungelöstes Problem.

6.2.2 Die Verwaltung des Geldes

Die Betroffenen sind meist ohne Betreuung allein unterwegs und geben ihr Geld oft ohne eine beratungswillige Person aus, wie beim Einkaufen, beim Essen, beim Kinobesuch, beim Kaffee trinken und beim Treffen in einer Kneipe. In diesem Kontext ist der selbstständige Umgang mit Geld im betreuten Wohnen zu einer wichtigen Herausforderung für die Alltagsbewältigung bei den Betroffenen zu zählen.

Zuerst wird die Geldverwaltungssituation der Betroffenen als Ausgangspunkt erläutert. Dazu wird im Folgenden ein allgemeiner Überblick über die finanzielle Grundlage im betreuten Wohnen durch die Abbildung 11 aufgezeigt. Hauptsächlich sind es zwei finanzielle Einkommen: die Eingliederungshilfe für die Betreuungsfachkräfte in der Wohnung vom Landeswohlfahrtsverband nach der Vereinbarung mit den Dienstleistungserbringenden und die Hilfe zum Lebensunterhalt für Essen, Kleidung oder Wohnung durch die finanzielle Unterstützung vom Sozialamt.²⁵¹ Außer diesen beiden Finanzierungsmöglichkeiten ist auch die Kostenbeteiligung durch die Betroffenen oder deren Angehörigen in Betracht zu ziehen,²⁵² wenn nur die Betroffenen oder »ein Angehöriger, der für ihren Unterhalt zuständig ist, Geld verdienen oder über Vermögen verfügen« (Landeswohlfahrtsverband Hessen [LWV] 2008, S. 7). Solche Fälle sind praktisch sehr selten und wurden auch in dieser Untersuchung nicht festgestellt. Aufgrund des niedrigen Gehaltes in ihrer Arbeitsstelle wie der Werkstatt oder aufgrund ihrer Situation wie Arbeitslosigkeit sowie des Anspruchs auf eine geringfügige Rente ist es irrelevant, diese Möglichkeit in die Untersuchung einzubeziehen.

Abbildung 7: Finanzielle Grundlage vom betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung²⁵³



²⁵¹ Vgl. Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV) 2008, S. 7

²⁵² Vgl. ebd.

²⁵³ Eigene Darstellung. Vgl. Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV) 2009, S. 16, 2008, S. 7 und vgl. Urban 1997, S. 69 bzw. vgl. Bundesministerium für Gesundheit 2006.

Gegebenenfalls wird die Sozialhilfe als die grundlegende Sozialversicherung wie Renten-, Kranken-, Unfall- und Arbeitslosen- und Pflegeversicherung²⁵⁴ in Betracht gezogen. Eine erkennbare beispielhafte Sozialhilfe aus der Untersuchung ist die Pflegeversicherung nach der Pflegestufe, die bei den alltäglichen Beschäftigungen – *so genannten gewöhnlichen und regelmäßig wiederkehrenden Verrichtungen* – in die vier Bereiche Körperpflege, Ernährung, Mobilität und Haushalt eingeteilt wird.²⁵⁵

Bei dieser finanziellen Unterstützung durch diese beiden Leistungen ergibt sich jedoch die berechnete Frage nach der Verfahrensweise der Leistung – nämlich das Problem der Orientierung an den bisherigen herrschenden Sachleistungen statt Geldleistungen –; denn ihre Finanzkompetenz als ein selbst handelndes Subjekt wird kaum berücksichtigt.

Auf diesem Hintergrund ist es an dieser Stelle nicht zu vermeiden, die finanziellen Leistungsformen wie das persönliche Budget zu erwähnen. Obwohl das persönliche Budget während dieses Untersuchungszeitraums nicht in Kraft gesetzt war, muss auf der Ebene der Geldverwaltung auf diese Leistungsform im Vergleich zur traditionellen Form hingewiesen werden. Im folgenden Zitat wird ein kurzer Überblick über die Entwicklung des persönlichen Budgets gegeben:

»Die Leistungsform des Persönlichen Budgets wurde mit dem Sozialgesetzbuch (SGB IX) zum 1. Juli 2001 eingeführt. Dadurch können Leistungsempfänger/-innen von den Rehabilitationsträgern anstelle von Dienst- oder Sachleistungen zur Teilhabe ein Budget wählen. [...] Besondere Bedeutung für die Fortentwicklung der Leistungen zur Teilhabe haben trägerübergreifende Persönliche Budgets als Komplexleistungen: Hiervon spricht man, wenn mehrere Leistungsträger unterschiedliche Teilhabe- und Rehabilitationsleistungen in einem Budget erbringen. Seit dem 1. Juli 2004 ist geregelt, dass heute neben allen Leistungen zur Teilhabe auch andere Leistungen der gesetzlichen Krankenkassen, Leistungen der sozialen Pflegeversicherung, Leistung der Unfallversicherung bei Pflegebedürftigkeit sowie Pflegeleistungen der Sozialhilfe in trägerübergreifende Persönliche Budgets einbezogen werden können. [...] Ab 1. Januar 2008 besteht auf Leistungen in Form des Persönlichen Budgets ein Rechtsanspruch. Das bedeutet, dass dem Wunsch- und Wahlrecht der potentiellen Budgetnehmer/-innen in vollem Umfang entsprochen wird und bei Vorliegen der rechtlichen Voraussetzungen grundsätzlich alle Anträge auf Bewilligung von Persönlichen Budgets zu genehmigen sind.«

(Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008, S. 5)

Das persönliche Budget ist danach als eine Form von Geldleistungen als Alternative zu Sachleistungen zu verstehen, die nicht eine neue Leistung, sondern eine neue Form der Leistungserbringung ist.²⁵⁶ In der folgenden Abbildung werden die Leistungsbeziehungen zur veran-

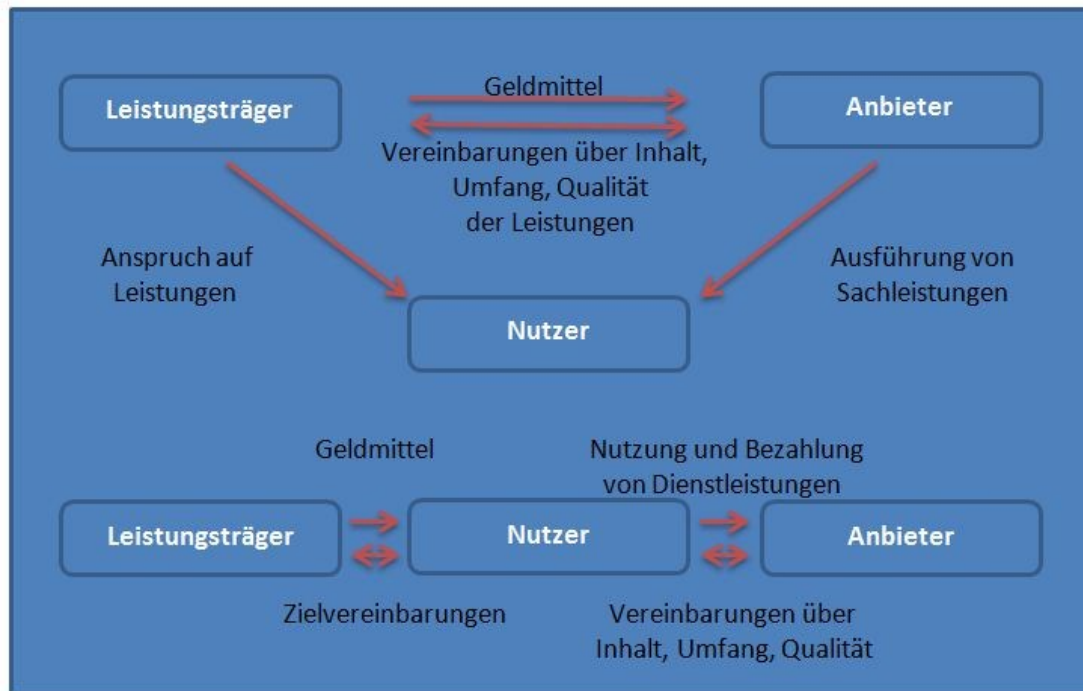
²⁵⁴ Vgl. Bundesministerium für Gesundheit 2006, S. 6

²⁵⁵ Vgl. ebd. S. 14

²⁵⁶ Vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation (BAR) e. V. 2009, S. 6

schaulichenden Hervorhebung des Unterschiedes zwischen den beiden finanziellen Leistungsformen dargestellt.

Abbildung 8: Die Leistungsbeziehungen der beiden finanziellen Leistungsformen²⁵⁷



In dieser Abbildung wird gezeigt, dass die Betroffenen im ersten herkömmlichen Paradigma eine Hilfe von einem Leistungsträger in Form einer Sachleistung erhalten. Das heißt, dass das Budget vom Leistungsträger zum Leistungsbringer (Dienstleistungsanbieter) kommt. Auf diesen Prozess können die Betroffenen wenig Einfluss in Bezug auf ihre Betreuung nehmen. Im Gegensatz dazu wird beim persönlichen Budget im untenliegenden Paradigma die Hilfe in Form einer Geldleistung direkt den Betroffenen (Leistungsempfängern sowie Nutzern) erbracht.²⁵⁸ Dabei können die Betroffenen mit dem Budget als Kunden bei ihrem Leistungsbringer oder Arbeitgeber die »Leistungen zur Teilhabe selbständig einkaufen und bezahlen« (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Referat Information, Publikation, Redaktion 2008, S. 12). »Damit erhalten sie mehr Einfluss auf die Art der Leistungserbringung« (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Referat Information, Publikation, Redaktion 2008, S. 12).

²⁵⁷ Vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) 2007, S. 27f.

²⁵⁸ Vgl. Sack 2005, S. 34

In dieser finanziellen Konstellation kann das eigene Budget eine Schlüsselstellung für das selbstbestimmte Leben von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen einnehmen, wenn das persönliche Budget ideal und ohne Einschränkungen funktioniert wie zum Beispiel die Vorenthaltung wichtiger Informationen über die Antragsstellung für das persönliche Budget oder die Überprüfung der eigenen Verantwortungsfähigkeit von Menschen mit geistiger Behinderung.

»[...] ob das Persönliche Budget den Leistungsberechtigten in die Lage versetzen kann, „in eigener Verantwortung ein möglichst selbstbestimmtes Leben“ zu führen (vgl. § 17 Abs. 2 Satz 1 SGB IX). Der Begriff „in eigener Verantwortung“ ist auslegungsbedürftig. Würde er dahin interpretiert, daß der Antragsteller befähigt sein muß, mit dem Persönliche Budget eigenverantwortlich zu agieren, muß damit gerechnet werden, daß der Antrag abgelehnt wird, wenn die den Antrag entgegennehmende Behörde aufgrund der geistigen Behinderung des Antragstellers daran zweifelt, daß der Antragsteller mit Geld umgehen kann und dieses dazu verwenden wird, „Leistungen zur Teilhabe“ einzukaufen. Für diese Auslegung spricht, daß das Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung im Diskussionsentwurf eine Budgetverordnung gem. § 21 a SGB IX vorgesehen hat, daß ein Bescheid, mit dem eine Sozialleistung in der Form eines persönlichen Budgets gewährt wird, zurückgenommen werden kann, wenn der/die Budgetnehmer/in mit der Verwendung des Budgets *überfordert* ist. Damit wären zahlreiche Menschen mit geistiger Behinderung von der Inanspruchnahme Persönlicher Budgets ausgeschlossen! Dies wäre schon deshalb zu beanstanden, weil unklar bleibt, nach welchen Kriterien entschieden werden soll, wann und unter welchen Voraussetzungen *eigenverantwortliches Handeln* vorliegt.«

(Bundesarbeitsgemeinschaft Werkstätten für behinderte Menschen [BAG WfbM] e. V.)

Diese Problemstellung ist durch das Ergebnis der Untersuchung der Erprobung eines trägerübergreifenden persönlichen Budgets in den Modellregionen bestätigt worden. Nach diesem Ergebnis sind die Gründe für die Ablehnung der Anträge von Leistungsträgern meist darauf zurückzuführen, »dass Sachleistungen aufgrund der gegenwärtigen Lebenssituation der Antragsteller/innen als angemessener oder passgenauer beurteilt bzw. die beantragte Leistung als „nicht budgetfähig“ erachtet werden« (Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) 2007, S. 7).

In diesem Kapitel wird die Frage nach der Souveränität der Betroffenen in der Geldverwaltung in ihren gegebenen Rahmenbedingungen behandelt, z. B. wie die Betroffenen in den alltäglichen Situationen ihr Geld verwalten. Außerdem wird der Einfluss auf das selbstbestimmte Leben erforscht. Darüber hinaus werden die Merkmale und die Grenze der Geldverwaltung aufgezeigt.

Es ist darauf hinzuweisen, dass die Situation der Geldverwaltung der Betroffenen in dieser Untersuchung im Sinne der traditionellen Form praktiziert wird, das heißt, die Geldverwaltung hängt von den Leistungsbringern ab. Deshalb sind Informationen über die finanzielle

Grundlage der Betroffenen schwierig zu eruieren. Außerdem unterscheiden sich bei den einzelnen Betroffenen sowohl die Intensität der finanziellen Hilfeleistung als auch der Freiraum für die eigene Geldverwaltung. Aus diesem Grund werden die persönlichen Angaben über die finanzielle Grundlage nicht detailliert analysiert. Stattdessen wird das praktische Geldausgeben im Alltag dargestellt, um die Situation der Geldverwaltung im Rahmen der Alltagstätigkeiten wie z. B. des Einkaufens in Bezug auf das Planen bis hin zum Bezahlen zu verstehen. Hierbei werden die grobe Erfassung der Situation der Geldverwaltung durch die Betroffenen und ihre Merkmale zur Kenntnis genommen.

6.2.2.1 Einkaufen

In den kommenden Beispielen wird die Situation der Geldverwaltung im Rahmen der eingeschränkten bzw. so genannten traditionellen Form – mit Hilfe von Gelderbringern – durch die Aussage der Betroffenen über das Einkaufen dargestellt. Nach diesen Beispielen ist es vorstellbar, wie ihre Alltagssituationen in Bezug auf die Geldausgabe ablaufen.

»P: [...] Mhm(..) beim Kaufen mit dem Geld, mit wem sprichst du?
FK: Mhm(..) wie, wie meinst du? Größere Laden, kleine Laden wie meinst du das, im Grenzen?
P: Zum Beispiel, wenn du eine CD oder etwas Kleines kaufen möchtest {
FK: } Was?
P: Kleine Dinge kaufen möchtest {
FK: } Das kann ich mir selber kaufen. Brauche ich nicht Betreuung.
P: Ach so. Etwa Größeres?
FK: Das muss ich dann mit meiner gesetzlichen Betreuerin absprechen.
[...]
FK: Mit der gesetzliche Betreuerin, wie ich mein Fernsehen haben wollte.
[...]
FK: Ja, das muss ich mit meinem gesetzlichen Betreuer absprechen.
[...]
FK: Wie es Geld aussieht, wie viel es kosten darf.«
(aus Interview mit Herrn FK 489-504 am 17.01.2007)

»P: Ehm. Mhm(..) normalerweise(..) was kaufst du mit dem Geld? Wenn du mal etwas kaufen möchtest(..) dann was kaufst du normalerweise?
RB: [Er atmet aus.] Ich kaufe(..) mein T-Shirt oder Hemd oder(...)
P: Ehm. Oder wenn du mal einkaufen gehst, dann(..) hast du schon Einkaufsliste?
RB: Mache ich mal Zettel.
P: Ehm. Kannst du mit dem Geld gut umgehen?
RB: Jo.
[..]

P: Ehm. Entscheidest du selber, wofür du das Geld ausgibst?
RB: Ne, mhm(..) mit H.
P: H?
RB: H ist unser gesetzlicher Betreuer.
P: Aha.
RB: Ja.
P: Mhm(..) aber etwas kleine Sache kannst du selbst entscheiden?
RB: Das kann ich selber entscheiden.
P: Wenn aber etwas(..) teuer wird dann(..)
RB: Ja.
P: Ungefähr wie viel teuer ist, dass du fragen musst?
RB: Bis 150 Euro kann ich selber holen und was über 150 muss ich mit H-gesetzlicher Betreuer telefonieren.«

(aus Interview mit Herrn RB 537-556 am 11.04.2007)

»P: Mhm(..) und wenn du mal etwas kaufen möchtest, gehst du in die Bank?
AS: J-a. Da hat sie extra so Kärtchen gemacht gekriegt. Da steht drauf(..) wie viel sie immer holen darf.
AK: Ja.
[...]
P: EC-Karte?
AS: Ja.
P: Und kann man mit der Karte(..) ins Einkaufszentrum(..) gehen, da kann man auch zahlen?
AS: Kann man auch ja.
AK: Ja. Aber(..) in Schalter darf ich nicht.
AS: Ne(..) mhm(..) Automat darf sie net.
AK: Net.
AS: Schalter schon. Automat darf sie net.
AK: Net.
AS: Weil sonst gibt's alles auseinander, hat sie gar nix mehr.
P: Mit der Karte kannst du nicht oder darfst du nicht?
AK: Darf ich nicht.
AS: Darf sie nicht. Nur wenn die Betreuer dabei sind.«

»P: AK, wenn du eine Kleidung kaufen möchtest, muss du diese gesetzliche Betreuerin fragen?
AK: Ja.
AS: Ja.
AK: Letzte Mal(..) habe ich dir auch erzählt. Letzte Mal(..) hat es von ganz alleine gemacht. Das muss ja Geld von ganz alleine gegeben.
P: Also ungefähr wie viel(..) dann musst du fragen?
AS: Genau. Ja.
P: Wie viel ungefähr?
AK: 50.
AS: 50 oder auch mal 200 oder 300 kommt auf die Menge an, was ich kaufen tue.
P: Also(..) ungefähr über 50 dann(..) solltest du(..) gesetzliche Betreuerin fragen?
AK: Ja.
AS: Genau. Ja.«

(aus Interview mit Frau AK 1040-1062, 1462-1473 am 04.03.2007)

»P: Ehm. Sie teilt Ihnen das Geld zu?
Y: Ja.
P: Wöchentlich?
Y: Ne, ich immer nur einmal in der Woche. Immer Montag sowie heute immer Montag.
P: Wie viel bekommen Sie?
Y: Ja, immer 45, mehr nicht.«

(aus Interview mit Frau Y 448-453 vom 06.11.2006)

»P: Dann bekommen Sie Ihr Geld von Ihren Eltern?

SD: Geld. Ja, ja. Ich sag's meiner Mutter so und so viel würde heute mitnehmen, weil es auf dann nimm(..) 10 Euro reichen. Gib mir nur mal mhm(..) genau 10 hat, dann sind 20. 20 reicht das heute(..) heute vollkommen, was ich vorhab mit der erste, zwei Person dann diejenige(..) dann kom(..) komm ich damit aus.«

(aus Interview mit Herrn SD 578-579 vom 19.10.2006)

»P: Aber unter 100 Euro können Sie selber?

PZ: Ja.

P: Aha. Mhm(..) woher bekommen Sie das Geld? Gehen Sie in die Bank oder?

PZ: Ne, S-Bank.

P: S-Bank. Dann bekommen Sie das Geld.

PZ: Ich hab ein(..) ein Hauptkonto habe ich, als er #### und ich hab Taschengeld Konto. Mhm(..) ein Nebenkonto. Und er hat es mhm(..) er hat das Hauptkonto.

P: Er hat Hauptkonto also der gesetzliche Betreuer hat das Hauptkonto?

PZ: Ja.«

(aus Interview mit Frau PZ 720-727 vom 21.03.2007)

Hier zeigt sich grundsätzlich der so genannte „Schutzmechanismus“ für die Menschen mit geistiger Behinderung. In diesen Beispielen ist zuerst zu bemerken, dass die meisten Betroffenen das Geld für einmalige Einkäufe begrenzt ausgeben dürfen, wenn der Betrag zwischen 50 und ca. 150 Euro liegt. Zweitens bekommen sie von der zuständigen Person wie den gesetzlichen BetreuerInnen, den BetreuerInnen im Alltag oder der Familie direkt das Geld zugeteilt, z. B. einmal wöchentlich 45 Euro für die Alltagsausgaben von Frau Y. Drittens gibt es Praxisregelungen für die Geldverwaltung:

- das Geldabheben nur mit der Begleitungsaufsicht,
- die Kontrolle bei der Geldautomatenbenutzung mit EC-Karte durch die mündliche Anordnung von den BetreuerInnen, z. B. das Verbot des Geldabhebens aus dem Geldautomaten,
- die Geldausgabeüberwachung durch die Nebenkontobenutzung mit der Summe eines eingestellten Geldbetrags.

Wie die obigen Aussagen der Betroffenen zeigen, ist das Einkaufen mit bestimmten Rahmenbedingungen eingeschränkt. Diese Situation wird auch von den folgenden Aussagen von zwei BetreuerInnen hinsichtlich der Betreuungsauffassung erklärt.

»BS: [...] Der muss das Geld recht(.) knapp eingeteilt kriegen(.) lieber zwei als einmal in der Woche(.) Geld gebracht mit dem Einkaufen gegangen(.) beim Einkaufen gucken wir immer(.) dass er(.) wenn's irgendwie geht, gesund einkauft(.) weil der Kunde ist sehr(.) gewichtig(.) so sehr schwer und da(.) kann gerne mehr Obst essen und weniger Wurst(.) und mhm(.) denn wir sind Berater beim Einkaufen(.) dann(.) macht er über(.) jede Menge Geschäfte(.) der liest immer Heftchen durch. Der kann lesen(.) und wenn da ein Zettel steht(.) mit der Ausfüllen(.) und füllt er das aus(.) und schickt das weg. Und drei Tage später kommt Paket(.) mit einer Rechnung drin.

[...]

BS: Und(.) den nehm ich mir mal die Pakete(.) und schreib die Firma an und sag(.) der Herr durfte das nicht bestellen, der, seine Betreuung schickt das wieder zurück(.) und das ist immer(.) das viel mal zu tun, weil der(.) immer alle(.) Sachen ausfüllt, die er in die Hände kommt, ein Anruf, sagte ja(.) ich hatte das gern(.) bitte, schicken Sie mir die Zeitung(.)

[...]

BS: Dieser Mensch, von dem ich gerade erzählte, hat eine(.) gesetzliche Betreuung. Also ist gesagt, der kann seine(.) rechtlichen Geschäfte nicht selber regeln. Er hat dafür eine Betreuung. Da gibt es einen(.) Menschen, einen gesetzlichen Betreuer. Der kann sich aber nicht so viel Arbeit machen. Der hat mir ein Schreiben vorgestellt(.) dass er an die Firma schickt(.) der Herr(.) ist nicht geschäftsfähig. Ohne die Einwilligung des gesetzlichen Betreuers geht das nicht. Nehmen Sie Ihre Sache zurück und(.) das war's.

[...]

P: Wie kann man das unterscheiden? Ja, er braucht wirklich oder(.) er hat(.)

BS: Ach so. Ne, das muss ja, dann Geschäft machen. Dann muss er im Geschäftsladen einkaufen. Oder er sagt zu mir, er braucht ne Hose(.) will er Hose bei Quelle Versand kaufen(.) dann, dann muss ich das machen. Dann geht das ja bei auch den richtigen Gang. Dann würde das zu mir kommen(.) ich würde das ausprobieren und würde ich auch dafür sorgen, dass das bezahlt wird(.) [...]«

(aus Interview mit Betreuer BS 55-67 vom 17.01.2007)

»SB: [...] Und im betreuten Wohnen haben sie Geld. Dann fahren sie zum(.) Supermarkt, kaufen sie selber. Dann kaufen sie mal solche Berge Süßigkeit. Wir können eigentlich nix gegen machen.

[...]

SB: Das ist Selbstbestimmung ne? Aber irgendwo(.) fressen sie sich zur Tode, kann man sagen ja? Irgendwann(.) wenn so zu dick und dann können sie nicht mehr laufen natürlich, die Knie gehen kaputt(.) und so weiter und(.) kriegen Diabetes und so weiter und kommt dann alles(.) [...]

[...]

SB: Ja, wir, wir können nur(.) drüber sprechen. Wir können sagen, Mensch, das ist nicht gut. Aber die verstehen es nicht.

P: Ehm.

SB: Das ist wieder diese geistige Behinderung, die da irgendwo(.) die, die mhm(.) die Einsicht nicht ermöglicht.«

»SB: [...] Wir können mit dem gesetzlichen Betreuer sprechen, wenn einer einen hat. Wenn dieser gesetzliche Betreuer dann noch die(...) Vermögens- und Gesundheitsvorsorge hat, dann können wir(.) vielleicht hinkriegen, dass er nicht so viel Geld hat. Wir können sagen, ist Taschengeld wird(.) eingeteilt, dass er nicht(.) dauernd so viel essen kann oder so viel(.) sich viel kaufen kann. Aber das ist ganz schwierig.«

(aus Interview mit Betreuer SB 340-348, 368 vom 16.05.2007)

Nach diesen Aussagen der beiden BetreuerInnen gibt es zwei grundsätzliche Ansatzpunkte für die Aktivierung des Schutzmechanismus bei der Geldverwaltung von Menschen mit geistiger Behinderung, die als notwendige pädagogische Handlungen seitens der BetreuerInnen als selbstverständlich angenommen werden. Zum einen kann die unkontrollierte Geldverwaltung einen negativen Einfluss auf andere Lebensbereiche wie z. B. Gesundheit haben. Dabei könnte die eingehende Kontrolle der Geldverwaltung als eine Art Vorbeugemaßnahme gegen mögliche Krankheiten funktionieren. Zum anderen ist dies der Mangel an Geschäftsfähigkeit, durch die der finanzielle Ruin der Betroffenen verursacht werden könnte, z. B. beim Versand-einkauf sowie beim Homeshopping. Dabei sind sie schnell der Gefahr ausgesetzt, den finanziellen Überblick zu verlieren und der Einschränkung bei der Geldverwaltung keinerlei Beachtung zu schenken. Aus diesem Grund sind die Kontrolle sowie die Einschränkung der Selbstverantwortung als Nothilfe²⁵⁹ zu verstehen.

Unter diesen Umständen verwalten die Betroffenen im kleinen Rahmen ihr Budget selbstständig. Die kommenden Beispiele zeigen die Einkaufssituation, in der sie ihre Selbstständigkeit sowie ihre Selbstverantwortung mit dem Geld ausüben.

In den Beispielen werden drei Personen vorgestellt. Die erste Person ist Frau AK, die als 29-jährige Frau allein in einem Appartement wohnt und im Alltag ohne Problem selbstständig lebt, obwohl sie eine Schwierigkeit bei der Verwaltung und dem Umgang mit Geld hat. Ihr Verlobter „AS“ arbeitet auch in derselben Werkstatt, daher sind sie nach der Arbeit ab und zu zum Einkaufen zusammen unterwegs. Die zweite Person ist Frau F. Die 51-jährige Frau arbeitet auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt und wohnt auch allein in einem Appartement. Sie kann fast alle Alltagstätigkeiten alleine erledigen. Das letzte Beispiel ist Herr HM. Er wohnt in einem Appartement, in dessen Nähe keine Einkaufsmöglichkeit vorhanden ist. Er spricht sehr undeutlich und nicht vollständig. Jedoch sind das Einkaufen und die Geldausgabe im Alltag wie in der Cafeteria keine schwierigen Tätigkeiten für ihn. Üblicherweise kauft er die benötigten Waren nach der Arbeit in der Werkstatt oder am Wochenende in der Stadtmitte ein.

»P: [...] du hattest mal gesagt. Du(..) nimmst zurzeit ab.

AK: Stimmt ja auch, gell?

[Alle lachen dabei.]

AS: Ja, vom Teller, ja.

[...]

P: Ehm. Mhm(..) AK, wenn du jetzt abnehmen möchtest, was kaufst du dann eigentlich ein?

²⁵⁹ Vgl. Walther 2006, S. 86

AK: Kauf's nun(..) net zu viel Fett. Gell?

AS: Mhm(..) Sie muss, sie macht, sie will(..) zwar schon mit Fett, aber(..) ich hab exakt ne(..) so. Diätessen holen, das wäre ganz gut für sie.

AK: Ja.

[...]

P: Aha(..) dann, AK kaufst du(..) etwa Diät(..) Sachen.

AK: Ja.«

»P: Dann AK gehst du nach der Arbeit(..) mit Betreuer oder Betreuerin einkaufen?

AK: Ich geh alleine.

P: Alleine.

AS: Geht alleine. Ist gan(..) ganz selten, das mal einer mitgeht.«

»P: Dann, wenn du mal etwas kaufen möchtest, geht ihr hier ins Einkaufszentrum?

AK: Ne, ne G-Straße. [Von zu Hause weit entfernt. Die Straße liegt in der Stadtmitte.]

AS: Wir gehen meist in die G-Straße.

[...]

AK: Weil diese(..) Leute(..) die Leute kennen mich schon, weißt du?

AS: Die Leute kennen sie ne? Und(..) die freuen sich, wenn sie immer kommt.

P: Ach so. Die(..) die(..) Leute bei der Kasse und so?

AS: Genau {

AK: Weil(..)}

AS: Und die Bedienung.

AK: Und die helfen mir auch meistens, wenn ich frage, könnte ihr mal bitte helfen? Gell? AS-
ihr Verlobter?

AS: Genau.

AK: Weil die(..) die helfen mir meistens.«

»P: Wo hast du das gekauft?

AK: Bei A-Geschäft, gell?

P: Bei A-Geschäft.

AS: Bei A-Geschäft. 30 Euro.

P: Hast du allein(..) gekauft?

AK: Ja.

P: Ehm. Hast du(..) vor drei Tagen oder vier Tagen noch diesen tragbaren CD-Player gekauft?

AS: Der hat genauso gekostet.

AK: Guck.

[...]

AS: Ja. [Sie gibt mir den CD-Player-Karton.]

AK: Ja.«

(aus Interview mit Frau AK 178-223, 486-489, 887-900, 917-928 vom 04.03.2007)

»F: Das kann ich allein. Also Einkaufen das kann ich allein. Da habe ich so(..) so und so und so und so gesagt und da gebe ich auch mhm(..) mhm(..) mhm(..) so die Woche bis(..) bis 20 Euro aus. Für Essen, Trinken und so weiter. Aber im Allgemeinen(..) kaufe ich viele Dinge alleine.«

»P: Und(..) wenn Sie etwas kaufen möchten, sprechen Sie mit jemandem oder(..) entscheiden Sie selbst was(..) wofür Sie Geld ausgeben möchten?

F: Ach, naja. Ich meine(..) ich, ich(..) ich gebe manchmal(...) ein bisschen zu viel Geld aus, aber dann spar ich wieder was und dann(..) mhm(..) kaufe ich mir auch manchmal DVDs oder all die schöne CD's oder auch mal(..) schöne Anzihsachen.

P: Dann kaufen Sie allein, selber, ohne jemanden zu fragen?

F: Ne, also das mache ich alles, alles allein. Also(..)«

(aus Interview mit Frau F 693, 740-743 vom 02.04.2007)

»P: Dann(...) bestimmen Sie selbst, was Sie kaufen möchten?
HM: Ja, sagt keiner hier. Hier, hier willst du das net haben, statt das hier. Ich mache dann schon mein eigenen Einkauf ja.«

»P: Wo haben Sie diesen Kerzenständer gekauft?

HM: Den habe ich(...) wo war das?

P: Flohmarkt?

HM: Flohmarkt genau. Gibt's ja net anders. Gibt's ja noch so solche. Haben Sie irgendwo liegen(..) da guck mal ach, den kann ich gebrauchen. Nimmt man(..) 10 Euro dann.

[...]

HM: Oder waren es fünf(..) ich weiß es net. Irgendwie(...)

(aus Interview mit Herrn HM 197-198, 563-568 vom 26.10.2006)

»P: Ehm. Wohin gehen Sie zum Kaffeetrinken?

R: Mhm(..) beim K-Bäckerei.

P: K-Bäckerei?

R: Bäckerei, K-Bäckerei. Kenn(..) kennst du schon.

P: Ehm. In der Stadtmitte. Warum gehen Sie da?

R: Wieso? Weil das billig ist, der Kaffee ist billig. Ein Euro! Der kostet nur ein Euro.

P: [Laut gelacht.]

R: Ja, der kostet nur ein Euro. Wo anders bezahlst du {

P: }Ist das wichtig?

R: Ehm?

P: Ist das wichtig?

R: Ja, ich finde es toll. Der Kaffee ist schon, was wert.

P: Warum ist das wichtig? Ein Euro?

R: Der ist billiger. Der ist viel billiger wie als 1,25. Geh mal(..) im F-Geschäft mal ja. Da bezahlst du 1,25.«

(aus Interview mit Herrn R 566-579 am 17.10.2006)

Die gewünschten Waren allein einzukaufen wie Lebensmittel für Diät, z. B. wenig Fettthaltiges, DVDs oder CDs, schöne Kleidung bzw. Kerzenständer, bedeutet, das von der jeweiligen persönlichen Lebenskultur geprägte soziale Handeln auszuüben. Dies erfordert vom Betroffenen, über den bestimmten kognitiven Einschätzungsprozess durch den Warenpreisvergleich hinaus praktische Handlungsstrategien für den geeigneten Warenerwerb zu entwickeln. Hierbei spielen gesellschaftliche ökonomische Informationen sowie Erkenntnisse über die wohnortnahen Einkaufsmöglichkeiten eine große Rolle: Wo kann man am günstigsten eine Ware oder eine Dienstleistung bekommen? Welche Geschäfte befinden sich in der Nähe, wo der Flohmarkt, der jedes Mal an einem anderen Ort stattfindet?

Die sich wiederholenden Überlegungsprozesse und Erfahrungen für die Einkaufsplanung und dessen möglichen Folgen für die eigene finanzielle Situation lösen eine finanzielle Sensibilisierung aus, z. B. das Geldsparen für den nächsten Einkauf. Die finanzielle Sensibilisierung für das eigene Budget wird im Beispiel von Herrn R deutlich aufgezeigt. In diesem Beispiel spricht er von den Kosten des Kaffees in einem Lokal. Der Genuss von Kaffee nach der Ar-

beit oder unterwegs auf der Straße gehört für ihn unverzichtbar zu seiner Lebenskultur. Daher denkt er über die eigene finanzielle Ausgabegrenze für das Kaffeetrinken nach.

Außerdem ist auf einen potenziellen Ansatzpunkt für die Weiterentwicklung der selbstständigen Alternativen zur Geldverwaltung hinzuweisen, nämlich die sozialen Ressourcen. Die feste Verbindung mit einem Lebensmittelgeschäft als „Kundin“ kann Frau AK beim Einkaufen motivieren, den alltäglichen Einkaufsrhythmus weiter auszuführen. Obwohl ihr Verlobter beim Geldumgang eine direkte Hilfe sein kann, ist die Unterstützung von bekannten BedienerInnen oder KassiererInnen in ihrem Stammgeschäft vor Ort ein effektiver Beistand für ihr selbstständiges Leben. Darüber hinaus kann diese Art der Erweiterung von sozialen Ressourcen das alltägliche realitätsbezogene Erlernen für die weitere Selbstständigkeit in anderen Lebensbereichen bedeuten. Die Erfahrungen, die Geldverwaltung auszuüben, wird dann erleichtert, wenn der Zugang zu genügend Informationsquellen bzw. Erkenntnissen über den eigenen Lebensraum, die Sensibilisierung für den eigenen Budgetüberblick und die Erweiterung der sozialen Unterstützungsressourcen gefördert und organisiert wird. Das Beherrschen der selbstständigen Geldverwaltung bzw. die finanzielle Unabhängigkeit können als wichtige Mittel das selbstbestimmte Leben auf andere Lebensbereiche ausweiten, wie z. B. die aktive Teilhabe an den ökonomischen gesellschaftlichen Strukturen bewirken.

6.2.3 Ernährung

Bei der letzten Tätigkeit in diesem Abschnitt handelt es sich um die Ernährung. Es geht um das Kochen und dessen Vorbereitung sowie im weiteren Sinne um die damit in Zusammenhang stehende Gesundheit der Betroffenen.

Die Ernährung im betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung gehört natürlich zu den selbstverantworteten Tätigkeiten im Gegensatz zur Situation im Wohnheim, das vom Versorgungscharakter geprägt ist.²⁶⁰ Daher ist es für die Betroffenen notwendig, zum einen selbstständig zu kochen bzw. das Essen organisieren zu können. Sie müssen selber überlegen, wie und was sie essen möchten, und die dazu benötigte Vorbereitung organisieren, beispielsweise das Einkaufen der Zutaten oder die Überprüfung der bestehenden Reserven zu Hause. Gegebenenfalls können sie ab und zu in einem Restaurant oder Lokal essen. Zum an-

²⁶⁰ Vgl. Schwarte, Norbert/Oberste-Ufer 2001, S. 200f.

deren müssen sie sich über ihre eigene gesunde Ernährung beim Kochen Gedanken machen. Das bedeutet, dass sie für die ausbalancierte Ernährung unterschiedliche Menüs nach verschiedenen Rezepten und Essensplanungen auswählen und kochen können.

Die Untersuchung durch das Interview, die teilnehmende Beobachtung sowie die alltägliche Begleitung haben gezeigt, dass nur wenige Personen aufgrund des Zusammenlebens mit den Verwandten oder ihrer eingeschränkten Beweglichkeit von ihren Eltern oder BetreuerInnen versorgt werden. Sonst haben die meisten 21 Betroffenen bei der selbstständigen Ernährung bzw. dem Prozess des Kochens kein Problem. Ihre Probleme bei der Ernährung liegen vielmehr in den Essgewohnheiten sowie der Esskultur.

In diesem Absatz wird deswegen vor allem die Qualität ihrer Ernährung in Betracht gezogen, um herausarbeiten zu können, welche Probleme der alltäglichen Ernährungsgewohnheit der Betroffenen zu erkennen sind, welche Voraussetzung sowie Unterstützungsmaßnahmen für die Betroffenen für die Ernährung vorbereitet werden und welche Auswirkungen diese Probleme auf andere Lebensbereiche im betreuten Wohnen haben.

Um die Problemstellung bei der Ernährung zu veranschaulichen, werden im Folgenden drei Beispiele aufgezeigt. Das erste Beispiel ist die 44-jährige Frau G. Nach ihrer Aussage ist sie in der Lage, ihr Essen vorzubereiten und selbstständig zu kochen. Jedoch erzählt sie beim Interview über ihre gesundheitlichen Probleme in Bezug auf ihre Ernährungsgewohnheiten. Das zweite Beispiel ist der 56-jährige Herr HM. Er wohnt allein in einem Appartement im Stadtrandgebiet und arbeitet in der Werkstatt. Am Mittag isst er in seiner Arbeitsstelle und am Abend bei der Heimfahrt häufig in einem Lokal oder fährt wieder von zu Hause zum Lokal in die Stadt zum Abendessen. Er kocht zurzeit nur selten und isst meist nur Brot und Aufschnitt. Außerdem bekommt er beim Essen immer noch Hilfe von seiner alten Mutter. Im dritten Beispiel wird der 40-jährige Herr HR vorgestellt. Er ist Single und kann als Vegetarier selber sein Essen vorbereiten, einkaufen und kochen. Jedoch ist diese alltägliche Beschäftigung, die Ernährung, für ihn sehr lästig, zeitraubend, sie lähmt ihn. Deswegen kocht er momentan nur am Wochenende.

»P: Was(..) was kochen Sie am liebsten?

G: Am liebsten(..) ich hab früher nur(..) Nudeln(..) Nudeln gegessen.

P: Nudel. Anderes?

G: Mhm(..) ja, jetzt muss ich zu, habe ich man ganz Ernährung auch schon umgestellt. Viel Korn, Brot, dann die Haferflocken.

P: Warum haben Sie den ganzen(..) Ernährungsplan gewechselt?

G: Mhm(..) weil ich Eis(..) Eisenmangel habe.

[...]

P: Waren Sie(..) beim Arzt?

G: Ja, das ziemlich unten. Meine(..) mein Betreuer, Betreuerin dabei.«

(aus Interview mit Frau G 496-505 vom 20.10.2006)

»P: Kochen Sie selbst auch?

HM: Ja, ich hatte mal früher mal selbst Sonntag mal gekocht mit jemand. Auch(..) du ähnlich(..) nimm mit dir was dann auch noch net da. [Er sieht seine Betreuerin an.]

P: Was essen Sie am liebsten?

HM: Ja, ich fahr lieber Au(..) fort hier und, und, und dann geh mal irgendwie in Lokale{

[...]

HM: [...] dann muss ich mal da(..) Lokal hingehen zum Kellner und da bringt dann groß Buch dann ne?

P: Ich meine(..) zu Hause(..) was machen Sie am liebsten?

HM: Das mache ich alles meine Mutter erstmal. Die macht(..) erstmal alles bei, bei ihr in der Küche. Küche(..) das dauert auch so halbe Stunde so ne?

P: Aber zu Hause kochen Sie auch was(..) oder?

HM: Ne, kochen tue meine Mutter da. Ich hab kein Vater mehr, nur noch Mutter hier.

[...]

P: Aber wie essen Sie dann Frühstück und Mittag und Abendessen?

HM: Ich mache dann schon(..) Brötchen bereits in der Küchen(..) bei meiner Mutter hier. Dann holt dann das alles(..) was geschmiert wird und so. Und, und da(..) die Jagdwurst oder so ne? Was kommt dann alles auf aber(..) eine Scheibe Brot.

P: Und Abendessen?

HM: Das ist Abendessen dann.

P: Und Frühstück?

HM: Ja, dann macht die sie alle schon in Wohnzimmer, macht alle, alle schon hin. Da Kaffee ist schon fertig, danach brauche ich nur(..) Kaffee raus ziehen, dann und dann(..) bei mir(..) so viel ich(..) kleine Milch trinke hier.

P: Und wo wohnt Ihre Mutter?

HM: Mhm(..) in GM-Dorf.

P: Aber(..) wenn sie in GM-Dorf wohnt(..)

HM: Ich(..) hab da noch net gewohnt. Ich(..) bin(..) für eine Nacht bin ich nur da. Da bin ich(..) Samstagmittag schon(..) irgendwann halb fünf fährt mich hierher.«

(aus Interview mit Herrn HM 217-242 vom 26.10.2006)

»P: Was kochen Sie(..) zu Hause meistens?

HR: Ich bin sehr faul. Ich koche meistens, koch meistens Eintopf.

P: Eintopf?

HR: Ja.

P: Ehm. Eintopf heißt etwas Suppenartiges?

HR: Genau ja, im Ein(..) nur ein Topf halt(..) und(..) mhm(..) ganz schnelle Sachen.

[...]

HR: Kommt drauf an. Ich mache also meist, mach ich mir so Suppen. Solche Sachen also(..) nicht so aufwendige Sachen. Aber jetzt(..) kriege ich demnächst mhm(...) bisschen Unterstützung beim Kochen von meinen Betreuern, noch mal für andere Gerichte und so zu schnell gehen(..) weil ich bin, hab kein Lust am Wochenende so lang zu kochen mehr wie früher. Ich hab früher drei, vier Stunden gekocht am Wochenende. Habe ich mehrere(..) mehrere Töpfe gebracht(..)

[...]

P: [Leise gelacht.] Am Tag zu Hause oder am abends kochen Sie?

HR: Ne, mittags. Abends esse ich lieber was Süßes.

P: Mhm(..) ich dachte. Mittag(..) Sie essen(..) in der Firma.

HR: Ja, dann(..) in der Woche koche ich nicht. Nur am Wochenende. Und im Urlaub.

[...]

HR: Was kaufe ich? Ja, ich hab heute Kartoffeln gekauft für, für, für Kartoffeleintopf einfach nur Kartoffeln. Ich esse sehr gerne Kartoffeln. Mhm(...) Nudeln ich mag auch sehr, sehr oft mit Nudeln. Und bisschen Kräuter dran und ganz einfach nur(..) mhm(..) ja, dann kaufe ich, kaufe ich Zucchini, kaufe ich im Sommer und, und Blumenkohl und(..) und Eiweißvegetarier. Ich esse kein Fleisch. Und keinen Fisch. Käse ja. Milchprodukt schon. Mhm(..) ja(...)

»P: Und noch(..) welche Hilfe bekommen Sie?

[...]

HR: Ja, beim Kochen jetzt. Ich möchte noch paar(..) wieder paar andere Sachen kochen, weil ich zu faul bin. Damit Anregung(..) habe, da kriege ich schon da Unterstützung ja. Das, das war's.«

(aus Interview mit Herrn HR 410-437, 680-683 vom 18.10.2006)

Das erste Problem in diesen Beispielen ist, dass die Betroffenen beim Kochen für die Ernährung leicht und schnell kochbare Gerichte bevorzugen. Je komplizierter das Gericht ist, das heißt das Kochen, die Vorbereitung und die Reinigung des Geschirrs sowie die Beseitigung des Abfalls viel Zeit in Anspruch nehmen, desto mehr zeigen die Betroffenen demgegenüber eine ablehnende Haltung. Dies kann bei den Betroffenen einen einseitigen Ernährungsplan wie Fertiggerichte und schnell kochbares halbfertiges Essen veranlassen. Außerdem essen die Betroffenen oft in einem Lokal oder in einem Imbiss, wie es bei der Untersuchung oft beobachtbar ist. Sie essen auch nicht selten mit anderen spontan bei Veranstaltungen wie dem gemeinsamen Frühstück oder dem Stammtisch. Dabei essen sie in Anbetracht ihrer finanziellen Situation häufig und routinemäßig günstigere, aber fetthaltige Speisen, z. B. Pommes frites und Süßigkeiten sowie süße Backwaren. Das Essen unter Menschen in einem Lokal und Imbiss ist deshalb sehr verlockend für die Betroffenen, denn die Atmosphäre ist im Gegensatz zur Situation zu Hause meist lebendig. Äußerlich gesehen sind sie in der Lage, ohne Weiteres selbstständig ihr Essen vorzubereiten, aber infolge des orientierungslosen Ernährungskonzeptes können verstärkt Gesundheitsprobleme auftreten.

Das andere Problem ist die noch bleibende Abhängigkeit von ihren Eltern, die das Desinteresse an der Ernährungsplanung hervorrufen kann. Es gibt in der Untersuchung insgesamt fünf Personen, die von ihren Eltern mit Essen versorgt werden. Davon bekommen zwei Personen teilweise eine intensive Unterstützung ihrer Eltern. Bei ihnen zeigt sich ein deutliches Desinteresse am eigenen Kochen.

Aufgrund der selbstüberlassenen Ernährungssituation sind die nicht ausbalancierten Essgewohnheiten das größte Problem im betreuten Wohnen. Die Ernährung ist eine Herausforderung, mit der die Betroffenen täglich konfrontiert werden. Sie benötigen Kreativität und eine gewisse Geschicklichkeit. Aus diesem Grund ist ein gezieltes pädagogisches Ernährungskon-

zept nötig. Es kann bestehen z. B. aus Kochstunden mit neuen Rezepten in der Alltagsbetreuung, Fort- sowie Weiterbildungen bzw. Informationsveranstaltungen in der Erwachsenenbildung über die gesunde Ernährung. Zuständig wären die BetreuerInnen und die jeweiligen Institutionen.

6.3 Freizeit

Die Entwicklung der Bedeutung von Freizeit spiegelt die Veränderung gesellschaftlicher Normen wider. In den 50er Jahren bedeutete Freizeit die Erholung nach der Arbeit. Seit den 70er Jahren werden die Begegnung mit anderen, soziale Erfahrungen sowie kulturelle Teilhabe als wichtige Aspekte von Freizeit anerkannt. Zudem wird die Rolle der Freizeit seit den 80er Jahren durch den Erlebnis- und Bildungsaspekt umfangreich erweitert; als Beispiel seien die Kursangebote der Volkshochschulen (VHS) zur Selbstentwicklung in der Freizeit genannt.²⁶¹

Dank mannigfaltiger Freizeitangebote sind in der heutigen Gesellschaft die Möglichkeiten zur Gestaltung der Freizeit nach individuellen Bedürfnissen charakteristisch detailliert.

Nach OPASCHOWSKI lassen sich die individuellen Bedürfnisse, die in der Freizeit befriedigt werden sollen, wie folgt unterscheiden:

Tabelle 16: Die individuellen Bedürfnisse in der Freizeit²⁶²

1	Bedürfnis nach Erholung, Gesundheit und Wohlbefinden	Rekreation
2	Bedürfnis nach Ausgleich, Zerstreuung und Vergnügen	Kompensation
3	Bedürfnis nach Kennenlernen, Lernanregung und Weiterlernen	Edukation
4	Bedürfnis nach Ruhe, Muße und Selbstbesinnung	Kontemplation
5	Bedürfnis nach Mitteilung, Kontakt und Geselligkeit	Kommunikation
6	Bedürfnis nach Zusammensein, Gemeinschaftsbezug und Gruppenbildung	Integration
7	Bedürfnis nach Beteiligung, Engagement und sozialer Selbstdarstellung	Partizipation
8	Bedürfnis nach kreativer Entfaltung, produktiver Betätigung und Teilnahme am kulturellen Leben	Enkulturation

²⁶¹ Vgl. Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 223f.

²⁶² Vgl. Opaschowski 1987, S. 92ff.

Das Spektrum der freizeithchen Beschäftigung ist, wie man anhand des oben genannten Entwicklungsprozesses feststellen kann, von statischen Zuständen wie Erholung und Entspannung bis hin zu aktiven Tätigkeiten infolge individueller Interessen, wie Selbsterfahrung, Weiterbildung, Sport, Geselligkeit und Reisen, vielfältig und umfassend.²⁶³

Insbesondere bedeutet die Freizeitgestaltung für Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen sowohl die Chance zu einer selbstständigen Alltagsgestaltung sowie einem Tagesrhythmus als auch das Risiko der Überforderung und vereinsamten Lebensstruktur.

Bei der Untersuchung der Freizeit von Betroffenen sind die verschiedenen Freizeitgestaltungsformen nach den oben genannten Bedürfnissen beobachtbar. Menschen mit geistiger Behinderung nehmen sehr unterschiedliche Freizeitaktivitäten wahr.

Es gibt sowohl eine individuelle und persönliche Gestaltung im Privatbereich als auch organisierte Veranstaltungen verschiedener Vereine und Institutionen. Die alltägliche und eigenständige Beschäftigung in der Freizeit, zum Beispiel durch das Lesen von Büchern oder durch Spaziergänge, zählt zu der individuellen und persönlichen Gestaltung im Privatbereich. Die Angebote der AG Freizeit, die Treffen im Rahmen des Stammtisches oder die Kurse der VHS sind organisierte Freizeitveranstaltungen. Außer diesen Aktivitäten existieren unzählige Freizeitbeschäftigungen, die mit Freunden oder Bekannten aus dem Privatbereich zusammen geplant und gestaltet werden, zum Beispiel kegeln, Billard spielen, Kinobesuche, Darts spielen usw. Im Rahmen der Untersuchung ist aufgefallen, dass eine repräsentative Erfassung der Freizeitgestaltung nur schwer zu bewerkstelligen ist. Der Grund dafür ist, dass eine Diskrepanz zwischen den Aussagen während der Interviews und den Beobachtungsprotokollen des Hausbesuchs und der Begleitung im Alltagsleben besteht.

Es ergibt sich deshalb, dass die Betroffenen in den Einzelinterviews ihre Freizeitgestaltung nicht konkret und umfassend beschreiben. Sie verstehen zum einen unter Freizeitgestaltung zumeist besondere Veranstaltungen und Aktivitäten wie Urlaubsreisen. Zum anderen ist zu bemerken, dass die Freizeitgestaltung, die alltäglich und hobbymäßig ausgeübt wird, im Moment des Interviews häufig nicht klar und deutlich zum Ausdruck kommt. In den Interviews wird deshalb die individuelle und persönliche Freizeitgestaltung im Privatbereich – wie Musik hören, Spaziergänge machen und das Fernsehen – oft nicht erwähnt, in den Beobachtungen aber sind diese alltäglichen Freizeitgestaltungen zu erkennen. Außerdem sind die Interview-

²⁶³ Vgl. Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 223 und Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen 1993, 25f.

aussagen der Betroffenen oft multidimensional zu erfassen. Aus den teilnehmenden Beobachtungen ist deutlich zu erkennen, dass zum Beispiel die Internetbenutzung am Computer sowohl Games spielen, Musik hören als auch E-Mails schreiben bedeuten kann. Die teilnehmende Beobachtung ist für diese Freizeituntersuchung von daher sehr bedeutsam, weil durch die interaktiven Erlebnisse zum einen die Kontrolle der gesicherten Materialien aus den Interviews und zum anderen das Verstehen ihrer Alltagswirklichkeit ermöglicht wird.²⁶⁴ Angesichts dieser Untersuchungsumstände werden in diesem Abschnitt sowohl die Interviewaussagen als auch die Beobachtungsprotokolle zur Veranschaulichung der Freizeitgestaltung von Betroffenen herangezogen.

Es werden einige Beispiele für Freizeitgestaltung gegeben, und zwar in den drei folgenden Kategorien, die sich aus den Kontexten von Interviewaussagen sowie Beobachtungsprotokollen ergeben: die „Alleintätige Freizeitgestaltung“, die „Freizeit mit Bekannten- und Freundkreis“ und die „Teilnahme an organisierten Angeboten von Vereinen und Institutionen“.

Aus diesen Beispielen heraus werden in diesem Abschnitt die Motivation für bestimmte Freizeitgestaltungen sowie deren Auswirkungen auf den Alltag der Betroffenen dargelegt und analysiert.

6.3.1 Alleintätige Freizeitgestaltung

In diesem Absatz geht es um die so genannte alleintätige Freizeitgestaltung von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen. Diese Freizeitgestaltung bedeutet die Beschäftigung im Alltag, außerhalb der geregelten Arbeitszeit, die vorwiegend alleine und alltäglich ausgeübt wird, zum Beispiel Spaziergänge oder das Hören von Musik in den eigenen vier Wänden. Freizeit ist für die Betroffenen im Allgemeinen – im Gegensatz zu einem „normalen Erwachsenenalltag“ – in hohem Maße vorhanden, da sie meistens alleine leben und ihr Lebensraum klein und überschaubar ist. Um die Situation von Freizeitgestaltung im Alltag zu verstehen, ist eine Untersuchung individueller und persönlicher Freizeitgestaltung im Privatbereich unumgänglich. Es gibt Tatsachen, die nur aus den Beobachtungen hervorgehen, und die beim Hausbesuch und bei den alltäglichen Begleitungen betrachtet werden, die »prinzipi-

²⁶⁴ Vgl. Lamnek 2005, S. 550

ell alle wahrnehmbaren und wahrgenommenen Eindrücke (wie die Einrichtung von Räumen, die Gestaltung eines Milieus, das Erscheinungsbild und Aktivitäten von Personen, wahrgenommene Geräusche, Musik oder Gerüche)« umfassen (Lueger 2000, S. 98).

Hier wird zunächst ein allgemeiner Überblick über alleintägige Freizeitgestaltungen gegeben, danach werden die ausgesuchten Beispiele analysiert, die durch die Wohnsituation im betreuten Wohnen besonders begünstigt werden. Letztlich werden einige gewöhnliche Beispiele gegeben, um die alltägliche Problemstellung im betreuten Wohnen zu veranschaulichen.

Um einen allgemeinen Überblick über die alltägliche und alleingängige Freizeitgestaltung zu geben, sind in folgender Tabelle die Freizeitgestaltungen zusammengestellt, die aus den Aussagen der Betroffenen und den Beobachtungsnotizen zum Hausbesuch herausgearbeitet werden konnten. In der Tabelle gibt es zwei unterschiedliche Zahlmerkmale: „1“ und „-1“. Das Merkmal „1“ bezeichnet eine gezählte Angabe aus den Interviewkontexten, und das Merkmal „-1“ bedeutet eine beobachtete Gegebenheit. Es ist zum einen die Diskrepanz zwischen den Aussagen der Betroffenen und den Resultaten aus den Beobachtungen zu betonen; darüber hinaus ist auf den materiellen Quellenunterschied hinzuweisen.

Tabelle 17: Überblick über alleintägige Freizeitgestaltung

Personen		A	N	K	T	B	L	F	K	S	G	H	M	J	M	A	PK/ PK	P	Z	R	S	N	R	B	U	R	K	R	T	W	S	D	Y	
Schlafen	4	1	-1	1																								1						
Filme schauen (Video, DVD)	1 1				-1			1	-1	-1			1			1	1	1			-1					1							1	
Funken	2																1		1															
Computer/Internet	1 0	1		1			1							1	1				1	1	1					1		1						
TV	1 8	1		1	-1			1				1		1	1	-1	1	1	-1	-1	1	1	1	1	1	1		1	1	1	1	1		
Musik hören	1 6	-1		1			1	1	-1	-1			1			1	1	1	1							1	1	-1	1	1	1	1		
Musik spielen	2		-1							-1																								
Schreiben	3							1				-1							1															
Lesen	9		-1					1					1	1	1	1		1	1														1	
Kochen	1																																1	
Lego	1													1																				
Puzzeln	6			1								-1		1	1		1												1					
Ketten auffädeln	1			1																														
Stricken	3		-1										1				1																	
Modellbau	2																														1	1		

Basteln	1					1																											
TV-, Radio- reparatur	1										1																						
Fahrrad- reparatur	1					1																											
Sammeln	8						1	1			-1			1			1	-1		1			1										
Darts spielen	1																						1										
Malen	3										1		1									1											
Tauben züchten	1																					1											
Flohmarkt- besuche	3							1			1						1																
Fotografie- ren	3										-1						-1					1											
Kinobesu- che	4						1	1															1	1									
Reisen	4		-1									-1	-1										1										
Postkarten schreiben während der Reise	1																1																
Fitnesscen- ter/ Sport	2																						1										
Fahrrad fahren	7	1								1							1	1	1	1													
Wandern/ Spaziergän- ge	1 3																1				-1	-1	1	1	1	1	1	1	-1			1	
Jogging	1																1																
Schwim- men	4	1					1																										1

Auf Grundlage der Tabelle sollen zuerst zwei besondere alleintätige Freizeitgestaltungen vorgestellt werden, welche von der Wohnsituation im betreuten Wohnen besonders begünstigt werden.

Erstes Beispiel ist Herr SD, der 46 Jahre alt ist und in der Werkstatt für Behinderte (WfB) arbeitet. Sein Hobby ist der Modellbau, und er wohnt mit seinem Bruder in einem Appartement, das ca. 60 Quadratmeter groß ist und drei Zimmer hat. Aus dem Interview mit Herrn SD geht hervor, dass die Freiheit der Raumbenutzung und die ausreichend vorhandenen Räumlichkeiten die Entfaltung seines Hobbys ermöglichen.

»SD: [...] Wenn ich nach Hause komme jetzt?

P: Ehm.

SD: Ach, dann mache ich Modellbau.

[...]

P: In(..) den ganzen Abend machen Sie Basteln oder so Modellbau?

SD: Ja, ja. Auch tue ich mich ausruhen. Guck halt mal bisschen Fernsehen. Und dann bastle ich.

P: Ist alles Flugzeug oder Hubschrauber?

SD: Hubschrauber, Flugzeug, Disney alles, was ich in die Hände kriege.

[...]

[Der kleine Stauraum steht voller Modelle. Schlachtschiffe, Hubschrauber usw.]

SD: Das ist meine Küche. Das ist meine Speisekammer. Ja und das ist meine Sporttasche.

[In der Küche liegen auch Modellbaukasten. In der Ecke gibt es eine kleine Speisekammer. In der Kammer liegt auch Sporttasche. In der Speisekammer gibt es einen Kompressor für Lackierung der Modelle. Er hat in der Küche viele Zeitschriften und Bedienungsanleitungen für Modellbau. Auf dem Esstisch liegen überall die Modellbauteile, was er zurzeit macht. Er benutzt die Küche als Arbeitsplatz. [...]]«

(aus Interview mit Herrn SD 160-162, 178-181, 605-607 am 19.10.2006)

Das Beispiel besteht aus Beobachtungsnotizen sowie Aussagen von Herrn SD. Unter seiner Leitung werden seine Küche und ein kleiner Stauraum besichtigt. Seine Wohnung ist mit den Modellbauten gefüllt, und er besitzt besonders viele Werkzeuge wie einen Kompressor, Lackierspray und Modellbaukasten. Zur Gestaltung seiner Freizeit sind ausreichende Räumlichkeiten erforderlich.

Die zweite alleintätige Freizeitgestaltung, die von der Wohnsituation im betreuten Wohnen besonders begünstigt wird, ist die Benutzung eines Computers bzw. die Internetbenutzung. Dafür werden beispielhaft Interviews mit zwei Personen dargestellt.

»P: Surfen Sie oft?

R: Öfters. Ja, ja.

P: Was machen Sie, wenn Sie {

R: }Ach, rede mit Leuten. Über Internet. Über Internet.

P: Chatting machen Sie?

R: Ja, ja. Chatting.

P: Wenn ich fragen darf, was für ein Chatting oder über was für ein Thema sprechen Sie mit den Leuten?

R: Mhm(..) alles Mögliche. Alles Mögliche.«

(aus Interview mit Herrn R 203-210 am 17.10.2006)

Herr R ist ein 35-jähriger Mann, der zu den ruhigen, alleingängigen Menschen zählt. Er arbeitet in einer Außenarbeitsstelle von WfB. Er wohnt mit seiner Freundin in einem Appartement, und sein Zimmer ist mit modernen Unterhaltungsgeräten voll ausgestattet. Die Computer- bzw. Internetnutzung ist für Herrn R eine sehr wichtige alleintätige Freizeitgestaltung. Die Benutzung des Computers bedeutet für Herrn R sowohl eine Freizeitbeschäftigung als auch eine Möglichkeit zur Kommunikation mit anderen Menschen.

Im Vergleich zu Herrn R ist die Benutzung des Computers für Herrn RK bedeutsam, um lebenspraktische Informationen zu sammeln. Sie führt dazu, seine weitere alleintätige Freizeitgestaltung vielseitig und komfortabel vorzunehmen.

»P: Was machen Sie normalerweise mit dem Computer dann?

RK: Mhm(..) da schreibe ich(..) da {

P: }Brief?

RK: Brief oder ich sch(..) ich mache damit Spiele(..) oder mhm(..) wenn ich irgendwas Internet suchen will, so wenn ich jetzt wegfahren will und will mit dem Zug fahren(..) hol ich mir da eine(..) aus ne Zugverbindung aus Internet draus. Oder(..) mhm(..) jetzt nächst so mal für die nächste für die, für die Sommerfreizeit suchen wir noch mal(..) ne schöne Fahrt raus, dass man auch da hinkommt mit dem Zug.

P: Ehm.

RK: Und da hilft mir auch noch(..) und Kumpel von mir, das machen wir dann zusammen und mhm(..) das ist schon sehr interessant.«

(aus Interview mit Herrn RK 569-574 am 26.04.2007)

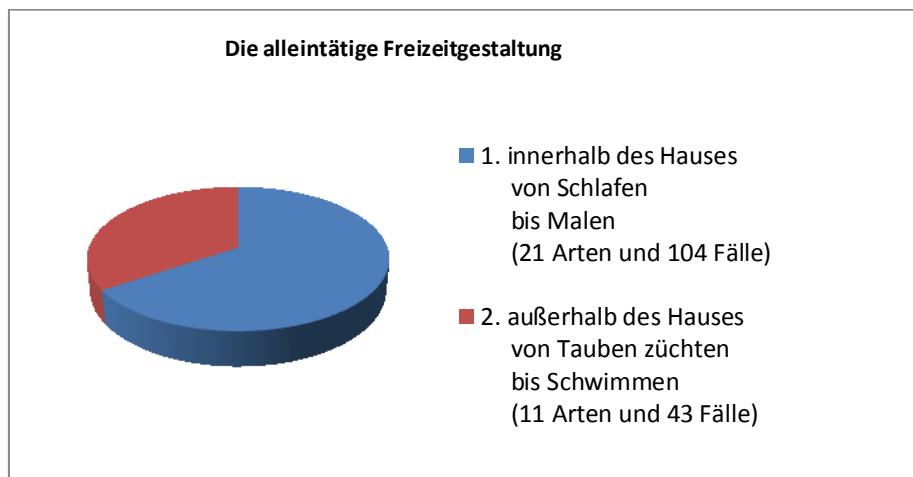
Das Beispiel von Herrn RK zeigt die Vielseitigkeit der Computeranwendung bzw. Internetnutzung. E-Mails zu schreiben oder interessante Informationen wie eine Zugverbindung und den Fahrplan für den Ausflug in der Sommerfreizeit zu sammeln, das sind die Beschäftigungen von Herrn RK. Er nimmt darüber hinaus an einem Fortbildungskurs für das Schreiben mit einem Computerprogramm teil. Dadurch werden ein neuer Lebensraum, das weitere Interesse an der Kommunikation sowie die Kontaktaufnahme mit anderen Menschen ermöglicht, wodurch eine soziale Strukturkopplung aufgebaut werden kann.²⁶⁵

Die Computernutzung ist nicht nur die alleintätige Freizeitgestaltung von Herrn RK und Herrn R, sondern auch für acht weitere Betroffene eine beliebte Tätigkeit in der Freizeit. Diese alleintätige Freizeitgestaltung ist zum einen leicht zugänglich, zum anderen abwechslungsreich und vielseitig. Eine intensive und eigenständige Computeranwendung ist allerdings nur dann möglich, wenn der Computer für die Einzelperson vorhanden und die freie Benutzung ohne Zeitdruck abgesichert ist – wie im betreuten Wohnen. Außerdem ist eine Computernutzung nur für diejenigen Betroffenen möglich, denen kognitive Kompetenz zur Verfügung steht. Dadurch werden die eigenständige Zeiteinteilung und eine autonome Gestaltungsmöglichkeit gefördert. Dies hilft dabei, das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen weiterzuentwickeln.

Von den untersuchten Personen werden insgesamt 32 Arten der alleintätigen Freizeitgestaltung genannt und erfasst. Die Summe aller Fälle von alleintätigen Freizeitgestaltungen der Betroffenen ergibt 147. Die genannten Formen lassen sich in zwei Kategorien einteilen: die Beschäftigung im eigenen Zuhause und die Aktivität außerhalb des Wohnterritoriums. Es zeigt sich in der Tabelle deutlich, dass sich die Betroffenen mit der alleintätigen Freizeitgestaltung meist innerhalb ihrer Wohnung beschäftigen.

²⁶⁵ Vgl. Osbahr 2003, S. 97

Abbildung 9: Die alleintätige Freizeitgestaltung



- Die alleintätige Freizeitgestaltung innerhalb des Hauses, von Schlafen bis Malen, umfasst insgesamt 21 Arten und 104 Fälle.
- Die alleintätige Freizeitgestaltung außerhalb des Hauses, von Tauben züchten bis Schwimmen, umfasst insgesamt 11 Arten und 43 Fälle.

Die hauptsächlichen alleintätigen Freizeitgestaltungen sind Musik hören, Filme gucken und das Fernsehen, die insgesamt 45 Fälle und damit 30,6 % aller Alleintätigen Freizeitgestaltungen betragen. Selbiges ergibt sich auch aus der Untersuchung mit WfB-MitarbeiterInnen mit geistiger Behinderung von HOFMANN, MAURER UND RIVERA.

»Im Rahmen einer Befragung zu Kontakten und Freizeitverhalten von WfB-Mitarbeiter(inne)n mit geistiger Behinderung (Hofmann, Maurer, Rivera 1993: 99 f.) wurden konsumorientierte Tätigkeiten wie Fernsehen und Musikhören mit Abstand am häufigsten genannt.«
(Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 224)

Wie aus der Tabelle ersichtlich wird, sind Freizeitgestaltungsformen wie Musik hören, Filme schauen und das Fernsehen die Favoriten unter den Freizeitgestaltungsformen. Die folgenden zwei Beispiele illustrieren die beobachtete typische Freizeiterscheinungsform.

Frau F arbeitet vormittags und wohnt alleine in einem Appartement. Sie beschreibt ihren Tagesrhythmus nach Feierabend wie folgt:

»F: [...] Oft geh ich immer gleich nach Hause. Und mache ich hier(..) hier meine Arbeit weiter.
P: Und dann(..) am Nachmittag, Mittagessen(..)
F: Da Mittagessen.
P: Ja.

F: Ja, dann(...) dann setze ich mich ein bisschen hin. Ruhe ich aus. Oder gucke manchmal(..) meine(..) DVDs.«

(aus Interview mit Frau F 791-795 am 02.04.2007)

Herr HM arbeitet im WfB bis 16 Uhr, und danach kommt er nach kurzem Bummeln durch die Stadt nach Hause. Er wohnt alleine in einem Appartement. Im Interview mit Herrn HM wird seine Freizeitnutzung nach Feierabend von ihm folgendermaßen dargestellt.

»HM: Dann Fernsehen gucken.

P: Und dann schlafen?

HM: Ja, bis 10 Uhr bis(..) nix mehr läuft, dann bin ich, ich richtig müde, dann schlaf und so fertig.

[...]

HM: Das eigentlich so gesagt(..) eigentlich(..) wenn ich(..) die die Zeit und sechs bis sieben kommen, dann(..) dann mache ich sowieso Fernsehen an nur. Und dann(..) guck ich irgendwie Quizsendung oder so was hier. Oder Tages(..) Tagesschau gucken dann(..) im ersten Programm ne?«

(aus Interview mit Herrn HM 328-330, 342 am 26.10.2006)

Die beiden Betroffenen sehen nach Feierabend meist bis zum Schlafengehen fern. Dies ist nach der Tabelle zwar die typische und gewöhnliche alleintätige Freizeitgestaltungsform von Betroffenen, allerdings lassen sich die Probleme dabei nicht leugnen. Aus der Beobachtung ist deutlich zu erkennen, dass Musik hören, Filme schauen und das Fernsehen deshalb so beliebt sind, da die Betroffenen andere Möglichkeiten der alleintätigen Freizeitgestaltung oft nicht ergreifen können. Angesichts des langweiligen und reizlosen Alltags halten manche der Betroffenen die reibungslos funktionierenden und schnell greifbaren Unterhaltungsmedien für eine attraktive und begehrte Lösung.

Ein Beispiel dafür ist Frau AT, die 42 Jahre alt ist und mit einer weiteren Person in einem Appartement wohnt. Sie hat drei grundlegende Schwierigkeiten, die in der Beobachtung anderer Betroffener ebenfalls häufig zu erkennen sind.

»P: Und(..) Mittagessen etwa um 13. Dann du hast etwa(..) 11, 12, 13 Uhr.

AT: Ehm.

P: Du hast drei Stunden. Was machst du in dieser Zeit?

AT: Langeweile. [Ihre Stimme klingt ziemlich traurig.]

[...]

AT: Zum Beispiel ze(..) in die Zeitung gucken. Wenn die(..) wenn die K-Helferin weg ist.

[...]

P: Dann(..) am Nachmittag nach dem Mittagessen, was machst du?

AT: Dann gucke ich im ganzen Nachmittag fern.

[...]

P: Aha. Und am Abend(..) was machst du?

AT: Guck ich auch noch Fernsehen.

[...]

P: [...] und am Wochenende, dann was machst du? Am Wochenende?

[Sie klatscht in die Hände.]

P: Immer so gleich?

AT: Immer.

[Es scheint, dass sie sich nicht selten zu Tode langweilt. Sie klatscht immer wieder in die Hände.]

P: Langweilig(..)

AT: Immer langweilig!«

(aus Interview mit Frau AT 593-596, 600, 613-614, 625-626, 629-634 am 24.10.2006)

Erstens hat sie als Rentnerin keine feste Alltagsstruktur und ebenso keine geregelte Freizeit. Zweitens ist sie stark eingeschränkt in ihrer Bewegungsfreiheit aufgrund der schweren körperlichen Behinderung. Deswegen kann sie sich alleine nicht gut bewegen und ist tagsüber meist alleine zuhause. Drittens hat sie in ihrem Umfeld kaum soziale Kontakte, zum Beispiel zu Familienmitgliedern, Verwandten oder einem Freundeskreis, mit denen sie ihren Alltag sowie ihre Freizeit verbringen könnte. Infolgedessen gibt es sowohl im Haus als auch außerhalb ihres Zuhauses kaum Alternativen zur Freizeitgestaltung. Obwohl sie mit einer Mitbewohnerin zusammenwohnt, kann Frau AT jedoch wegen ihrer Behinderung kaum mit ihrer Mitbewohnerin sprechen. Sie erwähnt fünf alleintätige Freizeitgestaltungen, davon sind nur die beiden Tätigkeiten Fernsehen und Filme schauen ohne Helferinnen durchführbar. Dies bedeutet, dass sie zuhause bis auf diese beiden Möglichkeiten keine Freizeittätigkeit ausüben kann.

Bei dem zweiten Beispiel ist eine ähnliche Situation zu erkennen. Frau Y ist 30 Jahre alt, arbeitslos, und sie spricht sehr murmelnd und auffallend undeutlich. Sie wohnt mit ihrem Verlobten zusammen in einem Appartement am Stadtrand in einer Gegend, die als sozialer Brennpunkt bezeichnet wird. Frau Y ist fast ausschließlich mit ihrem Verlobten in der gemeinsamen Wohnung, ohne eine besondere Tätigkeit auszuüben.

» P: Also wie(..) ein Tag abläuft bei Ihnen. Vom Morgen bis zum Abend.

Y: Ja, höchstens ich immer lange schlafe. Was MK-ihr Verlobter ist immer früher wach als wie ich. Ja, nicht immer lange schlafe. Und dann ich Bett aufstehe wie MK-ihr Verlobter und dann. Ich dann meine Tabletten nehme dann, ich, ich anziehe dann.

[...]

Y: [...] dann ich frühstücke und nebenbei bisschen Fernsehen gucke und so.

[...]

Y: Ja, Nachmittag vielleicht, vielleicht bisschen schlafen vielleicht auch mit ihm hier so bisschen schlafen und hinlegen und so. [...]

(aus Interview mit Frau Y 617-618, 636, 647 am 06.11.2006)

Frau Y hat keine feste Alltagsstruktur und, ebenso wie Frau AT, keine geregelte Freizeit. Ihre sozialen Beziehungen zu anderen Menschen finden in genauso kleinem Rahmen statt. Sie erwähnt im Interview insgesamt sechs alleintätige Freizeitgestaltungen, davon machen die drei Tätigkeiten Musik hören, Filme schauen und das Fernsehen ihre hauptsächlichen Freizeitbeschäftigungen aus. Zusätzlich ist ihre alleintätige Freizeitgestaltung des Sammelns mit dem Fernsehen verbunden, da sie Puppensammlerin ist und die Puppen meistens in Shoppingprogrammen bestellt. Aufgrund ihrer eingeschränkten Kommunikationskompetenz und eingeschränkter sozialer Beziehungen sind andere Freizeitgestaltungen für sie sehr beschwerlich.

Grundsätzlich sind die fundamentalen Barrieren für eine aktive alleintätige Freizeitgestaltung durch Erwachsene mit geistiger Behinderung das eingeeengte Lebensumfeld, die bescheidenen Freundes- und Bekanntenkreise sowie die wegen der Behinderung entstandenen Lebensumstände wie eine eingeschränkte Kommunikationsfähigkeit oder eine körperliche Beeinträchtigung. Im Allgemeinen beruht die alleintätige Freizeitgestaltung von Betroffenen vorwiegend auf den Bedürfnissen nach Erholung, Gesundheit und Wohlbefinden (Rekreation) sowie nach Ruhe, Muße und Selbstbesinnung (Kontemplation).²⁶⁶ Diese Bedürfnisse werden zwar in verschiedener Weise, je nach der individuellen und persönlichen Gegebenheit, erfüllt – vom Schlafen bis zum Schwimmen. Die alleintätige Freizeit wird für die Betroffenen durch ihre Wohnform einerseits gefördert. Andererseits stellt die konkrete Umsetzung auch eine Gefährdung dar, da sie die Betroffenen mit ihren fundamentalen Barrieren zurechtkommen lässt und sie so potenzielle Alternativlösungen nicht erkennen lässt. Hinsichtlich dieser Gegebenheiten ruft alleintätige Freizeit über das hier Geschilderte hinaus (Fernsehen etc.) bei den Betroffenen Überforderung und Stress hervor, obwohl deren eigentlicher Sinn Ausgleich, Zerstreuung und Vergnügen (Kompensation)²⁶⁷ sind.

6.3.2 Freizeit mit Bekannten und Freunden – Die „K-Bäckerei“

Die Freizeit ist nach NAHRSTEDT »[...] eine Zeit größtmöglicher, individueller Freiheit« (Clörkes 1997, S. 271), in der man keine beruflichen oder gesellschaftlichen Leistungsanforderungen zu erfüllen hat. Es lassen sich in der arbeitsfreien Zeit in eigener Regie sowohl der

²⁶⁶ Vgl. Opaschowski 1987, S. 92ff.

²⁶⁷ Vgl. ebd.

»Zeitort (Tageszeit, Wochentag, Woche oder Monat) [...]« (Lüdtke 2001, S. 16) als auch die Länge der Aktivitätszeit flexibel gestalten.

In diesem Unterkapitel wird die Freizeitgestaltung mit Bekannten und Freunden vorgestellt, die sich mit der Zeit, im Gegensatz zu fremd organisierten Veranstaltungen, als selbstständiges Zeiterleben autozentriert entwickelt. Durch ein außergewöhnliches Beispiel, die „K-Bäckerei“, werden hier die Fragen geklärt, welche Motivation zu dieser Aktivität führt und welche Rahmenbedingungen dieses Geschehen ermöglichen. Die „K-Bäckerei“ ist deshalb so bedeutsam, weil sich die Bedürfnisse von Betroffenen in Bezug auf die Kommunikation – Mitteilung, Kontakt und Geselligkeit – sowie die Integration – Zusammensein, Gemeinschaftsbezug und Gruppenbildung – an ihrem Beispiel näher betrachten lassen.²⁶⁸

Während der Interviews und teilnehmenden Beobachtungen ist diese Bäckerei als ein besonders beliebter Treffpunkt aufgefallen, an dem die frei, spontan und eigenständig ausgeführte Freizeitaktivität der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen stattfindet. Die „K-Bäckerei“ ist eine ganz normale, gewöhnliche und solide Bäckerei. Der einzige Unterschied zu anderen Bäckereien ist, dass sie unter den Betroffenen als geschätzter Treffpunkt bekannt ist und von ihnen positiv betrachtet wird. Diese Bäckerei befindet sich in der Stadtmitte, direkt davor gibt es mehrere Bushaltestellen. Die Menschen mit geistiger Behinderung kommen zwischen 17 und 19 Uhr hierher, da die meisten von ihnen zu dieser Zeit von der Arbeit kommen. Allerdings gibt es auch einige Personen, die auch tagsüber diese Bäckerei besuchen.

Um diese Freizeitgestaltung besser verstehen zu können, wird hier zunächst ein Beispiel aus den Beobachtungsprotokollen über die „K-Bäckerei“ gegeben. Bei näherer Betrachtung des folgenden Protokolls lassen sich Hinweise zur Erklärung der Freizeitgestaltung der Betroffenen erkennen. Das Protokoll zeigt den vom Interaktionsteilnehmer „Ich“ beobachteten und festgehaltenen Aktivitätsverlauf. Darüber hinaus ist das soziale Milieu der Betroffenen zu erkennen.

»Ich sehe Frau S vor der Bäckerei. Sie ist durch das Fenster der Bäckerei zu sehen. Sie sieht mich ebenfalls durch das Fenster. In der Bäckerei sind Herr FK, seine Freundin Frau S, zwei weitere Unbekannte und eine Bedienung. Die Bäckerei ist relativ klein und hat zwei Stehtische.

²⁶⁸ Vgl. ebd.

Frau S bestellt eine Tasse Kaffee für mich. Die zwei mir unbekanntenen Personen stehen an einem der Stehtische und trinken jeder eine Tasse Kaffee.

Herr FK stellt mir die zwei Personen vor. Eine heißt Frau H, und sie wohnt auch im betreuten Wohnen beim F-Verein. Der Mann heißt Herr O, er wohnt in einem Wohnheim für Menschen mit geistiger Behinderung.

Des Weiteren stellt Herr FK mir eine Bedienung vor. Er sagt zu mir, sie sei die Inhaberin dieser Bäckerei und dass in der Bäckerei noch weitere drei Angestellte arbeiteten. Er erzählt fröhlich weiter, dass die Kundschaft mit Behinderung mit der Inhaberin und den Angestellten gut bekannt sei. Sie wüssten die jeweiligen Namen der Gäste mit geistiger Behinderung und zudem Bescheid über ihren Geschmack und ihre Gewohnheiten. Sie seien gelegentlich die Gesprächspartnerinnen für die Betroffenen.

Nach dieser kurzen Begrüßung wollen Herr FK und seine Freundin S einkaufen gehen. Mit ihrem Einverständnis gehen wir zusammen zum H-Markt in der Nähe der Bäckerei. Die beiden nehmen einen Einkaufswagen mit und kaufen Toilettenpapier, Kaffee, Glühwein, Chips und eine Snacksammelpackung. An der Kasse bezahlt Herr FK in bar, und mit den eingekauften Waren gehen wir wieder zur K-Bäckerei zurück. Herr FK stellt die Waren in der Bäckerei in eine Ecke. Er bestellt noch eine Tasse Kaffee und trinkt diese am Stehtisch.

Ich frage ihn nach seiner Motivation zum Bäckereibesuch. Die Gründe dafür seien, antwortet er, dass die Bäckerei in der Stadtmitte liege, dass man dadurch ‚viele Leute schauen kann‘, die draußen auf der Straße vorbeigehen. Dabei sei es auch leicht, ‚mit den Bekannten miteinander zu treffen‘ oder mit jemandem ein Treffen abzusprechen. Auch gebe es viele Läden in der Nähe der Bäckerei, d. h., die Umgebung biete mehrere Möglichkeiten zur Unterhaltung, und dabei könne man spontan und intuitiv entscheiden, welche man jeweils wahrnehmen wolle. Außerdem habe die Bäckerei eine gute Verkehrsanbindung, sodass man leicht öffentliche Verkehrsmittel in alle Richtungen nutzen könne. Es bestehe die Möglichkeit, Menschen mit geistiger Behinderung einfach und zufällig zu treffen. Er sagt, dass man aus diesen Gründen ‚die Bäckerei als Ort zum Treffen bevorzugt‘.

Während ich mit Herrn FK spreche, kommt Frau AT herein und zeigt der Inhaberin ein Quizheft. Sie hat schon einige Quizfragen gelöst und will die Inhaberin nach den ungelösten Quizfragen fragen. Die Inhaberin versucht, mit ihr zusammen das Quiz zu lösen. Währenddessen kommen ein Mann mit geistiger Behinderung – Herr RB – und des Weiteren zwei junge Frauen ohne Behinderung herein, und die jungen Frauen begrüßen Frau S und umarmen sie. Sie sehen glücklich und fröhlich aus und sprechen miteinander. Herr FK erzählt mir, dass die eine der Frauen die Tochter der Inhaberin und die andere ihre Freundin ist. Sie kennen sich sehr gut. Mittlerweile sind etwa zehn Leute auf einmal in die Bäckerei gekommen, die aus dem öffentlichen Linienbus ausgestiegen sind und die auf den nächsten Bus warten.

Momentan ist die Bäckerei deshalb voll mit Menschen. Die meisten sind Menschen mit geistiger Behinderung aus der Umgebung, die entweder im Wohnheim oder im betreuten Wohnen leben. Jedoch gibt es unter ihnen auch zwei Personen ohne Behinderung, die mit ihnen befreundet sind. In der Ecke der Bäckerei beginnt Herr RB über die Reise nach B-Stadt zu sprechen, die von seinem Verein organisiert wird. Er fragt, wer mitfahren möchte. Um die Reise planen zu können, will er noch wissen, was die möglichen Mitfahrenden unternehmen und besichtigen möchten. Einige Leute, die sich für die Reise interessieren, sprechen aktiv miteinander über die Planung und die Sehenswürdigkeiten in B-Stadt. Sie sprechen in gebrochenen Wörtern und recht undeutlich, allerdings scheinen sie sich untereinander ganz gut zu verstehen.

Nach dem Ende des Gesprächs über die Reise reden die Leute weiter über andere Themen und tauschen Informationen aus. Herr RB erklärt mir, warum Herr T jetzt den Betreuungsbeitrag selbst bezahlt, und die anderen sprechen über ein Handy. Sie haben großes Interesse an neuen Handys. Ich frage Herrn FK und Frau S, ob sie auch Handys haben. Er sagt, er habe vier Handys und Frau S eins. Weiter sagt er, dass Frau S gerade ein Problem mit ihrem Handy habe und sich deshalb ein neues kaufen wolle.

Während ich mit den beiden spreche, geht Herr RB kurz nach draußen, kommt wieder herein und sagt, er habe draußen ein gutes Handy in einem Mobilshop gesehen. Nun gehen Herr FK, Frau S und Herr RB zusammen zum Geschäft, um das Handy anzuschauen. Nach kurzer Zeit kommen sie wieder herein, und Frau S sagt zu mir, dass sie das Gerät am 16.01.2007 vor dem

Stammtisch kaufen und es mir dann zeigen wolle. Deswegen vereinbaren wir, uns am 16.01.2007 wieder in der K-Bäckerei zu treffen. Nachdem Frau S mit mir einen Termin vereinbart hat, will sie nach Hause gehen. Herr FK erzählt mir, sie habe ihre Nachbarin eingeladen, die im selben Appartementhaus wohne und keine Behinderung habe. Das heutige Einkaufen sei die Vorbereitung für die Einladung gewesen. Frau S verabschiedet sich von allen und verlässt die Bäckerei mit den eingekauften Waren.

Einige Leute wollen ebenfalls nach Hause fahren, und sie verabschieden sich von den anderen. In der Bäckerei bleiben nur wenige Leute zurück. Ich frage Herrn FK danach, warum er nicht in Rente gehe und fast jeden Tag in diese Bäckerei komme. Er sagt zu mir, wenn er in Rente gehen und nicht mehr hierher kommen würde, dann würde er ‚nur zu Hause bleiben‘ und könne nicht die Leute treffen. Es würde ‚zu langweilig und depressiv‘ für ihn werden. Deswegen komme er zu dieser Bäckerei.

Nach diesem Gespräch will auch er nach Hause, und wir verlassen den Ort. «

(aus teilnehmender Beobachtung am 12.01.2007)

Das Protokoll behandelt drei Gegenstände: die Funktion der Bäckerei als Treffpunkt zur Kommunikation, die Rahmenbedingung dieser Freizeitaktivität und die gewöhnliche Alltagskultur.

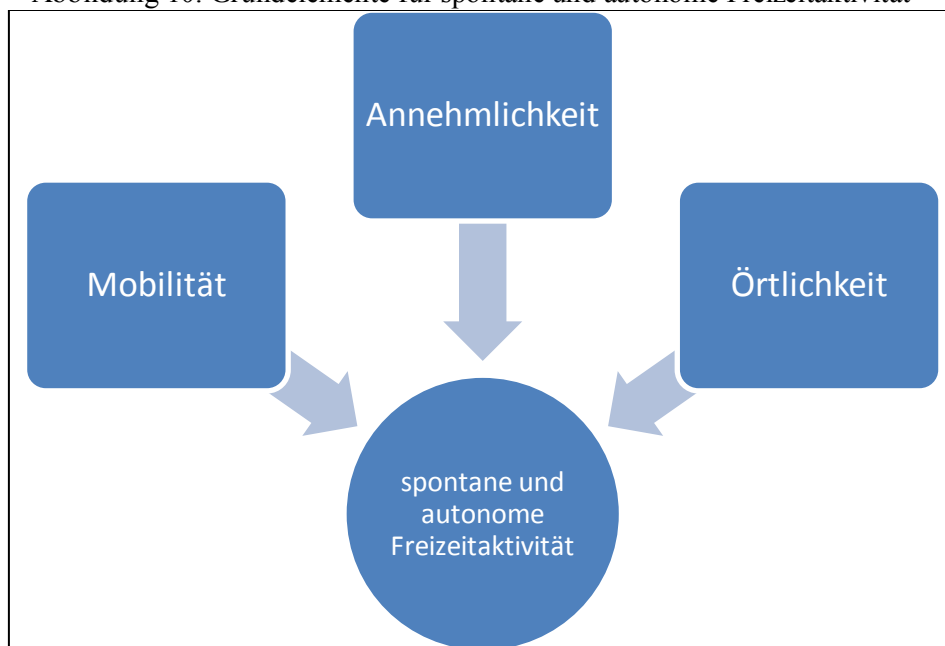
Zunächst ist die „K-Bäckerei“ für die Betroffenen ein Treffpunkt zur Kommunikation – Mitteilung, Kontakt und Geselligkeit – sowie zur Integration – Zusammensein, Gemeinschaftsbezug und Gruppenbildung.²⁶⁹ In der „K-Bäckerei“ treffen sich die Menschen mit geistiger Behinderung, die Kontakte werden hier gepflegt, indem sie untereinander Informationen austauschen. Die Bekanntschaft mit Menschen mit geistiger Behinderung zu machen, das ist in dieser Bäckerei unkompliziert und ungekünstelt möglich, was für Außenseiter sonst mühsam und beschwerlich sein kann. Es ist sehr interessant zu sehen, dass die meisten aufgeschlossener, zugänglicher und aufmerksamer sind als sonst. Bei der Vermittlung durch BetreuerInnen und deren Vereine sind die Begegnungen eher zurückhaltend. In der Bäckerei hingegen findet eine bewegliche Interaktion zwischen den GesprächspartnerInnen statt, vor allem auf der Ebene des Peer Counseling. Die Menschen mit geistiger Behinderung, die sich in dieser Bäckerei treffen, kommen aus unterschiedlichen Lebenssituationen und gehören verschiedenen Vereinen an. Wie im Protokoll zum Teil skizziert, sprechen sie miteinander und beraten sich gegenseitig zu alltäglichen Fragen und Problemen sowie zu ihren Handys, zu Reisen, zur Partnersuche und Beziehungsproblemen usw. Insbesondere werden viele verschiedene Informationen, zum Beispiel über die Freizeitangebote anderer Vereine und die Wohnungsangebote aus der Nachbarschaft, sowie Nachrichten von Bekannten ausgetauscht.

²⁶⁹ Vgl. Opaschowski 1987, S. 92ff.

Eine besonders auffällige Beobachtung ist, dass die Inhaberin, ihre Tochter und die Freundin der Tochter zu den Menschen mit geistiger Behinderung eine enge Beziehung aufgebaut haben. Sie sind auch außerhalb der „K-Bäckerei“ mit den Betroffenen zu sehen, auch bei Geburtstagen der Betroffenen oder zu anderen besonderen Anlässen. Diese Verbindung verhilft den Betroffenen im Hinblick auf die Erweiterung ihrer Kontaktmöglichkeiten zu einem selbstbewussten Umgang mit Menschen ohne Behinderung. Infolgedessen wird ihre Sozialkompetenz eigenständig und ungehemmt gefördert. Auf diese Weise entwickelt die „K-Bäckerei“ ihre Funktion als Kommunikationsraum sowohl für Menschen mit geistiger Behinderung untereinander als auch für Menschen mit und ohne Behinderung.

Zum Zweiten weist die „K-Bäckerei“ als funktionierender Treffpunkt für Kommunikation und Integration drei Rahmenbedingungen auf: die Örtlichkeit, die Mobilität und die Annehmlichkeit, welche die Freizeitaktivität frei, spontan und autonom gestaltbar machen.

Abbildung 10: Grundelemente für spontane und autonome Freizeitaktivität²⁷⁰



Mit Örtlichkeit ist die Umgebung der „K-Bäckerei“ gemeint: Die Bäckerei liegt in der Stadtmitte, sodass die Menschen mit geistiger Behinderung viele Leute auf der Straße beobachten können und die Möglichkeit haben, zufällig Bekannte zu treffen oder auch Termine auszu-

²⁷⁰ Eigene Darstellung.

machen. Außerdem gibt es in der Nähe verschiedene Einkaufsmöglichkeiten und vorzügliche Unterhaltungsmöglichkeiten wie einen Kinobesuch oder einen Stadtbummel.

Mobilität ist eine unerlässliche Komponente für eine Freizeiteilnahme von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen. Ohne bequeme und flexible Mobilität können sie ihre Wohnung oft gar nicht verlassen, da sie meistens auf sich selbst gestellt sind. In Anbetracht der Lebenssituation der Betroffenen befindet sich die „K-Bäckerei“ an einem optimalen Standort: Vor der Bäckerei gibt es Busse und Taxen, die in alle Richtungen innerhalb und außerhalb der Stadt fahren. Damit können sie unkompliziert in die Bäckerei kommen oder auch nur kurz mal vorbeifahren.

Die Annehmlichkeit dieser Bäckerei ist gekennzeichnet von den günstigen Preisen und der herzlichen Atmosphäre. In den Interviews mit Herrn R und Herrn FK sind die zwei genannten Motivationen zum Besuch dieser Bäckerei zu finden, was wiederum Voraussetzung für einen funktionierenden Treffpunkt ist.

»R: Bäckerei, K-Bäckerei. Kenn(..) kennst du schon.

P: Ehm. In der Stadtmitte. Warum gehen Sie da?

R: Wieso? Weil das billig ist, der Kaffee ist billig. Ein Euro! Der kostet nur ein Euro.«

(aus Interview mit Herrn R 569-571 am 17.10.2006)

»P: Gehst du immer in diese(..) K-Bäckerei?

FK: Ja.

P: Jeden Tag?

FK: Ja, nicht jeden Tag. Manchmal dienstags, montags nicht. Donnerstags und freitags immer. Die kennen allen. Da, weil die wissen, was wollen und so. Und die Kaffee kostet ein Euro Salita kostet 1,25 Euro und dann kleiner Kaffee kann, kleiner Kaffee kostet 60 Cent. Und die Verkäuferin kenn ich alle.«

(aus Interview mit Herrn FK 537-540 am 17.01.2007)

Aus diesen Interviews geht klar hervor, dass die beiden Personen die Wirtschaftlichkeit der Bäckerei wahrnehmen und sie positiv bewerten. Die untersuchten Betroffenen verfügen über kein umfangreiches Budget, da es neun Betroffene mit Arbeitsplatz in der WfB, sechs Betroffene mit einer Arbeitsstelle außerhalb der WfB und zudem sieben RentnerInnen, zwei Arbeitslose und zwei SchülerInnen gibt. Daher sind günstige Preise für sie eine wichtige Rahmenbedingung für die Freizeitgestaltung und für Kommunikation und Integration. Darüber hinaus sind die herzliche Atmosphäre, die freundlichen MitarbeiterInnen und die generelle Gemütlichkeit in der Bäckerei die wichtigsten Rahmenbedingungen überhaupt. Diese persönliche Beziehung wird aus den Zeilen des oben vorgestellten Protokolls anschaulich deutlich:

»[...] dass die Kundschaft mit Behinderung mit der Inhaberin und den Angestellten gut vertraut sei. Sie wüssten die jeweiligen Namen der Gäste mit geistiger Behinderung und zudem Bescheid über ihren Geschmack und ihre Gewohnheiten. Sie seien gelegentlich die Gesprächspartnerinnen für die Betroffenen.« Trotz dieser Annehmlichkeiten ist die Einschränkung zu machen, dass die Kommunikation wegen des Platzmangels und der relativ kurzen Anwesenheit der Betroffenen oft ausgebremst und behindert wird.

Zum Dritten wird durch das Protokoll deutlich, dass die „K-Bäckerei“ in die Alltagsstruktur der Menschen mit geistiger Behinderung integriert ist. Die Freizeit wurde noch vor einiger Zeit »als Bereich des Ausgleichs, der Entspannung und Kompensation oder als Gegenwelt zu Arbeit und Stress« (Lüdtke 2001, S. 17) verstanden. Diese Aussage stimmt aber mit der modernen Zeitkultur und Freizeit nicht mehr ganz überein. In der heutigen Gesellschaft lässt »der Erlebnishunger, der zur Suche nach immer originelleren und attraktiveren Freizeitangeboten führt« (ebd.), im Hinblick auf die nicht alltäglichen Veranstaltungen durch extra Fahrzeiten, planmäßige Termine und ein intendiertes Erlebniskonzept zusätzlichen »Freizeitstress« (ebd.) entstehen. Für die Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen ist die Gestaltung der Alltagsstruktur einschließlich der Freizeit nicht vorgegeben, und sie müssen ihr Alltagsleben selbst organisieren. Daher ist die autonome Gestaltung ihrer Freizeit für die Betroffenen eine große Herausforderung. Da allerdings die „K-Bäckerei“ als Freizeitgestaltung im Alltag der Betroffenen frei, spontan und eigenständig ausführbar ist, sind die benannten negativen Auswirkungen für sie eher gering. Aus diesem Grund ist der Besuch der „K-Bäckerei“ als Freizeitgestaltung besonders für die Betroffenen vorteilhaft. Wegen ihrer eingeschränkten sozioökonomischen Gegebenheiten – wie Kontaktarmut, Zurückgezogenheit und einem kleinen Budget – ist die alltagsintegrierbare Freizeitgestaltung für die Betroffenen notwendig und von großer Tragweite.

6.3.3 Teilnahme an organisierten Angeboten von Vereinen und Institutionen

In diesem Absatz geht es um diejenigen Freizeitgestaltungen, die sowohl von Vereinen, die speziell für die Betroffenen da sind als auch von allgemeinen öffentlichen Vereinen und Institutionen organisiert und veranstaltet werden.

Die Betroffenen nehmen in ihrer Freizeit an verschiedenen Angeboten teil, wie aus den Interviews und den Beobachtungen herausgearbeitet werden kann. Diese Angebote unterteilen sich wie folgt in zwei Gruppen.

Tabelle 18: Die organisierten Freizeitangebote von Vereinen und Institutionen

Die organisierten Freizeitangebote von Vereinen und Institutionen		
A: Angebote interner Vereine für den Adressaten		B: Angebote externer Vereine und Institutionen
Zugehöriger Verein	Stammtisch Theatergruppe Reisegruppe Reitverein Schwimmverein Fußballverein Fortbildungskurse	Boulespiel Tischtennis Chor Orchester Reisegruppe Volkshochschulkurse Feuerwehr Altenheimbesuche
Freizeitverein	Ausflüge Kinobesuche Kegeln Wandern usw. Gruppenreisen	

Zur Gruppe A gehören die Angebote zum einen der Vereine eigens für das betreute Wohnen und zum anderen der Vereine, die Freizeitbeschäftigungen für Menschen mit geistiger Behinderung organisieren, zum Beispiel die Freizeit AG und die „Dampfenden Socken“. Zur Gruppe B zählen die Freizeitangebote von Institutionen und Vereinen, die der Allgemeinheit zugänglich sind. Die Angebote externer Vereine und Institutionen sind im Vergleich zu den Angeboten interner Vereine für die Adressaten meistens individuell und außergewöhnliche Einzelfälle.

Zunächst wird im folgenden Abschnitt der Stammtisch als Beispiel für die von den eigenen Vereinen organisierte, repräsentative und gängige Freizeitgestaltung dargestellt. Anschließend werden die Fortbildungs- und Volkshochschulkurse als spezielle Erscheinungsform der Freizeitgestaltung erläutert, um die Motivation sowie die Auswirkungen der jeweiligen Freizeitgestaltung auf den Alltag der Betroffenen zu verdeutlichen.

6.3.3.1 Der Stammtisch

Der Stammtisch ist ein Freizeitangebot, das von allen in dieser Untersuchung betrachteten Vereinen für betreutes Wohnen organisiert und empfohlen wird, um gesellige Kontakte zwischen den Beteiligten – einschließlich der BetreuerInnen – herzustellen und Auskünfte über die Vereine und deren unterschiedliche Freizeitangebote weiterzuleiten. Die Art, Zeit und der Ort des Stammtisches sind je nach Konzept des Vereins unterschiedlich; zum Beispiel hat ein Verein einen extra Spielstammtisch, und ein anderer Verein hat einen getrennten Männer- und Frauenstammtisch.

Der Stammtisch wird von allen Vereinen regelmäßig und vorbehaltlos durchgeführt. Die meisten Stammtische finden einmal in der Woche an einem Wochentag zwischen 18 und 20 Uhr in einem gut besuchten Lokal statt, das in der Regel in der Stadtmitte liegt. An dieser Stelle möchte ich das Informationsblatt zum Stammtisch eines Vereins vorstellen, um das Bestreben des Vereins zu verdeutlichen.

»[...] Hier besteht die Möglichkeit, sich außerhalb der eigenen Wohnung mit Anderen zu treffen und gegebenenfalls für Veranstaltungen (z. B.: Kino, Konzert, Wanderung) zu verabreden. Gelegentlich finden auch Extra-Veranstaltungen statt, zu denen gesondert eingeladen wird. [...] Unser Motto: Reden, Lachen, Dabeisein. Das Angebot des Stammtischs versteht sich als ein offenes Angebot. Das heißt: Jede/r – auch Gäste oder Freunde – sind willkommen. Da die Teilnahme, wie bei jedem anderen Stammtisch auch, freigestellt ist, kann man vorher nicht genau wissen, wer und wie viele BesucherInnen dort sein werden. In jedem Falle aber ist eine Begleitung durch MitarbeiterInnen des Unterstützten Wohnens sichergestellt. Gelegentlich probieren wir auch andere oder neue Gaststätten aus. Wichtig ist allerdings, daß Kriterien der bisherigen BesucherInnen erfüllt werden:

- * Zentrale Lage
- * Gute Erreichbarkeit mit öffentlichem Nahverkehr
- * Zugänglich für mobilitätsbeeinträchtigte Personen (auch die Toiletten)
- * daß man bei schönem Wetter draußen sitzen kann
- * Freundlichkeit der Bedienung [...]«

(aus Internetinformation über den Stammtisch der Kundschaft im unterstützten Wohnen des F-Vereins)

Diese Passage zeigt deutlich den Ausgangspunkt dieses Stammtisches: Die Vereine versuchen, einen erweiterten und kultivierten Umgang der Betroffenen mit anderen Menschen und anderen Lebenswelten zu ermöglichen. Dieses Bestreben ist bei anderen Vereinen ebenso zu sehen.

Durch die folgende Aussage aus einem Interview wird die Motivation der Betroffenen für den Stammtischbesuch deutlich.

»FK: Du gehst manchmal noch mit mir Stammtisch stimmt?
 S: Mhm(..) ja, genau hier, hier von(..) von F-Verein {
 FK: }Ja, normal für(..) normal(...) unserem Stammtisch von der L-Verein donnerstags ab und zu wechsel a(..) am Donnerstag.
 S: Ja, beim Stammtisch.
 S: A(..) an(..) am Donnerstag bei mal ja, her Stammtisch bei der(..)
 FK: Ja.
 S: Mhm(..) beim F-Verein.
 FK: Es ist nicht Donnerstag immer nicht zum F-Verein Stammtisch diesmal, eben ist bisschen L-Verein Stammtisch wieder.
 P: Aha. S, Sie gehen auch zum Stammtisch von der L-Verein.
 FK: Ja, ich geh auch zu S-Verein, S-Verein Stammtisch geh ich auch.
 P: Auch?
 FK: Ja.
 P: Aha.
 FK: Ich wechsele immer mal.
 P: Okay. Und(..) darf ich so 'ne Frage(..) stellen, also warum gehen Sie immer wechselnd da oder da?
 FK: Warum? Mhm(..) alle Leute kennen lernen und so und entspannt und so alle Leute kennenlernen mal und so.«

(aus Interview mit Frau S und Freund Herrn FK 497-512 am 14.11.2006)

Herr FK wohnt mit seiner Freundin Frau S zusammen in einer Wohnung. Obwohl sie mit ihrem Freund zusammenwohnt, wird Frau S von einem anderen Verein betreut. Die beiden Vereine bieten jeweils einen Stammtisch an und haben auch ein offenes Angebot. Daher können Frau S und Herr FK an den Stammtischen beider Vereine teilnehmen.

Sie besuchen fast immer den Stammtisch beider Vereine. Bei der Alltagsbeobachtung wird klar ersichtlich, dass der Stammtischbesuch in ihrer Alltagsstruktur fest verankert ist. Ihre Motivation ist das Kennenlernen anderer Leute, die Entspannung nach der Arbeit und ein Herauskommen aus der alltäglichen Anspannung.

Die TeilnehmerInnen essen beim Stammtisch gemeinsam Abendbrot und spielen miteinander. Sie sprechen über sich und beobachten neugierig die Leute, die vor dem Lokal und im Lokal zu sehen sind.

An dieser Stelle möchte ich das Protokoll einer teilnehmenden Beobachtung einfügen, um den Ablauf eines Stammtisches darzustellen.

»Heute nehme ich zum ersten Mal am Stammtisch des F-Vereins teil. Ich bekam von der Kundenschaftsvertretung eine Information, als ich den Zugang zu direktem Kontakt mit den Leuten suchte. Die Teilnahme ist einfacher, als ich dachte, da der Stammtisch ein offenes Angebot ist, an dem jeder teilnehmen darf. Das Lokal liegt in der Stadtmitte.

Sobald ich beim Lokal bin, entdecke ich die Leute vom Stammtisch. Sie sitzen vor dem Eingang auf der Terrasse und sehen sehr entspannt und ungehemmt aus. Ich stelle mich den BetreuerInnen vor und setze mich zur Gruppe. Die Beziehung zwischen den BetreuerInnen, den HelferInnen

nen und den Menschen mit geistiger Behinderung erscheint wie eine enge Freundschaft. Die Betroffenen und die BetreuerInnen und HelferInnen duzen sich gegenseitig.

Insgesamt sind 14 Personen anwesend, davon sind zwei BetreuerInnen, zwei HelferInnen, zwei RollstuhlfahrerInnen und acht andere Betroffene. Ein Betreuer erzählt mir etwas über den Stammtisch: Der Stammtisch des F-Vereins finde einmal in der Woche als Freizeitangebot und einmal im Monat als Spielstammtisch im Gebäude des Vereins statt. In der Nähe des heutigen Lokals gebe es sehr viele Bushaltestellen. Ein Betreuer sagt über die ausgesuchte Lokalität: Wenn jemand an dem Stammtisch teilnehmen wolle, könne er leicht hierher kommen und später, nach dem Ende des Treffens, ohne Schwierigkeiten wieder nach Hause fahren. Beim Umschauen in dem Lokal fällt mir auf, dass sich die Toiletten im Untergeschoss befinden.

Die TeilnehmerInnen kommen meistens gegen 18 Uhr ins Lokal und bestellen sich selbstständig Speisen und Getränke. Es sind so viele TeilnehmerInnen, dass vier Tische zusammengestellt werden müssen. Sie treffen sich in dem Lokal zum gemeinsamen Essen, zum Sprechen und auch zum Spielen. Dabei geben die BetreuerInnen und HelferInnen keine Anleitungen und vermeiden eine geregelte Durchführung. Die TeilnehmerInnen des Stammtisches warten auf ihre Bestellungen wie Eis, Salat und Pommes frites. Drei ältere TeilnehmerInnen spielen das Kartenspiel „Uno“, und die übrigen Leute beobachten die vorbeigehenden Menschen auf der Straße. Sie sitzen direkt vor der Bushaltestelle. An dem Lokal gehen sehr viele Leute vorbei. Einmal fällt mir auf, dass zwei Männer und eine Frau sich kurz die Gäste anschauen und dann lachen. Die anderen Gäste zeigen allerdings kein Interesse an den Menschen mit geistiger Behinderung. Anscheinend ist deren Anwesenheit für sie nicht besonders aufregend – oder sie sind daran gewöhnt, da der Stammtisch von Menschen mit geistiger Behinderung nicht selten in diesem Lokal stattfindet.

Ich versuche, mit der Frau zu sprechen, die neben mir sitzt. Sie erzählt mir offen und ausgelassen über sich. Sie ist 42 Jahre alt und heißt AT. Ihre Wohnung liegt in der Stadtmitte, und sie wohnt zusammen mit einer Mitbewohnerin, die mehrfach schwer behindert ist. Früher arbeitete sie in einer WfB, aber jetzt ist sie Rentnerin. Sie sagt, sie habe jetzt keine Lust mehr zu arbeiten. Es ist bemerkbar, dass sie Schwierigkeiten damit hat, sich zu bewegen. Sie sagt, sie könne sich wegen der Anfälle alleine nicht gut bewegen und bleibe deshalb meistens alleine zuhause. Aus diesem Grund sei ihr Alltagsleben sehr langweilig und einsam. Daher sei die Teilnahme am Stammtisch für sie eine wichtige Beschäftigung mit anderen Menschen, und sie komme regelmäßig mit einer Helferin zum Stammtisch. Während unseres Gesprächs meldet sich eine Rollstuhlfahrerin: Sie müsse zur Toilette. Ihre Helferin und ein anderer Betroffener tragen sie zur Toilette im unteren Geschoss. Der Betroffene ist sehr hilfsbereit, und die Situation scheint sowohl für die Rollstuhlfahrerin als auch die anderen Gäste nicht störend zu sein.

Einige der Betroffenen verlassen gegen 19.30 Uhr ohne Eile und offensichtlich routiniert den Stammtisch. Ein Betreuer hilft dem Rollstuhlfahrer Herrn W beim Einsteigen in den Bus. Gegen 20 Uhr verabschieden sich auch die übrigen Stammtischteilnehmer. Ich bedanke mich und gehe als Letzter raus. «

(aus teilnehmender Beobachtung am 29.06.2006)

Das Beobachtungsprotokoll zeigt die gängige Struktur des Stammtisches und weist darauf hin, welche Motivation die Betroffenen zum Stammtisch führt. Darüber hinaus werden die Auswirkungen auf das Alltagsleben der Betroffenen analysiert und dargestellt.

Zum einen unterstützt der Stammtisch die Ausdehnung der Kommunikationsmöglichkeit.

Durch das beschriebene Gespräch mit Frau AT wird greifbar deutlich, dass, wenn Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen zuhause isoliert sind, sie sich einsam fühlen.

Dies führt automatisch zu einem gesonderten Leben in der Gesellschaft. Für Frau AT ist Teilnahme am Stammtisch eine Möglichkeit zum Kontakt, zur Geselligkeit und gegen die Einsamkeit – wie ein »Meeting Point«²⁷¹ beim Supported Living. Wenn diese Personen über längere Zeit keinen oder nur sehr wenigen Kontakt mit Menschen und deren Umwelt in der Gesellschaft haben, wird dieser Personenkreis wiederum immer mehr von der Gesellschaft und deren Mitgliedern entfremdet.

In dieser Hinsicht funktioniert der Stammtisch als Zugang zu Kontakt und Kommunikation mit anderen. Der offene Zugang bedeutet erweiterte Kontaktmöglichkeiten und die Chance auf das Kennenlernen unterschiedlichster Vereine und deren Mitglieder. Das Bedürfnis nach Mitteilung, Kontakt und Geselligkeit (Kommunikation)²⁷² wird in diesem Sinne erfüllt.

Zum Zweiten bietet der Stammtisch eine Möglichkeit zur Teilhabe in der Gesellschaft mit Menschen ohne Behinderung. Menschen mit geistiger Behinderung können durch die regelmäßige Teilnahme an Stammtischen die Möglichkeit zur natürlichen Verbindung mit so genannten „nichtbehinderten“ Menschen nutzen. In der Regel gibt es in den Lokalen, in denen die Stammtische stattfinden, nicht nur Menschen mit geistiger Behinderung, sondern auch „normale Menschen“ wie andere Gäste oder Bedienungen. Die Betroffenen beobachten die anderen Menschen und interessieren sich für das Geschehen um sie herum. Auf diese Weise entsteht bewusst und unbewusst eine Interaktion zwischen „normalen Menschen“ und den Betroffenen. Durch die häufige Begegnung entwickeln „normale Menschen“ ein Bewusstsein für geistige Behinderung als entweder nichts Besonderes oder nichts Ungewöhnliches. Gleichzeitig ist die spannende Beobachtung zu machen, dass die Betroffenen durch den Vergleichsprozess mit anderen Gästen bisweilen untereinander ihr Benehmen korrigieren – beispielsweise beim lauten Schreien. Allerdings schenken die anderen anwesenden Menschen den Betroffenen kaum Aufmerksamkeit.

Es liegt ein Problem darin, dass – abgesehen von den Bediensteten in den Lokalen – die Menschen mit geistiger Behinderung Geselligkeit fast ausschließlich mit Gruppenbeteiligten erfahren. Die Stammtische führen jedoch immerhin dazu, die Hemmungen und die Distanz zu „nichtbehinderten Menschen“ abzubauen. Dadurch bekommen die Menschen mit geistiger

²⁷¹ Vgl. Theunissen 2009, S. 393f.:

»Meeting Points bilden zudem eine präventive „Enabling Niche“ gegen drohende Vereinsamung, gesellschaftliche Isolation oder Überforderung. Ein ähnliches Konzept, das Menschen mit Lernschwierigkeiten in ihrem vertrauten Sozialraum die Pflege einer „Eigenkultur“ (durch Treffpunkte, Cafe- oder Kulturprojekte) ermöglicht, wird in Dänemark verfolgt« (Wolf 2008).

²⁷² Vgl. Opaschowski 1987, S. 92ff.

Behinderung im betreuten Wohnen die Chance auf einen Zugang zur realen und sozialen Welt und zur Teilhabe an dieser auf der Ebene des reinen Daseins. In diesem Sinne kann der Stammtisch zur Weiterentwicklung der sozialen Integration beitragen und sie fördern, zudem wird das Bedürfnis der Betroffenen nach Zusammensein, Gemeinschaftsbezug und Gruppenbildung (Integration)²⁷³ unaufgefordert befriedigt.

Zum Dritten bereitet der Stammtisch das Vergnügen des gemeinsamen Essens, Sprechens und auch Spielens.

Die BesucherInnen, wie beispielsweise der oben genannte Herr FK, kommen nach der Arbeit bzw. direkt aus der WfB zum Stammtisch. Die BetreuerInnen nehmen am Stammtisch gemeinsam mit den Betroffenen teil, sie übernehmen jedoch keine Leitungsrolle. Die Struktur, wie Beginn, Ablauf und Ende des Stammtisches, wird nicht vorgegeben, sondern sie entsteht ganz natürlich und infolge der jeweiligen individuellen Entscheidungen. Die Betroffenen kommen freiwillig zum Stammtisch und sprechen miteinander oder tauschen Information aus.

Durch dieses Angebot können Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen verschiedene Gaststätten besuchen, in denen sie sich in „normaler“ Gesellschaft befinden. Sie können abwechselnd das Ambiente verschiedener Gaststätten ausprobieren und sich bedienen lassen. Die Betroffenen genießen diese Zeit unter den Menschen nach ihrem Feierabend. Das Bedürfnis nach Ausgleich, Zerstreuung und Vergnügen (Kompensation)²⁷⁴ wird hier ohne große Anstrengung befriedigt.

6.3.3.2 Fortbildungskurse im Verein/Kurse in der Volkshochschule

In diesem Absatz werden zwei besondere Fälle von Freizeitgestaltung dargestellt, die innerhalb des untersuchten Personenkreises außergewöhnlich und eher unüblich sind. Daraus werden die Motivation für diese Freizeitbeschäftigung sowie die Auswirkungen auf den Alltag abgeleitet, um die Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung durch Weiterbildung für diesen Personenkreis zu veranschaulichen und den Konnex zwischen der Freizeitgestaltung und einem selbstbestimmten Alltag einschätzen zu können.

²⁷³ Vgl. Opaschowski 1987, S. 92ff.

²⁷⁴ Vgl. Opaschowski 1987, S. 92ff.

Die Betroffenen werden mit verschiedenen Alltagssituationen konfrontiert, die sie selbstständig und eigenverantwortlich bewältigen müssen; dadurch werden Erfahrungen gesammelt, die sich nicht selten aus den unbewussten interaktiven Lernprozessen als *informelles Lernen*²⁷⁵ entwickeln. Diese Erfahrungen werden zugleich als eigenes Know-how im Alltagsleben wieder eingesetzt. Allerdings werden die Lernangebote, die von „normalen“ Institutionen und Organisationen als *formales Lernen und non-formales Lernen*²⁷⁶ verwaltet werden, von Erwachsenen mit geistiger Behinderung nur gelegentlich als eine Möglichkeit zur Freizeitgestaltung genutzt.

Die Untersuchung ergibt, dass eine solche Freizeitgestaltung nur von vier der 26 Betroffenen wahrgenommen wird. Zum einen gibt es die Fortbildungskurse in den eigenen Vereinen, wie Schreib-, Mathe-, Englisch-, Erste-Hilfe- und Computerkurse sowie Seminare zur Sexualität von Menschen mit Behinderung; zum anderen gibt es die Kurse an der Volkshochschule wie eine Musikwerkstatt und Schreib- und Lesekurse. Die wahrgenommenen Angebote sind von Kursen zu praktischem Wissen bis hin zu kultureller und allgemeiner politischer Bildung sehr umfangreich.

Der folgende Abschnitt stammt aus dem Interview mit dem 36-jährigen Herrn RK. Er ist ledig und arbeitet in einer normalen Arbeitsstelle. Er wohnt seit 13 Jahren im betreuten Wohnen in einer Wohnung, die von der Stadt weit entfernt liegt. Er nimmt in seiner Freizeit die Fortbildungsangebote seines Vereins freiwillig und regelmäßig in Anspruch, obwohl die Angebote manchmal in anderen Städten stattfinden. Trotz des Aufwands und der beschwerlichen Reise nimmt er pro Jahr an acht bis neun verschiedenen Kursen freiwillig und regelmäßig teil. Im

²⁷⁵ Tippelt/Schmidt 2009, S. 669:

»Die Bezeichnung „informelles Lernen“ als Restkategorie, in der diese verschiedenen Formen des Wissenserwerbs zusammengefasst werden und die dadurch wenig greifbar bleibt. Auf europäischer Ebene hat sich eine Dreiteilung von formalen, non-formalen und informellen Lernkontexten etabliert. (vgl. Bretschneider 2004). Zum formalen Bereich gehören dabei alle Bildungsgänge und -angebote, die in anerkannten Bildungseinrichtungen durchgeführt werden und zu einem allgemein anerkannten schulischen oder berufsbildenden Abschluss führen. Der überwiegende Teil des Weiterbildungsangebots, das nur teilweise von Bildungseinrichtungen geleistet wird und meist nicht zu einem offiziell anerkannten Bildungsabschluss führt, gehört zum Bereich non-formalen Lernens, während informelles Lernen schließlich alle außerhalb organisierter Angebote stattfindenden Lernprozesse umfasst, die aber durchaus auch didaktisch vorstrukturierte Materialien einbinden können (z. B. Selbstlernmaterialien). Informelles Lernen bleibt damit eine Restkategorie, die sich in der europäischen Bildungsdebatte allerdings überwiegend auf von Wissensträgern bewusst initiierte Lernprozesse konzentriert (vgl. European Commission 2005).«

²⁷⁶ Vgl. Tippelt/Schmidt 2009, S. 669

Interview werden die Lerninhalte der besuchten Kurse von ihm detailliert beschrieben. Die verschiedenen Kurse, an denen Herr RK bisher teilgenommen hat, waren Computerkurse, Kurse zum Leben mit Behinderung, zu Sexualität, zur Geschichte der behinderten Menschen im Dritten Reich und zur Auseinandersetzung mit Politik. Deren Inhalte orientierten sich hauptsächlich am adressatenbezogenen und zielgruppenspezifischen Primat.²⁷⁷

»RK: Mhm(..) was ich so noch gerne mache ist(..) Fortbildungen von der L-Verein.

P: Ehm. Zum Beispiel was für eine Fortbildung?

RK: Computerkurs.

P: Ehm. Was für ein Computerkurs meinen Sie?

RK: Das heißt, jetzt zum Lernen, wie man damit arbeitet. Mit welcher Taste man nehmen kann, wenn man die(..) Schrift kleiner machen will oder {

P: } Aha.

RK: Oder größer machen will.

P: Word Programm?

RK: Ja, ja.

P: Ehm.

RK: So und Computerkurs. Dann haben wir mal mit(..) da habe ich mitgemacht mhm(..) über die Sexualität, wie stelle ich meinen behinderten Körper aus Sexualität ein.

P: Ehm.

RK: Wie stell ich mhm(..) dürfen Menschen mit einer Behinderung Sexualität haben. Ja oder Nein. Dürfen die Kinder haben oder dürfen keine Kinder haben mhm(..) dann habe ich auch schon mitgemacht über Politik reden. Was die Regierung falsch macht, was die auch gut macht.

P: Bei hier L-Verein? Hier in BE-Stadt?

RK: Ne, ne. Das ist schon(..) außerhalb M-Stadt. W-Stadt.

P: Dann gehen Sie dahin?

RK: Ja, ja. Da fahr ich jedes Mal dahin.

P: Mit dem Bus?

RK: Mit dem Bus und dann mit dem Zug weiter. Das heißt, ich mache(..) im Jahr wenn's klappt auch davon hier von der Zeit her jetzt(...) mhm(..) mache ich mindestens neun(...) zwischen acht bis neun Kurse mit.

P: Dann gehen Sie allein?

RK: Ich geh manchmal alleine. Ich nehme auch manchmal mal den Kumpel mit.

P: Ehm.

RK: Aber sonst mache ich fast die ganzen Kurse alle all(..) alleine. Ich setze mich für andere(..) Menschen mit einer Behinderung ein.

P: Ehm.

RK: Dann haben wir mal letztes Jahr gemacht in H-Stadt. Das ist auch bei L-Stadt.

[...]

RK: Da haben sie Ausstellung dahin gestellt mit Originalaufnahmen. Wie die früher im Dritten Reich die Leute(..) die Menschen mit einer Behinderung(..) gequält und getötet haben. Und da war ich auch auf'n Kurs. Das hat mir auch sehr gut gefallen.

P: Also diese(..) Kursangebote werden von den Leuten, BetreuerInnen hier in BE-Stadt mitgeteilt? Oder {

RK: } Ne, das mach ich in M-Stadt selbst.

P: Wie können Sie dann diese Angebote {

RK: } Ha(..) mhm(..) Hauptstelle M-Stadt schickt es an mich selbst persönlich nach Hause.

P: Alle andere mhm(..) Leute in L-Verein bekommen auch so {

²⁷⁷ Vgl. Fornefeld 2002, S. 120

RK: }Ja, das heißt, mhm(..) Fragen mhm(..) das heißt, ist'n Gruppen mit Angeboten mit vielen Themen.

P: Ehm.

RK: Und dann(..) mhm(..) kann man sich aussuchen, in welchem Thema man damit rein machen will. Geht manchmal die Woche, geht auch manchmal auch nur im Wochenende und dann mhm(...) ist es so, dass man sagen kann(..) der Preis ist es auch noch mit(..) mit dabei.

P: Also hier für die Mitglieder wird es per Post geschickt?

RK: Ja, ja.«

(aus Interview mit Herrn RK 937-961, 969-979 am 26.04.2007)

Seine ursprüngliche Motivation war, dass er »die Frau fürs Leben kennenlernen« (aus Interview mit Herrn RK 987) wollte. Durch die Teilnahme an Kursen lernte Herr RK verschiedene Leute kennen, darunter auch Frauen. Diese anfängliche Motivation ist für Herrn RK zwar noch ausreichend vorhanden, jedoch entwickelten sich darüber hinaus verschiedene Interessen an seiner Lebenswelt. Aus diesem Interesse heraus wird das Lernen selbstständig ausgeübt; dazu gehört es, die Kurse auszuwählen, sich anzumelden, die Anreise zu organisieren und regelmäßig teilzunehmen. Es ist deshalb bemerkenswert, dass Herr RK solche Kurse zur Freizeitgestaltung immer wieder gerne besucht. Mit der Zeit wurde die Intention zur Kursteilnahme für Herrn RK die Erfüllung eines eigenen Bedürfnisses, und die Folge ist die Zufriedenheit in der Freizeit. Dies zeigt sich deutlich sowohl in der Freizeitgestaltungsmotivation als auch der Freizeitgestaltungsauswirkung von Herrn RK.

Bei Herrn RK wird durch den Entscheidungsprozess zu den nach seinen Bedürfnissen und Interessen ausgewählten Fortbildungskursen einerseits seine aktive Selbstständigkeit bei der Freizeitgestaltung gefördert. Andererseits wird durch das erworbene Wissen die Neugier auf weitere Kurse geweckt, das heißt, dass das Bedürfnis nach kreativer Entfaltung, produktiver Betätigung und der Teilnahme am kulturellen Leben (Enkulturation)²⁷⁸ kontinuierlich befriedigt wird.

Im Unterschied zu Herrn RK ist Herr RB verheiratet und Vater eines Sohnes. Er ist somit Teil einer „normalen“ Familie. Als Rentner wohnt er seit etwa sechs Jahren im betreuten Wohnen in der Stadtmitte.

»P: Ehm. Und du bist zurzeit bei Volkshochschule?

RB: Ja.

P: Was für ein Kurs ist das?

RB: Lesen und Schreiben.

²⁷⁸ Vgl. Opaschowski 1987, S. 92ff.

P: Mhm(..) woher kam so 'ne Idee?

RB: Ich will noch bisschen Schreiben lernen ja.

P: Warum?

RB: Ich kann nur net so gut schreiben. Und Lesen auch net also(..) muss ich noch bisschen mich verbessern.

P: Was für ein Gefühl hattest du oder warum hast du so was gedacht?

RB: Ja, weil mein mhm(..) wenn ich später mal, wenn mein Sohn wieder nach Hause kommt und(..) der auch Hausaufgabe das, dem bisschen helfen kann und so. Da habe ich gedacht. Da mache ich 'nen Kurs mit bei der Volkshochschule.

P: Dann du warst einfach zu Volkshochschule gegangen und dann, aber wie hast du diese(..) überhaupt so 'n Kurs gibt, hast du gefunden?

RB: Das wusste ich ja. Ja, ja.

P: Wie hattest du es gewusst?

RB: Mhm(..) das Heft geholt bei der Volkshochschule. «

(aus Interview mit Herrn RB 831-844 am 11.04.2007)

In seiner Freizeit nimmt Herr RB die Angebote der Volkshochschule wahr, die als öffentliche Institution für die Erwachsenenbildung der Allgemeinheit zugänglich ist. Herr RB besorgt sich selbstständig die Programmhefte verschiedener Institutionen. Der Unterschied zwischen Herrn RK und Herrn RB ist, dass Herr RB versucht, die Kurse von seinem Verein unabhängig auszusuchen, und dass er ohne weiteres verschiedene öffentliche Institutionen besucht. Es liegt an der biografischen Ressource, nämlich dem Eheleben mit einem Sohn, und seinem sozialen Umfeld, dass bei ihm ein Bestreben und eine Eigeninitiative zur aktiven Kontaktherstellung und -erhaltung zu erkennen sind. Daraus ergibt sich das Bedürfnis zur Teilnahme an Kursen. Eine Kompetenz als Vater zu erlangen bzw. die vorhandene Kompetenz zu ergänzen ist der Hauptgrund dafür, dass Herr RB sich in seiner Freizeit für Bildungsangebote interessiert und sich dafür einsetzt. Beeindruckend ist, wie sehr sich Herr RB darum bemüht. Trotz der zunehmenden Fragen mit Kindern von Eltern mit geistiger Behinderung als gesellschaftliches Thema ist Herr RB der einzige Vater unter den 26 interviewten Betroffenen; für die anderen ist Elternkompetenz kaum ein Gesprächsthema. Die Rolle des Vaters ist daher innerhalb des Personenkreises nicht diskutierbar, weder wird sie wertgeschätzt noch sind Probleme dazu austauschbar. Aus diesem Grund entstehen Hilflosigkeit und psychosoziale Belastung. Das Bedürfnis nach Kennenlernen, Lernanregung und Weiterlernen (Eduktion)²⁷⁹ ist unabwendbar. Um die Hilflosigkeit und die psychosoziale Belastung zu bewältigen, sind das Einbeziehen von Allgemeinwissen und die Verknüpfung mit einem normalen sozialen Umfeld unabdingbar.

Sich fortzubilden ist aus diesem Grund für Erwachsene mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen besonders unverzichtbar. Das lebenslange Lernen ist für sie nicht nur wichtig,

²⁷⁹ Vgl. Opaschowski 1987, S. 92ff.

sondern notwendig, damit sie ihren Alltag bewältigen können. Dies betont über eine isolierte Lebensphase hinaus die Notwendigkeit von Bildungsprozessen innerhalb aller Lebensphasen.²⁸⁰ Dass die Betroffenen ihre Kompetenzen für ein selbstbestimmtes Leben im betreuten Wohnen einzig durch eine Förderung im Rahmen des *informellen Lernens* erweitern, ist nicht ausreichend – weder um die Lern- und Erfahrungsbedürfnisse zu befriedigen, noch um die Alltagssituation im betreuten Wohnen selbstständig meistern zu können.²⁸¹

Daher sollte man die Relevanz der Förderung solcher Freizeitgestaltungsformen – und zwar nicht nur der Fortbildungskurse in den Vereinen, sondern auch der Kurse in öffentlichen Erwachsenenbildungsinstitutionen wie der Volkshochschule – für den selbstbestimmten Alltag im betreuten Wohnen nicht ignorieren. Sie können Menschen mit geistiger Behinderung sowohl beim Prozess individueller Weiterentwicklung als auch als Maßnahme zur Verbesserung wahrgenommener Bildungs- und Wissensdefizite dienlich sein.²⁸²

²⁸⁰ Vgl. Tippelt/Schmidt 2009, S. 661

²⁸¹ Vgl. Fornefeld 2002, S. 117

²⁸² Vgl. Tippelt/Schmidt 2009, S. 661

6.4 Fazit

Das „Wohnen“ wurde erstens als ein grundlegendes Territorium und als ein Zuhause dargestellt, in dem die Betroffenen beheimatet sind und sich psychisch wohl fühlen. Es bedeutet für sie den Basispunkt für autonomes Leben mit eigenen Lebensspuren, das heißt, es ist ein Raum für Ruhe, Entspannung, Ausdruck der Lebensgeschichte, persönlichen Lebensstil bzw. soziale Beziehungen.

Die Aussagen über die Wohnungssuche haben gezeigt, dass die meisten Betroffenen bestimmte eigene Kriterien zur passenden Räumlichkeit haben, die durch die interaktiven Lebenserfahrungen im betreuten Wohnen selbstständig erworben werden. Vor allem ist bemerkbar, dass die Betroffenen bei der Wohnungssuche von der selbstständigen Suche bis zur Unterstützung durch andere unterschiedlich und in den meisten Fällen auf die Unterstützung von ihren professionellen BetreuerInnen angewiesen sind. Dabei ist darauf hinzuweisen, dass diese Kriterien zur vorgestellten und eigenen gewünschten Lebensräumlichkeit von den Betroffenen berücksichtigt werden müssen. Aus diesem Grund soll besonders die Teilnahmemöglichkeit zur eigenen Entscheidung – z. B. die Besichtigung – bei der Wohnungssuche mithilfe der Unterstützung durch andere gewährleistet sein.

Darüber hinaus kann der Lebensstil im betreuten Wohnen insbesondere durch die persönlichen Verbindungsaccessoires – z. B. individualisierte Freiheit der eigenen Wohnraumgestaltung – das Identitäts- und Zufriedenheitsgefühl mit ihrer Lebenswelt bestärken. Gleichzeitig kann dies noch das Verbindungsgefühl mit ihrer Wohnumgebung bekräftigen, das die gesellschaftliche Partizipation für die Menschen mit geistiger Behinderung zu fördern ist. Das „Wohnen“ ist daher nicht nur im Sinne der engen, sondern auch der weiter gestreckten Räumlichkeit zu betrachten, um das Zuhause, in dem sich die Betroffenen beheimatet und zufrieden fühlen, auf weitere Lebenskonstellationen wie soziale Netzwerke in ihrer Wohnumgebung auszubauen.

Zweitens wurden die Alltagstätigkeiten durch Mobilität, die Verwaltung des Geldes sowie das Einkaufen und die Ernährung beispielhaft aufgezeigt. Die Untersuchung hat in Bezug auf die Mobilität verschiedene Formen ergeben: von der selbstständigen bis zur begleiteten Mobilität. Die meisten Betroffenen sind jedoch in der Lage, sich selbstständig zu mobilisieren. Allerdings erleben die Betroffenen „mit der sogenannten schweren geistigen Behinderung“ und mit körperlichen Behinderungen besonders Schwierigkeiten mit der Mobilität. Während der Untersuchung war zu beobachten, dass sie mit Hilfe der Begleitung durch andere Betroffene oder die Unterstützung von ihren professionellen BetreuerInnen ihre alltäglichen Anforderungen an

die Mobilität bewältigen können. Hierbei müssen jedoch einerseits die ausreichenden Betreuungshilfeleistungen, andererseits die gesellschaftliche Akzeptanz und Solidarität für jegliche Alltagsmobilität der Betroffenen im betreuten Wohnen beachtet werden, die als das gesellschaftliche Fundament für das interaktive Zusammenleben grundlegend sind.

Bei der Verwaltung des Geldes ist schnell zu merken, dass die meisten Betroffenen die Unterstützung von ihren BetreuerInnen benötigen. Jedoch kann diese Hilfe die Gefahr der Fremdbestimmung und Abhängigkeit hervorrufen, was sich als kontraproduktiv für die Entwicklung des selbstständigen Lebens erweisen kann, wenn es hauptsächlich als Kontrollmittel eingesetzt wird. Aus diesem Grund soll die Zustimmung der Betroffenen im Rahmen der Unterstützungsanforderung als Leitungskompetenz gefördert und geregelt werden, um den benötigten finanziellen Freiraum zur Ausübung des alltäglichen autonomen sozialen Handelns zu erhalten.

Eine weitere wichtige Alltagstätigkeit ist die Ernährungssituation. In der Untersuchung hat sich ergeben, dass die Gesundheit der Betroffenen wegen der vernachlässigten und unbewussten Ernährungsgewohnheiten schleichend und kontinuierlich gefährdet werden kann. Hier müssen in Fort- und Weiterbildungen dringend Möglichkeiten der Unterstützung für die Verstärkung der eigenen Kompetenz gegeben werden, z. B. Informationen über gesunde und ausbalancierte Ernährung sowie das praktische Erlernen des Kochens.

Drittens wurde die Freizeit betrachtet: Die Betroffenen übernehmen grundsätzlich selbst die Verantwortung für ihre eigene Freizeit. Dies bedeutet für die Betroffenen Selbstständigkeit in den Entscheidungen bei der Freizeitauswahl bis zur Gestaltung der Freizeit. Jedoch kann diese Selbstständigkeit unerwünscht auch zu Langeweile im Alltag führen. Um dieser Langeweile vorzubeugen, sollten Rahmenbedingungen zur Selbstständigkeit vorausgesetzt werden: die Orientierung an der eigenen Interessenentwicklung und den verschiedenen Freizeitgestaltungsmöglichkeiten auf der persönlichen Ebene, die individuelle Unterstützung bei der entsprechenden Mobilisierung auf der Betreuungsebene sowie stabile und vielseitige soziale Netzwerk auf der gesellschaftlichen Ebene. In der Untersuchung beklagen sich die Betroffenen, für die diese Rahmenbedingungen nicht erfüllt sind, oft über Langeweile im Alltag.

Aus der Untersuchung geht deutlich hervor, dass die Betroffenen – insbesondere als Rentner oder Arbeitslose – ihre überreichlich vorhandene Freizeit zumeist als unbeschriebenen Alltagsbereich erleben. Wie oben gezeigt sind die meisten alleintätigen Freizeitgestaltungen das Musikhören, das Fernsehen und das Filmeschauen. Sie sind trotz der Unternehmungen mit Bekannten und Freunden sowie der Teilnahme an organisierten Freizeitangeboten die am häu-

figsten durchgeführte Freizeitgestaltung. Für die Betroffenen fällt die alltägliche Freizeitgestaltung oft aus, was an einer mangelnden Entwicklung des Interesses im reizlosen und monotonen Alltag liegt. Ohne ein greifbares Interesse sowie Neugier ist das Gelingen einer Selbstständigkeit bei der vielseitigen Freizeitgestaltung schwierig.

Darüber hinaus spielt die entsprechende Unterstützung bei der Freizeitgestaltung eine bedeutende Rolle. Ohne sie ist die Freizeitgestaltung kaum realisierbar, die insbesondere außerhalb des Zuhauses stattfindet. Bei denjenigen Betroffenen, die erhebliche körperliche Einschränkungen haben, ist eine Selbstständigkeit bei der Freizeitgestaltung nur durch den konstanten Einsatz von BetreuerInnen bzw. HelferInnen zu realisieren. Jedoch ist zu erwarten, dass die eingeplante Betreuungszeit hierfür nicht ausreicht.

Schließlich ist die Förderung sozialer Netzwerke ein wichtiger Motor zur Selbstständigkeit bei der Freizeitgestaltung von Betroffenen. Solche Netzwerke bedeuten zum einen die Verknüpfung der alleintätigen Freizeitgestaltung einschließlich der Freizeitgestaltung mit Bekannten und Freunden mit der von Vereinen und Institutionen organisierten Freizeitgestaltung; als Beispiel kann genannt werden, wie in der „K-Bäckerei“ der Austausch von persönlichen Erfahrungen und auf den Personenkreis bezogenen Informationen zwischen den Betroffenen stattfindet.

Zum anderen ist besonders die Verbindung zwischen den die unterschiedlichen Vereine und Institutionen übergreifenden und sowohl auf die Betroffenen als auch auf die Allgemeinheit bezogenen Freizeitinformationen für eine vielseitige und dauerhafte Freizeitgestaltung erforderlich, um Betroffene über die vielfältigen Angebote der verschiedenen Vereine zu informieren und ihren Zugang zur normalen gesellschaftlichen Teilhabe zu erweitern.

Um die Freizeit im betreuten Wohnen gelingend zu gestalten, muss sie im Hinblick auf persönliche (also Unterstützung bei der Interessenbildung und Erweiterung sozialer Beziehung), betreuungsstrukturelle (also Flexibilitätsgewährleistung der Betreuungssettings für die Mobilität) und gesellschaftliche (also Förderung der Kooperation der sozialen Netzwerke) Ebenen umfassend betrachtet werden, da Freizeit die Möglichkeit zur Rekreation, Kompensation, Edukation, Kontemplation, Kommunikation, Integration und Enkulturation bietet. Dies fördert letztlich die Partizipation von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen.

Das Alltagsleben im betreuten Wohnen kann als das realitätsbezogene Übungsfeld einerseits eigene Kompetenzverstärkung bzw. Ich-Kompetenz und andererseits die Ausgangskompetenz für weitere soziale Kompetenzbegründung bzw. Sozial-(Ich-Du-)Kompetenz in Gang setzen, wodurch sich die soziale Koppelung für die gesellschaftliche Verbindung aufbauen und aktualisieren lässt. Dies ist das Basiselement für das selbstbestimmte Leben überhaupt, was zugleich das Hauptziel des betreuten Wohnens ist. Allerdings sind die chronischen Problemstellungen wie z. B. das unkontrollierte Machtverhältnis bei der Geldverwaltung und die ungelösten Aufgaben der verantwortungslosen Ernährungssituation und der ausgeklammerten Freizeit ausreichend vorhanden. Diese lassen sich niemals allein durch die Kompetenzförderung der Betroffenen lösen.

7 Soziale Netzwerke

7.1 Einleitung

7.1.1 Bedeutung der sozialen Netzwerke

Soziale Beziehungen sind grundlegend und notwendig für das Überleben und die Entwicklung des Menschen. Als soziales Wesen hat der Mensch selbstverständlich das Bedürfnis nach sozialen Kontakten.

»Enge Bindungen und Beziehungen entsprechen einem menschlichen Grundbedürfnis und die Fähigkeit, Bindungen einzugehen und aufrechtzuerhalten, ist über die gesamte Lebensspanne bedeutsam.«

(Fuhrer 2008, S. 129)

Bindungen und Beziehungen sind nur dann möglich, wenn der Austausch zwischen einem Individuum und seiner Umwelt bzw. seinen Mitmenschen durch selbstständiges Einwirken auf die soziale Umwelt und durch die Annahme von gegenseitiger Wechselwirkung mit der sozialen Umwelt²⁸³ stattfindet. Soziale Beziehungen entfalten sich infolge von Kontakt, Nähe und Kommunikation, wodurch sich nach MASLOW das Bedürfnis nach sozialen Beziehungen bzw. nach Zugehörigkeit und Liebe befriedigen lässt.²⁸⁴ Wechselseitige soziale Beziehungen ergeben sich in der Gesellschaft auf unterschiedlichen Ebenen – zum Beispiel zwischen einzelnen Personen, Gruppen oder Institutionen. Dieses gesamte dynamische Geflecht sozialer Beziehungen wird als soziales Netzwerk verstanden.²⁸⁵

Für Menschen mit geistiger Behinderung spielt das soziale Netzwerk angesichts der gesellschaftlich anerkannten Identität wie Nachbarschaft statt „geistig Behinderte“ und deren Ausüben im allgemeinen Sozialraum eine große Rolle.²⁸⁶ In Anlehnung an WALKER, MC BRIDE und VACHON werden im Folgenden die einzelnen Funktionen sozialer Netzwerke für Menschen mit geistiger Behinderung dargestellt.²⁸⁷

- *Emotionale Unterstützung*: »Alltagsbeziehungen, in denen Menschen mit geistiger Behinderung Anerkennung, Bestätigung und Verständnis erfahren, ohne dass dies auf bezahlter Grundlage stattfindet, können zu einer emotionalen Bestärkung führen, Gefühlen der Einsamkeit entgegenwirken und Anteilnahme, Freunde, Trost oder allgemein Zuwendung erfahrbar machen.«

²⁸³ Vgl. Schmidt-Denter 2005, S. 1

²⁸⁴ Vgl. Maslow 1977, S. 85

²⁸⁵ Vgl. Theunissen 2007, S. 315

²⁸⁶ Vgl. Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 299

²⁸⁷ Vgl. ebd. S. 310f.

- *Instrumentelle Unterstützung*: »Die Lebenssituation von Menschen mit geistiger Behinderung ist in vielen Alltagsbereichen durch eine ausgeprägte Abhängigkeit von der praktischen Hilfe anderer gekennzeichnet (vgl. HAHN 1983). Die Mitglieder des sozialen Netzwerkes können bei allen Aktivitäten des täglichen Lebens praktische Hilfestellungen geben wie beispielsweise Hilfe bei der Körperpflege, bei der Haushaltsführung, bei der Kommunikation bis hin zur Unterstützung und Begleitung bei sozialen Aktivitäten außerhalb der Wohnung.«

- *Kognitive Unterstützung*: »Menschen mit geistiger Behinderung sind wie alle Menschen auf vielfältige Informationen über Alltagszusammenhänge angewiesen. Solche Informationen bieten die Grundlage für die Entwicklung von Alltagsorientierungen sowie für das Erkennen und Formulieren eigener Interessen. [...] Diese Informationen können sich auf finanzielle Hilfen, auf kulturelle und soziale Angebote im Gemeinwesen, auf Mitfahrmöglichkeiten, auf Anregungen, z. B. wie man sein Zimmer einrichten kann, und viele andere alltägliche Dinge beziehen.«

- *Aufrechterhaltung der sozialen Identität*: »Die Identitätsbildung ist eine der zentralen Herausforderungen, vor der Menschen stehen. [...] Die Erfahrung der Zugehörigkeit zu einem kleinen sozialen Beziehungsgeflecht mit hoher Kontaktdichte und starken Bindungen, mit großer kultureller Homogenität und großer räumlicher Nähe fördert die Herausbildung einer Gruppenidentität.«

- *Vermittlung neuer sozialer Kontakte*: »Beim Knüpfen neuer Kontakte sind Menschen mit geistiger Behinderung mehr als andere auf vermittelnde Hilfen angewiesen. Die Mitglieder des sozialen Netzwerkes von Menschen mit geistiger Behinderung verfügen auch ihrerseits über soziale Netzwerke, die häufig sehr verschieden voneinander sind. Diese Beziehungsnetze bieten auch Anknüpfungspunkte für Menschen mit geistiger Behinderung, die zur Erweiterung ihres sozialen Netzwerkes und ihres Potentials an sozialer Unterstützung genutzt werden können.«

(Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 311)

Diese fünf Funktionen sozialer Netzwerke können auf die psychisch-gesundheitliche Ebene als soziale Unterstützungsressource eine direkte oder indirekte Wirkung haben. Soziale Netzwerke und Beziehungen wirken direkt auf das psychische Wohlbefinden und das Zugehörigkeitsgefühl ein und beeinflussen somit die Entwicklung der Sozialisation.²⁸⁸ Des Weiteren können das Zugehörigkeitsgefühl bzw. die emotionale Bindung als »Analogie zum körperlichen Immunsystem als soziales Immunsystem« (Schmidt-Denter 2005, S. 257) indirekten Einfluss auf die Gesundheit ausüben. Insofern hängt das Gelingen sozialer Netzwerke bzw. Beziehungen zwischen einem Individuum und seinem Umfeld mit den Möglichkeiten zur sozialen Teilhabe zusammen.²⁸⁹ Somit haben soziale Netzwerke für Menschen mit geistiger

²⁸⁸ Vgl. Schmidt-Denter 2005, S. 257

²⁸⁹ Vgl. Seifert 1997, S. 78

Behinderung eine große Bedeutung sowohl für die persönliche Ebene, z. B. für Gesundheit und Sozialisation, als auch für die gesellschaftliche Ebene, z. B. für soziale Teilhabe.²⁹⁰

7.1.2 Formen sozialer Netzwerke

Die sozialen Netzwerke lassen sich in *partiale* und *totale* soziale Netzwerke unterscheiden.²⁹¹ Die *partialen*, *persönlichen* und *egozentrierten* sozialen Netzwerke fokussieren auf die »Beziehung einer bestimmten Person« (Dworschak 2004, S. 62). *Totale* soziale Netzwerke beruhen hingegen auf »allen direkten und indirekten Beziehungen einer Einheit« (ebd.), die sich nicht konstruktiv und umfassend analysieren lassen.²⁹² In diesem Kapitel werden im Hinblick auf die *partialen* sozialen Netzwerke die sozialen Beziehungen der Betroffenen betrachtet und analysiert. Die *partialen* sozialen Netzwerke der Menschen mit geistiger Behinderung lassen sich in zwei Beziehungsformen unterscheiden.

»Primäre bzw. informelle Netzwerke umfassen private und selbst-gewählte Beziehungen, das heißt Beziehungen, die auf Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit beruhen« (ebd.). Zum einen gehören Familien, eine Ehe- oder Lebenspartnerschaft und sonstige Verwandtschaften zu diesen nicht professionellen Beziehungen, die »das Leben für eine gewisse Zeit oder auf Dauer miteinander teilen« (Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 299). Zum anderen zählen hierzu Nachbarn und Freunde, die zu den Menschen mit geistiger Behinderung in einem freundschaftlichen Verhältnis stehen, oder gute Bekannte, die sie »in Vereinen, am Arbeitsplatz, in Kirchengemeinden, Parteien, in VHS-Kursen, bei Sport- oder Kulturveranstaltungen, in Gaststätten und beim Einkaufen« (ebd.) treffen.

»Sekundäre bzw. formelle Netzwerke umfassen professionelle und öffentliche Beziehungen« (Dworschak 2004, S. 62), »das heißt Beziehungen zu Menschen, die für den Umgang mit Menschen mit geistiger Behinderung bezahlt werden« (Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 299). Als Beispiele seien BetreuerInnen, HelferInnen und gesetzliche BetreuerInnen genannt.

Da die *sekundären* bzw. *formellen* Netzwerke Thema des nächsten Kapitels sind, werden sie in diesem Kapitel nicht weiter behandelt. Im Folgenden werden die *primären* bzw. *informel-*

²⁹⁰ Vgl. Schmidt-Denter 2005, S. 257

²⁹¹ Vgl. Rost 2001, S. 657f. und vgl. Dworschak 2004, S. 62

²⁹² Vgl. Dworschak 2004, S. 62

len und *persönlichen* sozialen Netzwerke der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen, getrennt nach den einzelnen Lebensbereichen, näher betrachtet.

7.2 Ergebnisse der Untersuchung

Die Frage ist, welche Zusammenhänge sich zwischen den sozialen Beziehungen von Erwachsenen mit geistiger Behinderung und dem selbstbestimmten Leben im betreuten Wohnen ergeben. Anhand der Aussagen der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen werden zunächst die Funktionen sozialer Netzwerke in Bezug auf den Lebensalltag zusammengefasst. Darauf aufbauend wird analysiert, welche Unterstützungsmaßnahmen für das Gelingen der *primären, nicht professionellen* bzw. *informellen* und *persönlichen* sozialen Netzwerke erforderlich sind.

7.2.1 Überblick über die Untersuchung

Die sozialen Beziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen gliedern sich in unterschiedliche Lebensbereiche wie Arbeit, Wohnen – einschließlich Wohnform und Partnerschaft – und Freizeit. Sie umfassen sowohl familiäre Beziehungen als auch Freund- und Bekanntschaften sowie Nachbarschaftsverhältnisse, die jeweils vielfältig mit allen Lebensbereichen verknüpft sind.

Dass Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen durch freizeitleiche Aktivitäten soziale Beziehungen aufbauen können, wurde bereits im vorherigen Kapitel dargestellt. Darüber hinaus wurde deutlich, dass die sozialen Beziehungen, die sich aus Freizeitaktivitäten ergeben, für die Betroffenen im betreuten Wohnen als emotionale und kognitive Unterstützungsressourcen bei der Überwindung von Einsamkeit und beim Austausch über kulturelle Informationen und Angebote funktionieren. Bezüglich der sozialen Beziehungen aus dem Freizeitbereich ist festzustellen, dass die Kontaktpersonen fast ausschließlich aus den Gruppen von Menschen mit Behinderung stammen.

An dieser Stelle werden nun die sozialen Beziehungen aus weiteren Lebensbereichen wie Arbeit und Wohnen untersucht. Insbesondere werden die sozialen Beziehungen aus dem Wohnbereich unter die Lupe genommen, denn sie können für das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen eine wesentliche Rolle spielen. In der folgenden Tabelle wird ein Überblick gegeben über die sozialen Netzwerke der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen. Dabei werden sowohl die verschiedenen Lebensbereiche betrachtet als auch die sozialen Beziehungen zu Menschen mit (geistiger) Behinderung sowie Menschen ohne Behinderung zusammenfassend dargestellt.

Tabelle 19: Überblick über die sozialen Beziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen

Lebensbereiche / Personen	Menschen mit Behinderung				Menschen ohne Behinderung			
	Wohnen		Arbeit	Freundes- und Bekanntenkreis	Wohnen		Arbeit	Freundes- und Bekanntenkreis
	Partnerschaft	Wohnformen			Partnerschaft	Wohnformen		
A			W	Arbeitsstelle, Angebote im Verein		mit Eltern		Moschee, Nachbar- und Freundschaft
AN		mit Bruder		Nachbarschaft, Teilnahme und Angebote im Verein			R (AA)	ehemalige Arbeitskollegen, Stammrestaurant, Freizeit
AK	[Verlobter]		W	Arbeitsstelle, K-Bäckerei, Stammtisch				Nachbarschaft, K-Bäckerei, Fitnesscenter
AT		WG	R (W)	Stammtisch, K-Bäckerei, Mitbewohnerin				K-Bäckerei, Nachbarschaft
B			W	Arbeitsstelle				Nachbarschaft
BL			W	Arbeitsstelle, Stammtisch		WG (mit Betreuer)		
F				Nachbarschaft			AA (W)	Arbeitsstelle, Nachbarschaft
FK	Freundin	WG	W	Arbeitsstelle, Stammtisch, K-Bäckerei, Mitbewohner				K-Bäckerei, Nachbar- und Freundschaft
S	Freund	WG	H (W)	Nachbarschaft, Stammtisch, K-Bäckerei, Mitbewohner				K-Bäckerei, Nachbar- und Freundschaft
G				Zeitungs-AG, Teilnahme und Angebote im Verein			R (AA)	Nachbarschaft
HM			W	Zeitungs-AG, Stammtisch, Teilnahme und Angebote im Verein				
HR				Zeitungs-AG, Teilnahme und Angebote im Verein		mit Betreuer	Aß (W)	Arbeitsstelle, Nachbarschaft

M			S	Schule, Stammtisch, Angebote im Verein	mit Eltern		Orchester, Nachbarschaft
J			S	Schule, Stammtisch, Angebote im Verein	mit Eltern		Chor, Nachbarschaft
MA		WG		Stammtisch, MitbewohnerInnen		I	Arbeitsstelle
PK	verheiratet	Paar		Nachbarschaft		R (W, AA)	Nachbarschaft
PZ		WG	W	Arbeitsstelle, Stammtisch, MitbewohnerInnen			Café
R	Freundin			Arbeitsstelle		AB (W)	
SN	Freund		W	Stammtisch, Angebote im Verein			Nachbarschaft
RB	verheiratet	Paar	R, T (W)	Stammtisch, K-Bäckerei, Teilnahme und Angebote im Verein			Gastronomie, K-Bäckerei, VHS oder Teilnahme an Tätigkeiten im Verein
U	verheiratet	Paar		Stammtisch, K-Bäckerei, Fortbildung im Verein		AA (W)	K-Bäckerei, Gastronomie
RK				Freizeit, Angebote im Verein		AA (W)	Nachbar- und Freundschaft
RT		WG		Zeitungs-AG, Mitbewohner, Angebote im Verein		R (AA)	
W	verheiratet	WG		Stammtisch, Mitbewohner, Angebote im Verein		R (AA)	
SD			W	Arbeitsstelle, Angebote im Verein	Eltern sind Nachbarn		Freizeitlicher Verein
Y	Verlobter		H (W)				

W = Werkstätten für Behinderte
R = RentnerIn
T = Teilzeitarbeit
AA = Allgemeiner Arbeitsmarkt
[] = nicht zusammen wohnen

H = Hausfrau
AB = Außenarbeitsstelle der WfB
S = Schule für praktisch Bildbare
I = Integrative Firma

() = ehemalige Arbeitsstelle
J = Ja
N = Nein
WG = Wohngemeinschaft

7.2.2 Soziale Beziehungen zu Menschen mit Behinderung

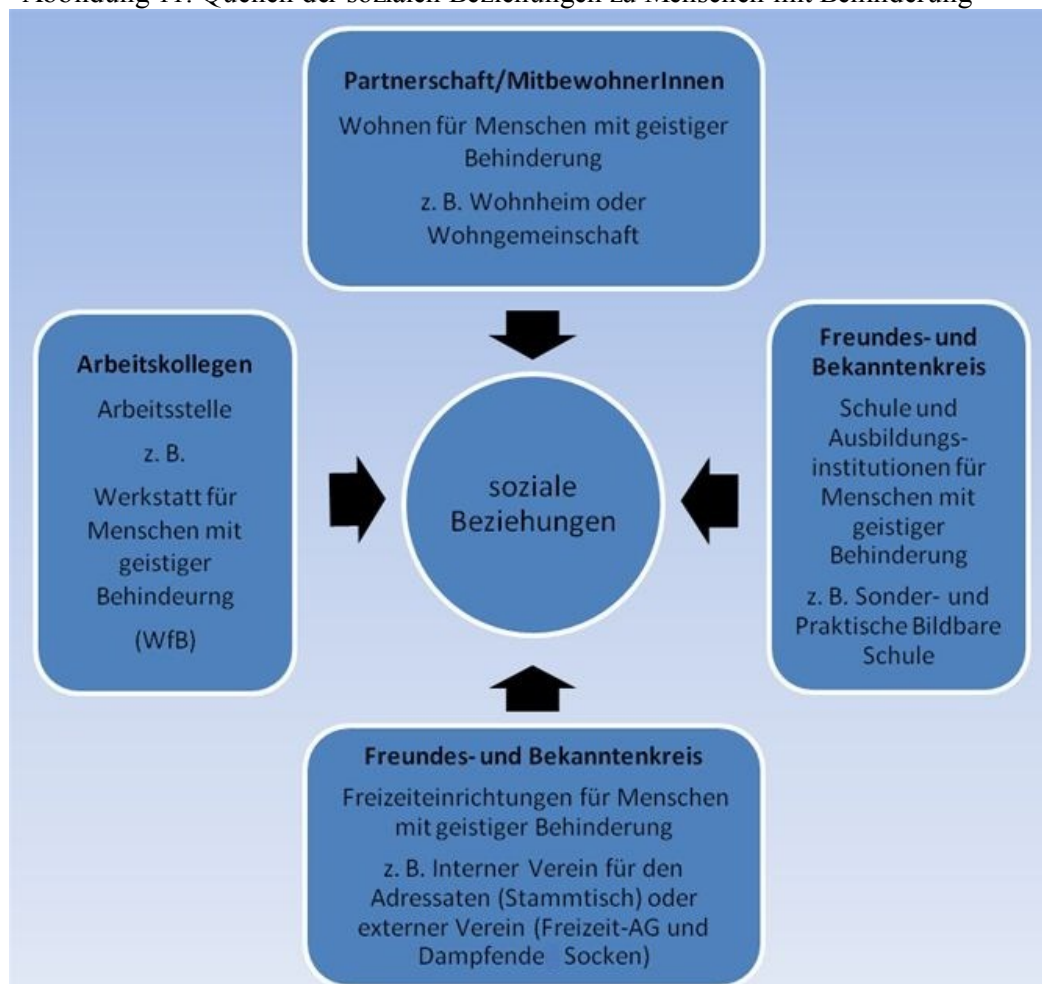
Die Untersuchung ergibt, dass der Anteil der sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung größer ist als der Anteil der sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung. Der Grund hierfür ist, dass die Betroffenen in den meisten alltäglichen Lebensbereichen unter der gesellschaftlichen Kategorisierung²⁹³ „Menschen mit geistiger Behinderung“ auf Men-

²⁹³ Vgl. Goffman 1975, S. 9f.

schen derselben Personengruppe treffen und mit diesen die meiste Zeit verbringen – nicht nur in der WfB als Arbeitsstelle, sondern auch in der Schule, in zugehörigen Institutionen bzw. Vereinen und bei den organisierten Freizeitangeboten. Dabei ist nicht zu übersehen, dass sich der Kontakt zu gleichen Personengruppen in den meisten Alltagssituationen aufgrund von strukturgebundenen Gegebenheiten fast zwangsläufig ergibt.

Aus diesem Grund ist es wichtig, die sozialen Beziehungen zu gleichen Personengruppen genau zu analysieren, um dieses offenbar allgemeine Phänomen verstehen zu können. Die strukturgekoppelte soziale Konstellation für die Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen ist in folgende Lebensbereiche unterteilt.

Abbildung 11: Quellen der sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung²⁹⁴



Diese Abbildung verdeutlicht, dass die sozialen Beziehungen vorwiegend zu Menschen mit Behinderung sich aus den Lebensräumen ergeben, die in ihren Strukturen und Konstellationen hauptsächlich zur Förderung und zur Unterstützung der Menschen mit geistiger Behinderung

²⁹⁴ Eigene Darstellung.

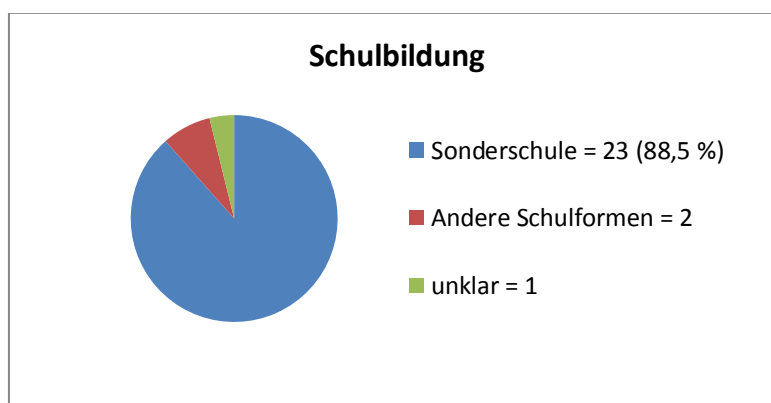
konzipiert worden sind. Jedoch ist klar zu erkennen, dass diese Lebensräume eine Ausgrenzung und eine geschlossene Gruppendynamik systematisch vorgeben. Es lässt sich interpretieren, dass den Betroffenen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen nur knappe soziale Ressourcen zum Aufbau neuer Beziehungen zu Menschen außerhalb dieses strukturgebundenen Systems zur Verfügung stehen.

7.2.2.1 Soziale Beziehungen zu Menschen mit Behinderung in Bezug auf die Arbeitsstelle

In diesem Teil werden zwar die sozialen Beziehungen vorgestellt, die sich über die Arbeitsstelle ergeben. Allerdings wurden vor allen Dingen die Kontaktmöglichkeiten analysiert, da in dieser Untersuchung die sozialen Beziehungen in Alltagssituationen im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Die Arbeitsstelle nimmt für Menschen mit geistiger Behinderung einen besonderen Stellenwert ein, da die meisten direkt nach der Schulausbildung anfangen, in einer Werkstatt zu arbeiten. Die Schulen für Menschen mit geistiger Behinderung, wie die Schule für praktisch Bildbare, und die WfB – Werkstätten für Behinderte – sind eng miteinander verbunden. Dies führt zu einer kontinuierlichen institutionellen Aussonderung aus der Gesellschaft, was die geschlossenen sozialen Beziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung zur Folge hat.

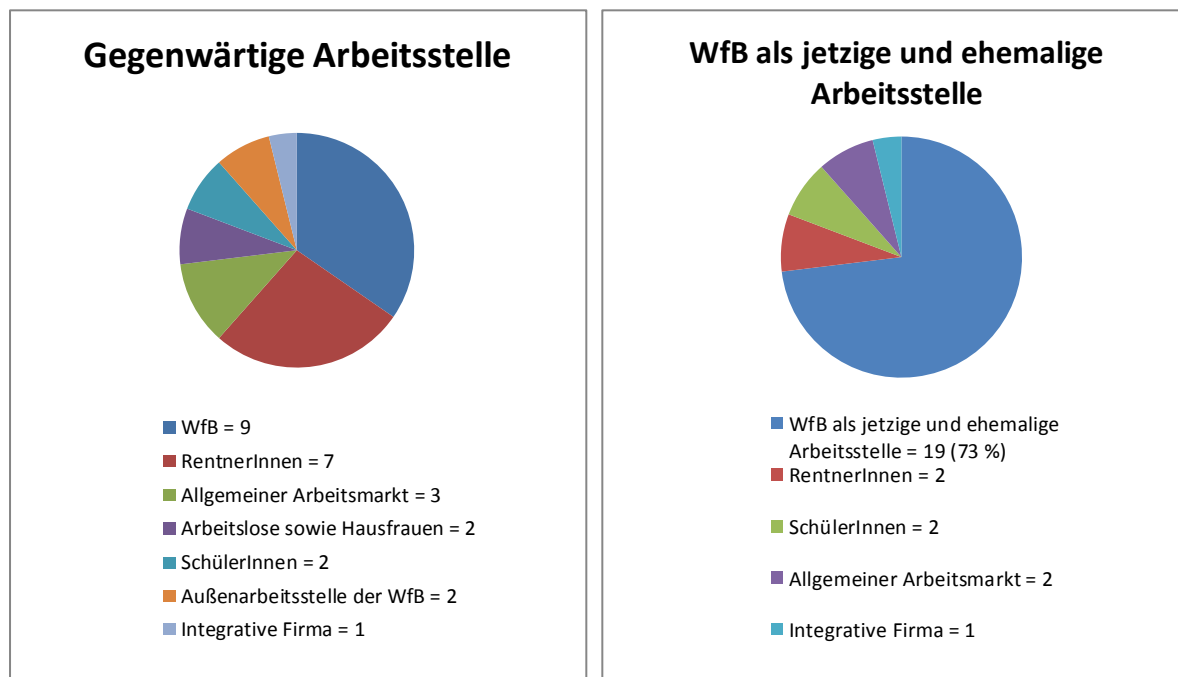
In der vorliegenden Untersuchung besuchten 23 der 26 befragten Personen Sonderschulen wie die Schule für praktisch Bildbare, die Schule für Körperbehinderte oder die Hilfsschule; dies entspricht 88,5 Prozent der gesamten Gruppe. Zwei Personen besuchten zwar eine Haupt- bzw. Realschule, deren Behinderung trat allerdings erst nach der Schulbildung ein.

Abbildung 12: Schulbildungssituation der Betroffenen



Nach der Schulbildung und Ausbildung ist die Werkstatt für Menschen mit geistiger Behinderung ein klassischer Ort, an dem die Menschen mit geistiger Behinderung sich bis zur Rente tagsüber aufhalten. Zunächst werden in den folgenden zwei Diagrammen die Arbeitsstellen der Betroffenen angeführt.

Abbildung 13: Die Situation der Arbeitsstelle von Menschen mit geistiger Behinderung

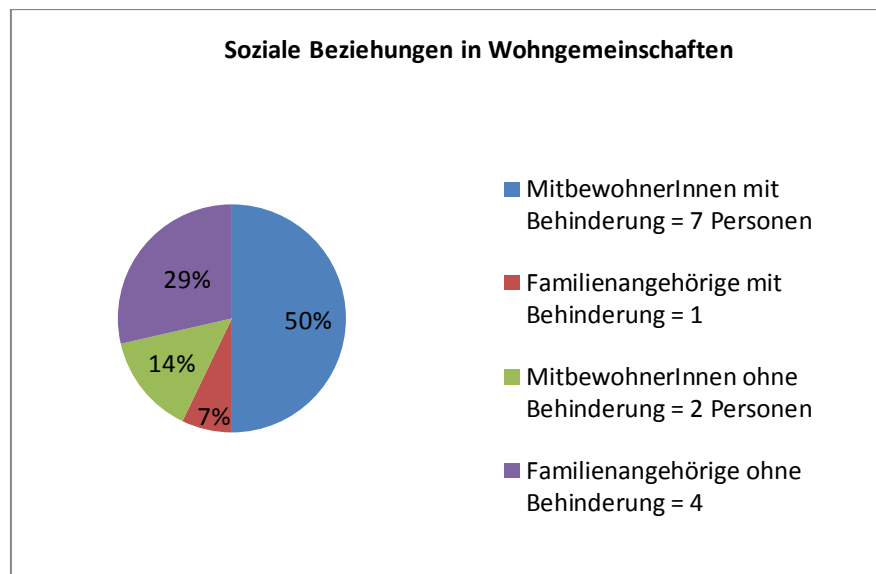


Aus diesen Diagrammen geht hervor, dass insgesamt 19 Betroffene in der Arbeitsstelle Werkstätten für Behinderte tief verwurzelt sind. Neun Personen arbeiten immer noch in WfB. Zehn Personen sind zwar nicht mehr in WfB tätig, fünf davon sind gegenwärtig allerdings RentnerInnen, zwei sind zurzeit Hausfrauen. Außerdem arbeiten zwei Personen in Außenarbeitsstellen der WfB, und nur ein einziger Interviewpartner ist nach der Arbeit in WfB im allgemeinen Arbeitsmarkt tätig. Es zeigt sich, dass einerseits die WfB als Quelle sozialer Beziehungen innerhalb des Personenkreises eine wichtige Rolle spielen. Andererseits dominieren die WfB als Ausgangspunkt so auch die sozialen Kontakte von Erwachsenen mit geistiger Behinderung.

7.2.2.2 Soziale Beziehungen zu Menschen mit Behinderung in Bezug auf das Wohnen

In diesem Teil werden die sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung in Bezug auf die Wohnform bzw. Wohngemeinschaft analysiert und dargestellt. Ohne Berücksichtigung der Wohnformen ist es nicht möglich, die Kontexte sozialer Beziehungen von Betroffenen zu begreifen. In der nachfolgenden Abbildung werden die sozialen Beziehungen in Wohngemeinschaften detailliert dargestellt.

Abbildung 14: Soziale Beziehungen in Wohngemeinschaft



Insgesamt haben sieben Betroffene soziale Beziehungen zu MitbewohnerInnen mit Behinderung. Davon leben vier Betroffene in Zweier-WGs, zwei Betroffene als Partner in einer Dreier-WG, und eine Betroffene wohnt in einer Fünfer-WG. Die vorwiegende Wahl von MitbewohnerInnen mit Behinderung resultiert daraus, dass einerseits die meisten Betroffenen versuchen, ihre MitbewohnerInnen aus ihrem bestehenden Bekanntenkreis zu rekrutieren. Andererseits erfolgen der Informationsaustausch und die Wohnungssuche in den meisten Fällen innerhalb von Vereinen und Institutionen für Menschen mit geistiger Behinderung.

Der folgende Interviewauszug weist konkret darauf hin, dass die Mitbewohnerin der Befragten sowohl Arbeitskollegin als auch Bekannte aus dem Wohnheim ist.

»P: [...] Früher(..) mhm(..) kannten Sie Ihre Mitbewohnerin gut?

PZ: Ja.

P: Ach so. Wo arbeitet sie?

PZ: Sie arbeitet [Sie beschreibt die Arbeitsstelle, wo ihre Mitbewohnerin arbeitet.] auch in der L-Verein.

P: W-Abteilung?

PZ: N-Abteilung.«

»P: Ehm. Und(..) wer hat(..) entschieden, dass Sie mit Ihrer Mitbewohnerin hierher zusammen umziehen? Es gibt viele andere, meine ich.
 PZ: Ne, ich(..) ich wohne mit ihr.
 P: Ach so. Weil die schon bekannt war?
 PZ: Ja, was(..) sie muss so raus und da habe ich ja(..) ein Zimmer frei gehabt.
 P: Ehm.
 PZ: Und(..) da habe ich ihr es(..) dann gegeben.
 [...]
 P: [...] warum wollen Sie zusammenleben?
 PZ: Weil mir uns(..) mhm(..) vom Wohnheim schon her kannten(..) und jemand fremd die Wohnung das wollte ich net. Ich wollte jemand(..) bekanten.«
 (aus Interview mit Frau PZ 466-471, 484-493 vom 21.03.2007)

Es ist auch zu erkennen, welche Aspekte bei der Auswahl von MitbewohnerInnen wichtig sind. Insbesondere ist es in Zweier-WGs zu beobachten, dass sich die weiblichen Betroffenen grundsätzlich für eine reine Frauenwohngemeinschaft entscheiden. Die Existenz sozialer Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaften kann mit Blick auf gegenseitige Hilfen im Alltag vielfältig beobachtet werden. In den Interviews wurden die positiven Interaktionen innerhalb von WGs, deren Bewohner aus Gründen der gegenseitigen Unterstützung zusammenleben, angesprochen. Diese nützlichen sozialen Beziehungen können mit Blick auf das psychische Befinden das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen vorteilhaft beeinflussen. Ein Beispiel hierfür ist, dass die Betroffenen durch die gemeinsame Haushaltsführung die Möglichkeit erhalten, voneinander zu lernen, schwere Aufgaben gemeinsam zu bewältigen und im Alltag mit jemandem auf gleicher Augenhöhe zu interagieren. Dies vermittelt beiden Beteiligten das Gefühl von Zugehörigkeit, Zuneigung und Geborgenheit. Darüber hinaus wird die Motivation zum Experimentieren im Alltag – zum Ausprobieren neuer Kochrezepte, zur gesellschaftlichen Unterhaltung – geweckt, und eine selbstbewusste Gruppendynamik entsteht. Unzweifelhaft positive Auswirkungen der sozialen Beziehungen in Wohngemeinschaften auf das Leben im betreuten Wohnen sind insbesondere die Überwindung der Einsamkeit und der Abbau von Hemmungen gegenüber anderen.

Aus dem folgenden Dialog mit Frau PZ geht die positive Auswirkung einer sozialen Beziehung zur Mitbewohnerin auf die emotionale Ebene beispielhaft hervor.

»PZ: Ne! Da war ich nur depressiv. Ich bin ja net. Deswegen bin ja hochgekommen, seit ich von der L-Verein.
 P: Waren Sie dann bei(..) als Sie beim F-Verein gewesen waren, nach der Arbeit waren Sie immer zu Hause allein?
 PZ: Ja!
 [...]
 PZ: Ne, dann habe ich angefangen zu trinken.
 P: Alkohol?

PZ: Ach ja.
P: Ehm.
PZ: Und da war ich ein Jahr in, in Entziehungskur.«

»PZ: Ich kann jetzt net. Ich kann nicht mehr alleine wohnen. Ich(..) kriege, ich Angst.
P: Was für eine Angst haben Sie?
PZ: Ne! [Sie reagiert heftig und schreckhaft.]
P: Gab's irgendeine Geschichte?
PZ: Mhm(..) ne, aber(..) ich möchte net allein wohnen.«

(aus Interview mit Frau PZ 385-397, 495-499 vom 21.03.2007)

Die 50-jährige Frau PZ, die früher allein, einsam und ängstlich lebte, teilt sich zurzeit ein Appartement mit einer Mitbewohnerin. Sie machte in der Vergangenheit die Erfahrung, dass sie nicht allein wohnen kann und eine enge Kontaktperson in ihrer Nähe braucht. Sie wohnt jetzt mit einer anderen Frau zusammen und erhält dadurch die Chance zur Kommunikation. Sie erfährt emotionale Stabilisierung und kann die eigene Einsamkeit und ihre Ängste bekämpfen. Laut der folgenden Aussagen von BetreuerInnen und Betroffenen können die sozialen Beziehungen sowohl für ältere Betroffene als auch für die Jüngeren positive Auswirkungen haben. Einerseits werden die Betroffenen, je älter sie werden, immer abhängiger von Pflegeleistungen und Eingliederungshilfen – wobei die gesetzlichen Vorgaben für sie kaum ausreichen. Andererseits durchlaufen Heranwachsende nach der Ablösung von den Eltern eine so genannte Übergangsphase zum selbstbestimmten Leben und zur Schließung der Lücke der „Autonomieentwicklung“.²⁹⁵

»[...] die Autonomieentwicklung ist kein rein individueller Prozess, sondern vollzieht sich im sozialen Kontext. Die Ablösung von den Eltern gestaltet sich in der Regel im Rahmen emotional bedeutsamer Beziehungen zur Herkunftsfamilie (Smollar & Youniss, 1989). Sie bewegt sich im Spannungsfeld von Verbundenheit und Abgrenzung. Diese beiden Pole widersprechen sich nicht, sondern sind komplementäre Aspekte des Entwicklungsprozesses.«

(Schmidt-Denter 2005, S. 162)

Aus den Interviews mit BetreuerInnen geht deutlich hervor, dass die sozialen Beziehungen in Wohngemeinschaften als Raum von Autonomieentwicklung für die ausgedehnte postadoleszente Phase von Menschen mit geistiger Behinderung eine große Bedeutung haben können.

»BS: Wobei(..) aber zu sagen ist, dass eine(..) ein, ein großer Teil dieser allein wohnenden Menschen ist alleine nicht(..) so zufrieden. Möchte gerne mit anderen wohnen.

[...]

BS: [...] Eine, eine größere Wohngemeinschaft, wo man vielleicht auch nur auf Zeit oder so wohnen kann.«

(aus Interview mit Herrn BS-Betreuer 326-330 vom 17.01.2007)

²⁹⁵ Vgl. Schmidt-Denter 2005, S. 161f.

»O: Eltern engagierten Eltern(..) } Ne. Wir hatten ältere Kundschaft ja? Und die jetzt gibt es eigentlich eher engagierte Eltern, die ihr Kind nicht in ein Heim geben wollen, sondern in eine ambulante Wohnform(..) mhm(..) und würden gerne(..) eine gut funktionierende Wohngemeinschaft vorfinden. Die haben wir nicht. Das heißt, wie könnten wir eine Wohngemeinschaft konstruieren [...] Also mein 18-jähriges Kind mhm(..) mit Behinderung soll alleine wohnen. [...]

[...]

O: [...] mit ja, mit beinah zusammenwohnen mein Kind oder(..) eher mit Frauen oder gemischte WG oder in einer studentischen Wohngemeinschaft [...] Ja, und diese Wohngemeinschaft nach einer Sicherheitsphase wieder verlassen können und(..) dann aber in einer(..) selbst in eine eigene Wohnung zu ziehen.«

(aus Interview mit Herrn O-Betreuer 389-391 vom 05.12.2006)

Diese Aussagen von zwei Betreuern weisen darauf hin, dass sich ältere und jüngere Betroffene aus Gründen der gegenseitigen Unterstützung im Sinne einer individuellen, selbstständigen Lebensführung in Wohngemeinschaften zusammenfinden.

Die folgenden Zitate sind Aussagen eines 20-jährigen Betroffenen. Er wohnt noch bei den Pflegeeltern, plant jedoch, in absehbarer Zeit in eine WG zu ziehen. Er hat bei den von Vereinen organisierten Veranstaltungen bereits Kontakt zu anderen Betroffenen aufgenommen. Er hat konkrete Vorstellungen von möglichen MitbewohnerInnen und den Beziehungen innerhalb einer Wohngemeinschaft.

»P: Wollt ihr dieses Wohnprojekt(..) da{

M: }Ja, wir wollen mitmachen.

[...]

P: Was(..) findet ihr so attraktiv oder?

M: Weil da, aber nette Leute sind(..) also die das(..) leiten und(..) aber denke, ist da ganz gut aufgehoben sind bei diesen Leuten, dass sie uns helfen können, wenn wir Probleme haben und so was. [...]

»M: Ich möchte(..) in der Umgebung, wo es ist, so Wohnprojekt(..) mit verschiedenen Leuten.

[...]

P: Ach so. Du willst dann in einer WG wohnen.

M: Ja. Genau.

P: Warum willst du in einer WG wohnen?

M: Weil ich aber mit Leuten was zu tun haben will, so alleine wohnen habe ich keinen, mit dem ich mich so unterhalten kann und so was und(..) ja.«

(aus Interview mit Herrn M und Frau J 241-246, 1019-1027 vom 17.04.2007)

Die sozialen Beziehungen innerhalb einer Wohngemeinschaft sind für die Betroffenen auf der persönlichen Ebene eine Freundschaftsquelle, ermöglichen gemeinsame Unternehmungen und sind Interaktionsraum zwischen dem eigenen Leben und dem Umfeld der anderen.

Neben positiven Auswirkungen gibt es auch problematische Aspekte der sozialen Beziehungen zu MitbewohnerInnen. Zu nennen sind zum Beispiel Konflikte, die sich aus Meinungs-

verschiedenheiten zwischen den MitbewohnerInnen sowie einem Mangel an Strategien zur Konfliktlösung ergeben. Gemeinsam mit anderen in einer Wohnung zu leben, ist nicht für jeden unkompliziert, denn die einzelnen BewohnerInnen haben einen eigenen Willen und wollen gemäß dem persönlichen Lebensrhythmus in ihren begrenzten Räumlichkeiten leben. Beispielsweise haben die meisten Wohngemeinschaften bestimmte Regeln für das Zusammenleben – wie WG-Besprechungen, regelmäßiges gemeinsames Kochen und Essen oder einen Putzplan. Bei verschiedenen Meinungen einen Konsens zu finden und sich an Absprachen auch zu halten, das ist infolge der jeweiligen Persönlichkeit oft schwer. Es kann zu Meinungsverschiedenheiten zwischen MitbewohnerInnen kommen, die von kleinen Auseinandersetzungen bis zu großen Streits reichen. Die folgenden zwei Interviewauszüge geben Auskunft über die Schwierigkeiten in den Wohngemeinschaften von zwei Betroffenen.

»P: Aha. Mhm(..) also verstehst du dich gut miteinander mit(..) deinen MitbewohnerInnen?

MA: Es geht. [Leise gelacht.]

[...]

MA: Ja, dass wir manchmal(..) Meinungsverschiedenheit haben(..) in einer Wohngemeinschaft. Aber(..) mhm(..) ja(..) jeder(..) jeder hat eine andere Meinung(...) und(..) man mir so gefragt. Wenn man so mal schwierig(..) den T-Mitbewohner fragt gegenüber von mir(..) und T-Mitbewohner, ja was ist? Kriegt man sone Antwort und(...) ja(..) später(..) plane ich was Weiteres was(..) ich will später(..) mit meiner Freundin zusammenziehen. Die hier wohnt. Wir wollen zusammenziehen.«

(aus Interview mit Frau MA 281-288 vom 04.04.2007)

»P: Verstehst du dich gut mit deinem Mitbewohner?

W: Ja.

P: Hast du kein Problem oder so?

W: Doch. Der hat lange Finger. Er nimmt sich gern mal Sachen, die mir gehört.

P: Aha. Ja, das ist dann(..) schon Problem. Ehm. Dann was machst du? Hast du etwas davon gesprochen?

W: Ach ja. Ich mach dann Krach.

P: Trotzdem immer so?

W: Er sagt immer, weiß ich es nicht. Er schiebt alles so sein Kurzzeitgedächtnis. Das ist schade ne?«

(aus Interview mit Herrn W 227-234 vom 20.11.2006)

Aus diesem Gespräch ist zunächst herauszulesen, dass es Probleme mit unterschiedlichen Lebensgewohnheiten gibt – was allerdings banal ist und für gewöhnlich zum Alltag in jeder Wohngemeinschaft gehört. Das eigentliche Problem im Vergleich zu anderen Wohngemeinschaften liegt vielmehr darin, dass die Auswahl neuer MitbewohnerInnen für die Betroffenen strukturmäßig mit den Vereinen verbunden ist und die Betroffenen oft nur für kurze Zeit und als Übergangsphase in den WGs bleiben. Dies hat flüchtige Beziehungen zwischen den sich oft völlig fremden und nicht einschätzbaren MitbewohnerInnen zur Folge. Daraus resultiert

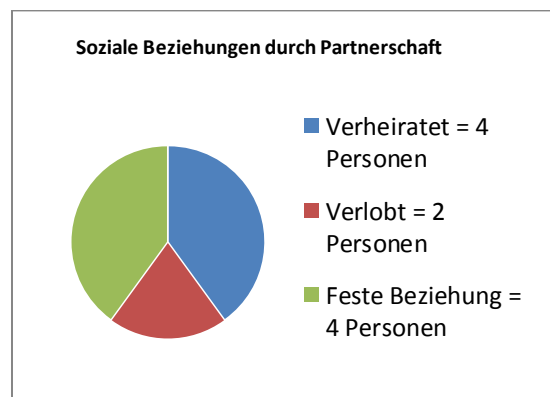
ein instabiles Verhältnis auf der psychischen Ebene, z. B. durch fehlende Geborgenheit, und auf der physischen Ebene, z. B. durch den permanenten Rückzug in das eigene Zimmer. Bei verhaltensauffälligen Betroffenen und solchen mit Kommunikationsschwächen können derartige Probleme in sozialen Beziehungen eine doppelte Isolierung im eigenen Wohnraum bedeuten; sie leben einerseits mit Menschen mit geistiger Behinderung zusammen, andererseits wohnen sie eingeschränkt in ihrem eigenen Zimmer.

7.2.2.3 Partnerschaft

Im Allgemeinen bedeutet eine Partnerschaft als zentrale menschliche Entwicklungsaufgabe einen sozialen Übergang von der Herkunftsfamilie zu einer intimen Paarbeziehung. Dies bedeutet, dass die Betroffenen einen Ablösungsprozess von den Eltern erfahren und so ein selbstständiges Leben gefördert wird.²⁹⁶ Viele Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen wünschen sich eine Partnerschaft.²⁹⁷ Dieser Wunsch und dessen Verwirklichung, Aspekte wie Sexualität in einer Beziehung mit eingeschlossen, sind als grundlegende Elemente für die Persönlichkeitsentwicklung zu verstehen.²⁹⁸

Im Rahmen der Untersuchung leben insgesamt zehn von 26 Betroffenen in partnerschaftlichen Beziehungen. Acht Personen wohnen mit ihren PartnerInnen zusammen im betreuten Wohnen, davon leben zwei Personen gemeinsam mit einem dritten Mitbewohner in einer Wohngemeinschaft. Es gibt ein Ehepaar mit Kind.

Abbildung 15: Soziale Beziehungen durch Partnerschaft



²⁹⁶ Vgl. Schmidt-Denter 2005, S. 175

²⁹⁷ Vgl. Mattke 2004, S. 55

²⁹⁸ Vgl. Walter 1997, S. 236

Die Partnerschaft als soziale Beziehung ist jeweils aus anderen Lebensbereichen wie Arbeit oder Freizeit entstanden. Deshalb sind die Paare meistens ArbeitskollegInnen oder Mitglieder im selben Verein.

Die Betroffenen erhalten durch die Partnerschaft vielseitige Unterstützung in ihrem Alltag im betreuten Wohnen, sowohl auf praktischer als auch auf psychischer Ebene, wie aus den folgenden Auszügen aus dem Interview mit einem Liebespaar hervorgeht. In dem Interview geht es um die Partnerschaft von Frau AK, die 29 Jahre alt ist und in einem Einzelappartement wohnt, und ihrem Verlobten Herrn AS. Frau AK lernte Herrn AS in der Werkstatt kennen, und beide arbeiten noch immer dort. Aus ihren Aussagen geht die gegenseitige Unterstützung im Alltag deutlich hervor. Als Partner verbringen sie viel Zeit miteinander. Sie kochen zusammen, machen selbst organisierte Ausflüge oder andere Freizeitaktivitäten.

»AK: (...) Weil(..) der AS-ihr Verlobter hilft bi(..) bisschen, was, wo ich net kann.

P: Aha.

AS: Beim Einkaufen zum Beispiel. Schwierigkeiten mit Geld! Das, das bisschen(..) in Griff kriegt.«

»AK: Heute Morgen habe ich mit AS Pizza gemacht.

AS: Ehm.

P: Ach so. Macht ihr(..) das miteinander, zusammen oder(..)

AS: Genau, ja, zusammen ja.«

»P: (..) Kannst du mit dem Geld gut umgehen?

AK: Net so.

AS: Ne, nicht so.

AS: Das ist schnell weg. Mhm(..) zum Beispiel sieht halt Sachen(..) mhm(..) ich weiß nicht, wie ich das erklären soll [Er atmet tief durch.]. Also(..) {

[...]

AS: Was} alle Rahmen muss sie auch haben oder was sie gefällt(..) mhm(..) guckt gar net auf dem Preis(..) muss dann gleich gekauft werden und da hat sie ein Problem mhm(..) gibt's das Geld schnell weg!

P: Aber(..) rechnen, bezahlen und so weiter kannst du?

AS: Das klappt schon bisschen ja, da habe ich ihr(..) beigebracht.

[...]

P: Ach so. Dann, wenn du mal etwas einkaufen gehst, hilft niemand dabei, sondern(..) {

AS: Ne.

P: Machst du allein?

AS: Sie macht alleine ja.

AK: Ja.«

»AS: [...] zur K-Bäckerei. Immer da auch Kaffee trinken und dann(..) meistens durch die Stadt(..) oder wir fahren mal nach F-Stadt zum Flugplatz.

[...]

AS: Da(..) mhm(..) ja(..) wir haben da(..) also auch(..) kleine Freundeskreis oben M-Restaurant.

[...]

P: Gibt's irgendwas, was ihr zu zweit zusammen macht?

AS: Ja, wir machen es zusammen, ja.

P: Ich meine(..) außer diesem(..)

AS: Ja, klar wir(..) fahren auch(..) fand(..) Beispiel mal nach Wiesbaden so wie jetzt Faschingsumzug. Die Heimat {von meiner Eltern.«
(aus Interview mit Frau AK 124-126, 212-215, 1003-1017, 1134-1150 vom 04.03.2007)

Solche Hilfeleistungen innerhalb der Partnerschaft können es besonders den schwächeren Betroffenen ermöglichen, selbstständig und eigenverantwortlich im betreuten Wohnen zu leben. Den so genannten Menschen mit schwerer geistiger Behinderung wird aufgrund ihrer Behinderung in vielen Fällen die Aufnahme ins betreute Wohnen von den Vereinen nicht gestattet, sodass sie trotz des Willens zum Leben im betreuten Wohnen in einem Heim platziert werden könnte. Im Folgenden wird aus einem Interview mit einem Paar zitiert, um den Blick auf das Leben von Menschen mit schwerer geistiger Behinderung im betreuten Wohnen zu erweitern.

»FK: Weil da, warum mhm(..) sie ist bei F-Verein, ist nicht mal L-Verein.

S: Ja, genau.

FK: Ich L-Verein da auch Betreuungsverein.

P: Aber, aber ihr beide wohnt in einer Wohnung.

FK: Ja, ja, ja. Das{

S: }Ja, aber das meiner{

FK: }War da aber vorher(..) aber nur(..) war, war's hart gegen gekämpft habe ja. Ehrlich, ja, hab gegen gekämpft, dass wir zusammenwohnen können. Die(..) mhm(..) die Betreuerin von L-Verein da, die hat zu mir gesagt. Die(..) S kann das nicht im betreuten Wohnen.

S: Ja.

FK: Die müsste ins Wohnheim. Hatte gesagt. Gibt's net.«

(aus Interview mit Frau S 552-560 vom 14.11.2006)

»FK: Können wir auch ohne Hilfe mit Zug fahren.

[...]

FK: Mhm(..) wir waren schon in H-Stadt. Beim Onkel.

[...]

FK: Ja, da waren wir mal schon alleine. Aber schon hier in H-Stadt Jugendherberge übermachtet und dann nächsten Tag wieder zurückgefahren.«

»P: Ehm. Also kochen oder putzen, waschen macht ihr selber?

FK: Das machen wir alles selber.«

»FK: [...] Donnerstag mhm(..) da wollen wir alle beide manchmal was machen. Entweder zum Stammtisch, Kino so, guckt man nach mhm(..) was ist. [...]«

(aus Interview mit Herrn FK 429-433, 487-488, 514 vom 17.01.2007)

Die 30-jährige Frau S wohnt mit ihrem Partner FK und einem Mitbewohner in einer Dreier-WG zusammen. In der Regel ist die Kommunikation mit Frau S möglich. Jedoch war sie bei dem zitierten Interview angespannt und schüchtern, sodass sie stotterte und zurückhaltend sprach. Um eine Verständigung zu ermöglichen, beteiligte sich Herr FK am Interview.

Die zitierten Interviewpassagen illustrieren das Funktionieren einer Partnerschaft in alltäglichen Situationen. Herr FK informiert darüber, dass Frau S aufgrund ihrer „schweren“ Behinderung die Aufnahme ins betreute Wohnen des Vereins von Herrn FK zunächst verweigert wurde. Trotz der Absage dieses Vereins konnte Frau S aber mit der Hilfe ihres Partners das Leben im betreuten Wohnen über einen anderen Verein realisieren. Herr FK hilft ihr bei den alltäglichen Aufgaben wie dem Einkaufen, der Terminorganisation und dem Verwalten von Geld, denn aufgrund ihrer schweren Behinderung sind die Einschränkungen im Alltag umfangreich. Dieser gegenseitige Beistand in Form von praktischer, ergänzender Hilfe bzw. Begleitung und Beratung fördert die Kompetenzerweiterung der Menschen mit schwerer geistiger Behinderung. Darüber hinaus werden die sozialen Netzwerke durch die neuen familiären Beziehungen und den Freundeskreis des Partners erweitert. Außerdem kann die Partnerschaft sich positiv auf die emotionale Ebene auswirken – durch Sicherheit und Vertrauen, den Zusammenhalt auch in schlechten Zeiten, durch empfundene Attraktivität, Liebe und Zärtlichkeit.

Das folgende Zitat zeigt konkret auf, welche Auswirkungen eine Partnerschaft auf das Leben von Menschen mit geistiger Behinderung hat.

»In einer Partnerschaft zu leben ist in unserem Kulturkreis „normal“ und daher auch für Menschen mit geistiger Behinderung, die nach wie vor eine der Randgruppen unserer Gesellschaft bilden, von besonderer Bedeutung. Durch Partnerschaft erhoffen sie sich eben nicht nur Liebe, Zärtlichkeit und Vertrauen von einem Menschen, der ganz und gar (zu) ihnen gehört, sondern auch gesellschaftliche Akzeptanz und „Normalität“, das Gefühl, ein Teil der Gesellschaft zu sein. In der Partnerschaft erfährt sich der Erwachsene mit geistiger Behinderung zudem als attraktiv und begehrenswert – die Partnerschaft wertet ihn als Mensch auf, denn derjenige, „(...) der sich um sie kümmert, der Zuwendung schenkt, handelt nicht aufgrund seiner ethischen Verpflichtung als Elternteil oder als professioneller Betreuer oder Therapeut, sondern aus Interesse an dem gleichartigen Partner. Dadurch gewinnt für behinderte Menschen Sexualität eine weitere Bedeutung – nämlich die Erfahrung und Selbstbestätigung, ein „normaler Mann“ bzw. „eine normale Frau“ zu sein und so von einem anderen Menschen als „vollwertiger“ und ranggleicher Partner akzeptiert zu werden“ (Walter 1996, 295). Walter betont in diesem Zusammenhang auch den identitätsstabilisierenden, entwicklungsfördernden und therapeutischen Effekt einer Partnerschaft für Erwachsene mit geistiger Behinderung (ebd., 295). Hinzu kommt, dass der Alltag durch die unterschiedlichen persönlichen Kompetenzen der Partner bei gegenseitiger Unterstützung ohne zusätzliche fremde Hilfe in dem einen oder anderen Bereich besser gemeistert werden kann. Der Mensch mit geistiger Behinderung, der in seinem lebenspraktischen Handeln oft in hohem Maße von der Unterstützung seiner Eltern und/oder Betreuer abhängig ist, erfährt sich so in seinen Fähigkeiten gestärkt.«

(Hennies/Sasse 2004, S. 66f.)

Abgesehen von der positiven Auswirkung auf das Leben im betreuten Wohnen ist es für Menschen mit geistiger Behinderung nicht einfach, eine Partnerschaft zu realisieren. Denn die Suche nach einem Partner über zum Beispiel Partnerschaftsbörsen und die Beratung zum

Thema Sexualität bleiben nach wie vor häufig auf der Strecke. Es gibt Bemühungen einerseits von Vereinen und Institutionen, die mit Zeitungsannoncen bei der Suche nach einem Partner helfen. Andererseits versuchen die Betroffenen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Trotzdem sind eine professionelle und personenkreisbezogene Vermittlungsstelle sowie Beratungsangebote erforderlich, die vereinsübergreifend Angebote zur Partnersuche und zur Partnerschaftshilfe machen.

7.2.2.4 Fazit: Soziale Beziehungen zu Menschen mit Behinderung

In diesem Absatz wurde aufgezeigt, dass die unterschiedlichen Lebensbereiche Arbeit, Freizeit und Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung Quellen für soziale Beziehungen sind, wobei die Betroffenen in den meisten Fällen auf Personen ihrer eigenen Gruppe treffen. Dies beruht darauf, dass die sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung im strukturgebundenen Sozialisationsprozess tief verwurzelt sind. Aus diesem Grund können die sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung als geschlossene und artifizielle Verbindungen charakterisiert werden. Diese Beziehungen bedeuten für den Betroffenen eine gewisse Abwechslungsarmut. Die sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung können sowohl positive als auch negative Auswirkungen auf das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen haben.

Eine positive Auswirkung ist zunächst die Förderung der Selbstständigkeit im Alltag durch die Unterstützung sozialer Ressourcen. Ein markantes Beispiel hierfür ist die Partnerschaft. Die gegenseitige Unterstützung in einer Partnerschaft schafft Perspektiven für ein selbstbestimmtes Leben von Menschen mit schwerer geistiger Behinderung im betreuten Wohnen. Außerhalb der Partnerschaft können die Betroffenen durch soziale Beziehungen zu Menschen mit Behinderung AnsprechpartnerInnen finden, sodass Kommunikation in Form von Peer Counseling stattfindet. Außerdem ermöglichen die sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung vielfältige Erfahrungen und den Erhalt nützlicher Informationen; dies kann die Entwicklung zu so genannten „Experten in eigener Sache“, also zur Selbsthilfe, fördern und dadurch die Unabhängigkeit der Betroffenen erhöhen.

Die größte negative Auswirkung der sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung auf das selbstbestimmte Leben ist die systematische Desintegration. Der fast zwangsläufige Kontakt zu anderen Menschen mit Behinderung verursacht einseitige Verbindungen von großer Intensität; dies führt schnell zu einer fehlenden Teilhabe an der Gesellschaft. Je intensiver die Kontakte innerhalb des Personenkreises sind, desto mehr Betroffene fühlen sich paradoxerweise befangen – und umso größer ist die Wahrscheinlichkeit der Isolation auf persönlicher und auch gesellschaftlicher Ebene.

7.2.3 Soziale Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung

Ausgangspunkt für soziale Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung ist die physische Präsenz dieser Menschen, womit das Dasein und die Nutzung gemeinsamer sozialer Räumlichkeiten in der Gesellschaft gemeint sind.

»Das Leben in einem Wohnhaus, in dem nicht nur Menschen mit Behinderung leben, ist zweifellos eine bessere Voraussetzung für die soziale Integration von Menschen mit geistiger Behinderung als das Leben in Wohnstätten [...]. Zugehörigkeit zum Gemeinwesen, der Aufbau von wechselseitigen Verbindungen und Verpflichtungen setzt physische Präsenz, d. h. die tatsächliche Nutzung der im Gemeinwesen vorhandenen sozialen Räume (Straßen, Plätze, öffentliche und private Gebäude) und der materiellen Infrastruktur (öffentlicher Nahverkehr, andere Dienstleistungen), voraus. Es mag banal klingen, aber persönliche Beziehungen können nur entstehen, wenn Menschen mit geistiger Behinderung die Möglichkeit haben und nutzen, ihren Nachbarn und anderen Personen des Gemeinwesens auch zu begegnen. Je intensiver und je zahlreicher diese Begegnungen sind und je mehr sie in gemeinsamen Aktivitäten bestehen, um so mehr entstehen persönliche Beziehungen zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen.«

(Schwarte/Oberste-Ufer 2001, S. 299)

Dieser Punkt ist durch die Wohnform, das so genannte betreute Wohnen, bereits gegeben; die Möglichkeit zur Begegnung mit Menschen ohne Behinderung besteht somit. Soziale Beziehungen basieren auf einer wechselseitigen Interaktion zwischen den beteiligten Personen. Eine solche Interaktion kann jedoch nicht nur durch das einseitige Bestreben der Betroffenen entstehen, sondern sie wird durch gemeinsame Interessen und eine gegenseitige Beteiligung intensiviert. Um Kommunikation und Akzeptanz zu erhalten, sind das Interesse und die Teilnahme von Menschen ohne Behinderung unerlässlich.

In diesem Absatz werden die Auswirkungen der sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung auf das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen analysiert sowie Probleme aufgezeigt und untersucht. Hierbei wird insbesondere das Potenzial zur Erweiterung der Sozialkompetenz von Betroffenen berücksichtigt, da diese für die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben wichtig ist.

7.2.3.1 Soziale Beziehungen zu den Eltern

In diesem Teil wird zunächst die Beziehung zu den Eltern der Betroffenen als soziale Beziehung zu Menschen ohne Behinderung aufgezeigt. Die Betroffenen im betreuten Wohnen haben zu ihren Eltern ein völlig distanzierendes bis sehr intensives Verhältnis; in vielen Fällen er-

halten sie von ihren Eltern Hilfeleistungen. Bei einer engen Verbindung können sie »elterliche Geborgenheit« (Senckel 2002, S. 86) erleben, und in manchen Fällen werden sie sogar rund um die Uhr von den Eltern versorgt. In der vorliegenden Untersuchung gibt es fünf Personen, deren Eltern in der Nachbarschaft oder sogar in derselben Wohnung wohnen. Zudem gibt es drei Personen, die trotz einer größeren Distanz zum Wohnort der Eltern alltägliche Beeinflussung sowie Unterstützung von diesen erfahren.

Allerdings kann eine übermäßige Unterstützung durch die Eltern für die Betroffenen auch zur Problemlage werden. Die Überschreitung der Grenze zur Hilfe ruft bei den Betroffenen häufig einen Konflikt hervor zwischen dem Willen zur Selbstständigkeit und dem Reiz elterlicher Geborgenheit. Das folgende Zitat beschreibt einen Konflikt bezüglich der Grenzen der kindlichen Geborgenheit bei einem erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung.

»Sie [die Eltern] waren seine ersten Bezugspersonen, sie wandten sich ihm als erste zu, bestätigten ihn, vermittelten ihm Selbstvertrauen und ebneten ihm den Zugang zu der sich erweiternden Welt. [...] kehrte er nach seinen »Erkundungsreisen« und »Welterfahrungen« stets in die elterliche Geborgenheit zurück. Er holte sich ihre Unterstützung, indem er von ihnen lernte, sich an ihnen in seinen Handlungen und Urteilen orientierte. Nun erscheinen dem Jugendlichen seine Eltern plötzlich als Hindernis auf dem Weg der Verselbständigung. Die Verlockung, in der kindlichen Geborgenheit zu verhaften, ist groß; noch gewaltiger aber ist der Drang, sich die Zukunft zu erobern, und zwar aus eigener Kraft. So müssen die scheinbar hemmenden Eltern bekämpft werden. Zugleich haben die – oftmals lautstarken – Abgrenzungsgefechte die Funktion, sich selbst den Rückweg in kindliche Beziehungsformen zu versperren [...].«

(Senckel 2002, S. 85f.)

Hier wird eine gewöhnliche Konfliktsituation zwischen Eltern und Betroffenen aufgezeigt. Die Auswirkungen der elterlichen Bedrängung werden deutlich. Herr AN ist 49 Jahre alt und wohnt mit seinem Bruder, der eine schwere Behinderung hat, in einem Appartement zusammen. Seine Eltern wohnen im Nachbarort und kommen fast jeden Tag ohne vorherige Anmeldung vorbei und verbringen viel Zeit bei Herrn AN.

»AN: Ja, dass, dass ich, dass ich in Ruhe(..) leben kann. [Er spricht sehr klar und betont deutlich.] Das zum Beispiel, mhm(..) meine Eltern nicht dauernd mhm(..) reinplatzen und, und sich hier breitmachen und so was.«

»AN: Das Problem ist,..) dass sie dauernd aufkreuzt. Es,..) es soll uns mal in Frieden lassen. [Er klatscht mit beiden Händen auf seine Beine.] Ich, ich als AN! [Er sieht ernst aus.] Da will,..) da will ich in meinem eigenen vier Wänden leben können.«

»AN: Ich will die nicht mehr sehen! [Ganz deutlich und betont spricht er und schlägt dabei mit der Faust auf den Tisch.] Ja, weil sie dauernd kommt! [Aufgeregte und wütende Stimme.]«

»AN: [...] ich stand hier morgens, lief hier so rum. Mhm(..) ohne(..) ohne was zu(..) mhm(..) hab genom(..) naja gut. Mhm(..) Zeitungen lesen, gell? Und, und ich bin auch gerne Adamskostüm. [...]

[...]

AN: Splitternackt heißt das.

P: Ehm.

AN: Mhm(..) lauf hier rum. Und dann geht auf einmal(..) mhm(..) die Tür auf. Da mit meinem Vater mhm(..) kann man ähnlich reden. Und bin ich mhm(..) zu meiner Mutter und hab ihr gesagt. Also, wenn das noch einmal vorkommt, dann zieh ich aus! Das geht nicht. [Er schlägt mit seiner Hand auf den Tisch. Es ärgert ihn, dass der Vater ohne zu klingeln die Tür aufgemacht hat.]«

»AN: Weil das(..) mhm(..) weil die Wände hier mhm(..) von mein Vater mhm(..) bestimmt worden sind.

[...]

AN: [...] zum Beispiel(..) hat mein Vater(..) als, als ich(..) aus der(..) aus alter Wohnung mhm(..) gezogen bin. Hat(..) hat er mhm(..) zum Beispiel gesagt, ja diesen Ständen hier mhm(..) es zu groß.

P: Ehm.

AN: Gell? Gell? Mhm(..) kann man nicht mitnehmen mhm(..) oder, oder die Kaffeemaschine. Gell? Gell? Das ist gebrochen(..) das zu groß(..) kann man nicht mitnehmen(..) oder auch mhm(..) die Toaster(..) [...] und find ich mhm(..) kotzend(..) das zum(..) es(..) es wurde mir gesagt. Das ist meine Wohnung. Das meine Wohnung(..) und mit meiner Wohnung(..) und mit meiner Wohnung kann ich doch ja für mich machen. Was ich will! [Er ist aufgeregt und spricht sehr deutlich.]

P: Ehm.

AN: Aber das kann ich nicht(..) weil ich(..) mhm(..) noch jemanden habe(..) mhm(..), der der mit mir in der Wohnung wohnt. Zum Beispiel hier die mhm(..) das Teil(..) mhm(..) da hängt mhm(..) die Lampe(..) Gell? [...]

[...]

AN: [...] Oder die hier Gardinen(..) das grausam! Das ist grausam! [Er erhebt seine Stimme.]

P: Wer hat das gekauft?

AN: Wer wohl! Wer wohl! Ja, guck's dir doch einfach mal an! Das sind Frauen(..)gardinen.

P: Also(..) du hast das nicht gekauft.

AN: Nein!

P: Und wer?

AN: Meine Mutter.

[...]

AN: Ehm. Okay! Ich(..) ich kann mich ja beraten lassen auch(..) auch von meiner Mutter und so.

P: Ehm.

AN: Beraten lassen!

P: Ehm.

AN: Aber nicht jetzt sagen hier! [Er schlägt mit seiner Hand mehrmals auf den Tisch.] Das kauf mal! Fertig basta. Hinten(..) hinten die(..) Gardinen bei mir im Schlafzimmer, mhm(..) da hatte sie gesagt, auch die sehen schön aus. Auch die nehmen wir. [Er schlägt zweimal mit der Hand auf den Tisch.] Die nehmen wir! Die(..) die nimmt sie! Aber, aber, ob das mein Geschmack ist. Da fragt sie ja gar nicht(..) Das ist so Problem.«

(aus Interview mit Herrn AN 16, 315, 329, 355-363, 659-697 vom 23.10.2006)

In diesen Interviewauszügen werden typische Alltagssituationen wie das dauernde Reinplatzen, das Breitmachen der Eltern, das Aufkreuzen und das Entscheiden ohne Rücksichtnahme auf seinen Geschmack beschrieben. Diese ständige Präsenz der Eltern und ihre Erledigungen

behindern Herrn AN und andere Betroffene bei der individuellen Lebensgestaltung und verhindern viele Erfahrungen, die für die sozialen Beziehungen zu anderen wichtig wären.

Hier ist einerseits die Anerkennung des Erwachsenseins und von Entscheidungsfreiräumen nicht in genügendem Ausmaß vorhanden. Die Eltern betrachten die Betroffenen als „Nicht-erwachsene“, als „ewige Kinder“ und glauben, dass die Kinder ihre Betreuung und Hilfe gleichwohl benötigen.²⁹⁹ Den Eltern mangelt es an Risikobereitschaft. Das Leben im betreuten Wohnen zielt darauf ab, dass durch die ständigen Konfrontationen in Alltagssituationen unzählige neue Erfahrungen gemacht werden; eine Garantie für die permanente Sicherheit der Betroffenen gibt es nicht. Die Eltern entziehen den Betroffenen die Chance, Dinge auszuprobieren; sie verhindern Überprüfungsprozesse, woraus bei den Betroffenen eine Verinnerlichung des Musters der Fremdbestimmung resultiert. Der Mangel an Anerkennung und an Risikobereitschaft von Seiten der Eltern löst zeitliche und räumliche Einschränkungen für soziale Beziehungen aus – aufgrund des andauernden Daseins der Eltern und der erlernten Hilflosigkeit, »die aus der Erfahrung der Unkontrollierbarkeit von Situationen resultiert« (Theunissen 2009, S. 74).

7.2.3.2 Soziale Beziehungen zum Bekannten- und Freundeskreis aus Menschen ohne Behinderung

Eine weitere Quelle von sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung ist der Bekannten- und Freundeskreis, der sich in der Regel aus verschiedenen Lebensbereichen wie der so genannten „normalen“ Wohnumgebung, der Arbeit und der Freizeitgestaltung ergibt. Beispiele hierfür sind die Außenarbeitsstelle der Werkstatt, integrative Firmen, der allgemeine Arbeitsmarkt, die freiwillige Feuerwehr, das Orchester, der Chor und die Wohnumgebung. Sie sind die Basis für soziale Beziehungen zu „normalen“ ArbeitskollegInnen, den jeweiligen Mitgliedern oder zu Nachbarn. Die sozialen Beziehungen zu ArbeitskollegInnen, Vereinsmitgliedern und Nachbarn können von Person zu Person und von Fall zu Fall ganz unterschiedlich sein. Das Spektrum solcher Beziehungen reicht von sehr fremden und unangenehmen bis hin zu engen und wertvollen Freundschaften.

²⁹⁹ Vgl. Seifert 1997, S. 57

Aus der Untersuchung geht hervor, dass die sozialen Beziehungen zum Bekannten- und Freundeskreis aus Menschen ohne Behinderung im Vergleich zu den sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung von positiven bis hin zu durchweg negativen reichen. Eine positive Auswirkung ist, dass die Betroffenen durch die Verbindung mit Menschen ohne Behinderung dazu befähigt werden, durch Interaktion, einen anderen Kommunikationsstil und vielseitige Gesprächsthemen ihren Standpunkt innerhalb der Gesellschaft und ihre eigene Lebensgeschicklichkeit zu verbessern. Zum andern ist die Gewinnung einer Identität und eines Zugehörigkeitsgefühls als positive Folge zu nennen, da die Betroffenen »teil- und zeitweise in die verschiedenen Gesellschaftssysteme in themenrelevanten Rollen einbezogen werden« (Wansing 2005, S. 22). Das bedeutet, dass sie mit dem Recht auf ein Leben »„mitten-drin“ in der Gesellschaft« (ebd. S. 9) eine neue Identität erhalten und ihnen darüber hinaus durch die Reduzierung der »Exklusionskarriere Behinderung« eine Chance zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglicht wird.³⁰⁰

Als negative Auswirkungen sind die aus alltäglichen Diskriminierungserfahrungen entstehenden Ängste und auch die Hilflosigkeit zu nennen, die sich aufgrund von kleinen Auseinandersetzungen und auch großen Streits mit Menschen ohne Behinderung eingeprägt haben.

Im Folgenden werden die sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung nach den verschiedenen Beziehungstypen betrachtet, um die Auswirkungen anschaulich beschreiben zu können. Aus der Untersuchung geht hervor, dass sich die Beziehungsarten von Betroffenen trotz der Diversifikation der Beziehungsformen und -gruppen grob in die drei Kategorien „Smalltalk“, „dialogische bis vertrauensbasierte Verbindungen“ und „distanzierte bis diskriminierende Verbindungen“ unterteilen lassen.

7.2.3.2.1 Smalltalk

Der Begriff Smalltalk bezeichnet eine leichte, oberflächliche Unterhaltung,³⁰¹ deren prägnantes Merkmal die kurzförmige, unbedeutende Kommunikation ist. Für den Einstieg in eine wechselseitige Interaktion ist der Smalltalk eine unabdingbare Unterhaltungsform. Jedoch ist es bei den sozialen Beziehungen von Betroffenen zu Menschen ohne Behinderung problematisch, dass dieser Beziehungstyp auf der Einstiegsebene verharren kann.

³⁰⁰ Vgl. Wansing 2005, S. 24ff.

³⁰¹ Vgl. Wahrig 1997, S. 1141

Im Rahmen der Untersuchung ist zu beobachten, dass viele der Betroffenen versuchen, durch Treffen mit ArbeitskollegInnen sowie Vereinsmitglieder- und Nachbarschaftstreffen in unterschiedliche Bekannten- und Freundeskreise einzutreten. Ungeachtet dieser Bestrebungen ist die Realität dieser sozialen Beziehungen offensichtlich fraglich. Aus den nachfolgend zitierten subjektiven Wahrnehmungen von Betroffenen lässt sich das ordinäre Muster des Beziehungstyps Smalltalk erkennen.

»P: Ehm. Nach der Arbeit treffen Sie sich auch manchmal mit Ihren Arbeitskollegen?

F: Ne.

P: Ne.

F: Nein, also ich geh leider nach Hause.«

(aus Interview mit Frau F 133-136 vom 02.04.2007)

»P: [...] wie finden Sie Ihre Nachbarn?

R: Mhm(..) mit denen habe ich nicht viel zu tun, habe ich gar nichts zu tun. Ne, ist wahr.

P: Aber Sie grüßen manchmal?

R: Ja, aber(..) [Er atmet tief aus.] seh ich aber selten.«

(aus Interview mit Herrn R 685-688 vom 17.10.2006)

»P: Ehm. Okay. Mhm(..) in diesem Gebäude haben Sie(..) schon Bekannte oder(..)

PZ: Em-em. Ne.

P: Kennen Sie keine?

PZ: Noch eine mhm(..), die wohnt hier gegenüber. Aber die ist net da. Zwei, zwei Frauen kenn ich ja.

P: In diesem Flur?

PZ: Ja, hier im Flur zwei Frauen. Aber(..) ich sehe sie schon kaum. Die kommt mhm(..) einmal schon mal hier(..) und ein{

P: }Zu Ihnen?

PZ: Ja. Und zum Geburtstag, aber ansonsten seh ich net.

P: Ganz selten meinen Sie?

PZ: Ja.

P: Und sonst kennen Sie keine?

PZ: Ne, ich kenne hier niemand.«

(aus Interview mit Frau PZ 1034-1045 vom 21.03.2007)

Die Betroffenen, die zumindest über eine Bekanntschaft zu Menschen ohne Behinderung verfügen und sich im Rahmen der Untersuchung dazu äußerten, erleben diese sozialen Beziehungen meistens in der Form von Smalltalk. Normalerweise kann diese Form der Unterhaltung, zum Beispiel als Begrüßung in der Phase des Kennenlernens, eine Tür zu einer weitergehenden sozialen Beziehung sein. Allerdings ist für die Betroffenen die Aussicht auf eine solche Weiterentwicklung ziemlich gering. Dabei sind als Probleme in Bezug auf den Smalltalk das Auftreten von Desillusion und Gehemmtheit zu nennen, wie sie hervorgehen aus Aussagen wie: »gar nichts zu tun«, »seh ich aber selten«, »ich sehe sie schon kaum« und »kenne hier niemand«. Hier ist festzuhalten, dass der permanente Zustand von Smalltalk für die Betroffene

nen nicht zufriedenstellend ist und keine Identität oder ein Zugehörigkeitsgefühl erzeugt. Folgende Aussagen verdeutlichen, wie diese Desillusion infolge der Diskrepanz zwischen dem Bedürfnis und der Realität Hemmungen hervorrufen kann.

»RT: [...] aber im Endeffekt ist schon jemand ganz schön, wenn ein oder zweimal am Tag jemand kommt. Mit dem ich irgendwas mich unterhalten kann oder immer zusammen machen kann, weil ich mein(..) mein Leben nie allein sozusagen.«

»P: Und sonst andere(..) kennst du jemand?

RT: Wie, was, wo?

P: In diesem Haus?

RT: Ja, eigentlich net so. Wenn dann nur vom Sehen.

P: Hast du mhm(..) keine Lust jemanden in diesem Haus kennen zu lernen?

RT: Mhm(..) habe ich kein Bedürfnis.

P: Ach so. Verstehst du gut mit deinen Nachbarn?

RT: Hier im Haus?

P: Ehm.

RT: Ne, habe ich eigentlich keinen Kontakt.«

(aus Interview mit Herrn RT 328, 401-410 vom 17.11.2006)

Herr RT ist ein 43-jähriger Rentner, er wohnt mit einem Mitbewohner aus dem Betroffenenkreis zusammen. Im Untersuchungszeitraum verbrachte er viel Zeit alleine in der Stadtmitte, um sich die vorbeilaufenden Menschen anzuschauen. Es ist klar zu erkennen, dass soziale Kontakte zu Menschen ohne Behinderung kaum vorhanden sind. Herr RT freut sich über jede Gelegenheit, in der er sich mit jemandem unterhalten kann, z. B. über Interviewtermine. Paradoxerweise äußerte er im Gespräch, dass kein Bedarf an sozialen Beziehungen zu anderen Menschen, z. B. den Nachbarn, besteht. Dabei kann diese Reaktion als logische Konsequenz von Desillusion und Gehemmtheit betrachtet werden.

7.2.3.2.2 Dialogische bis vertrauensbasierte Beziehungen

In diesem Abschnitt geht es um die positiven Formen der sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung, die sich durch eine Kontinuität der Kommunikation und des Zusammensins auszeichnen und die die Erfüllung des elementaren Bedürfnisses nach Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen.

Im Folgenden werden einige Passagen aus dem Interview mit dem 36-jährigen Herrn RK zitiert. Herr RK wohnt alleine in einem Appartement und arbeitet auf dem allgemeinen Ar-

beitsmarkt. In der Untersuchung fällt auf, dass Herr RK im Unterschied zu anderen Betroffenen viel Zeit mit Menschen ohne Behinderung verbringt – sowohl mit seinen ArbeitskollegInnen als auch, infolge seiner Freizeitaktivitäten, mit Vereinsmitgliedern. Außerdem zeigt er dynamisches Engagement und einen selbstbewussten Umgang mit Menschen ohne Behinderung.

»P: [...] da kennen Sie ArbeitskollegInnen gut?

RK: Da kenne ich viele gute.

P: Aha. Verstehen Sie sich gut?

RK: Verstehe ich mich echt gut, ja.

P: Ehm. Treffen Sie auch dann nach der Arbeit ArbeitskollegInnen?

RK: Manchmal. [Er nickt.]

P: Ehm. Ungefähr wie oft treffen Sie sich dann in der Woche?

RK: Mhm(..) in der Woche nicht zu aber mal(..) wir machen manchmal monatlich.

[...]

RK: Ja, wir treffen uns irgendwo(..) mhm(..) das wir dann mal Abendessen gehen.

P: Ehm.

RK: Oder(..) wir treffen irgendwo bei jemanden. Und mhm(..) hier nebenan wohnt noch ne Arbeitskollegen von mir.

P: Ehm.

RK: Und mhm(..) ja also ich(..) wir machen auch ziemlich viele(..) wir machen auch mhm(..) Grillfeste, so Betriebsausflug, so machen auch Betriebsfeste. Das heißt, das mal auch(..) irgendwo auf ne Schützhütte, dann Abend, dann uns da treffen und grillen(..) und mhm(..) da kommen fast alle dann dazu. Im Frühjahr oder im Sommer machen wir das mal oder mhm(..) jetzt sogar im Herbst. Aber wir haben auch dann auch(..) mhm(..) Betriebsausflüge mit{«

»RK: [...] alle zwei Wochen(..) alle mhm(..) jeden zweite Samstag habe ich Feuerwehr. Manchmal(..) habe ich auch im Monat viermal Feuerwehr. Das sind dann auch mit(..) Veranstaltungen von der Feuerwehr mhm(..) noch so wie Tag der offene Tür(..) oder wir machen irgendwie ne Betriebsausflug oder Familienabend, oder wir sitzen irgendwann mal da oben zusammen trinken Bierchen zusammen.«

»RK: Ja, die [Feuerwehrmitglieder] sind auch manchmal hier. Also(..) die kommen manchmal(..) mhm(..) um mir jetzt hier was einzuschmeißen.

[...]

RK: Ja, das heißt, so(..) den Dienstplan, wenn ich damit aufgestellt bin, dann ich arbeiten muss an den Tag, wo der Auftritt ist'n so. Da habe ich irgendwie Getränke austeilen muss oder so. Das(..) schmeißen diese mehr in Briefkasten rein oder wir sind manchmal auch da(..) im G-Hause drin, deshalb muss öfters(..) und da(..) mhm(..) feiern wir auch zusammen dort Geburtstag und so. Und da ist auch die Sitte(..) wenn einer(..) Vater geworden ist(..) oder hat Geburtstag oder hat geheiratet, der muss dann immer Kasten Bier mhm(..) bes-te(..) spendieren. [Er lacht leise.] Und mhm(..) das ist da so die Sitte jetzt nicht. Und mhm(..) aber sonst so macht mit der Arbeit bei der Feuerwehr echt Spaß. Wir machen auch manchmal auch nachts Übungen.

[...]

RK: Wir treffen uns mal so(..) spontan mal. Das heißt, unten in der Schutzhütte treffe ich mal einen von der Feuerwehr. Beim Einkaufen oder mal so wenn ich zur Bank will oder ich gerade runter hier zum B-Betreuer dann treffe ich auch einen.

[...]

RK: Oder mhm(..) oder ja, die kommen mit dem Auto in Gegend mit dem Privatwagen. Und grüßen wir uns ge(..) gegenseitig. Also das habe ich schon also(..) wir haben schon ein sehr guten Kontakt miteinander.«
(aus Interview mit Herrn RK 198-212, 913, 927-935 vom 26.04.2007)

Aus diesem Interview geht hervor, dass Herr RK am gesellschaftlichen Leben mit Menschen ohne Behinderung »teil- und zeitweise in die verschiedenen Gesellschaftssysteme in themenrelevanten Rollen einbezogen« (Wansing 2005, S. 22) ist. Beim Interview ist deutlich spürbar, dass ihm die Rollen als Arbeitskollege und Mitglied der Feuerwehr Stolz und Freude bereiten und darüber hinaus das Verbindungsgefühl und die Identität zwischen den Akteuren steigern. Solche Zugehörigkeit kann einerseits auf der strukturiert-formellen Ebene durch regelmäßige Kontakte aus Arbeit und Freizeit angebahnt werden, die sich sowohl auf der institutionellen Ebene – durch betriebliche Feste, Ausflüge und Veranstaltungen wie den Tag der offenen Tür bei der Feuerwehr – als auch auf der persönlichen Ebene – durch spontane Begegnungen in der Wohnumgebung, monatliche Treffen zum Abendessen, Hausbesuche bzw. die Einladung zu persönlichen Festen – ergeben. Andererseits kann die Zugehörigkeit auf der intersubjektiv-informellen Ebene durch den Austausch über Wertschätzungen und Betrachtungsweisen hinsichtlich der „normalen“ Gesellschaft stabilisiert werden, was durch die vernetzten Kontakte, die Interessen auf familiärer Ebene und durch das wachsende Verständnis der jeweiligen biografischen Zusammenhänge des anderen akkumuliert wird. Das folgende Beispiel zeigt, wie die Zugehörigkeit auf intersubjektiv-informeller Ebene aussehen kann.

»RK: Sag ich jetzt mal. Aber(..) mhm(..) auf der andere Seite denke ich immer, es ist immer gut, dass ich immer noch paar Leuten hab.

P: Ehm.

RK: Wozu ich zurück(..) greifen kann und kann sagen, was meinst du, kann ich das machen oder kann ich jetzt nicht machen. Was würdest du mir raten, würde ich dann(..) zu denjenigen sagen und dann kann er mir sagen. Gut, mhm(..) RK, das und das kannst machen oder es würde den noch mal abraten, brauch noch paar zwei Monate hätte, eher dann kannst du dann machen.«

»RK: [...] Aber bis dann mich(..) von einer Arbeitskollegen, der Ehemann mir mal(..) auf Deutsch gesagt, die Augen geöffnet hatte. Mal erklärte hatte, wie die(..) wie 'ne Beziehung wirklich aussehen muss.

[...]

RK: Weil da hat die das gemerkt, wie ich die Einstellung hatte und dann gesagt, RK, so findest du nie eine Frau.

P: Dann Sie haben(..) gleich Ihre Einstellung gewechselt? Umgestellt?

RK: Ja, ja. Ja, ja. Das heißt, jetzt(..) ich hab jetzt so gesagt, mhm(...) weil immer gesagt, die Frau muss Jungfrau sein, die ich gerne haben will. Und(...) die muss schlank sein(..) und mhm(..) gut aussehen und so hübsch, so was, ja? Und mhm(..) da hat er gesagt, dass das kann man vergessen RK, sagt da. Also so findest du nie mhm(..) nie 'ne Frau.

[...]

RK: Weil der Mann von ihr(...) kenn ich ja ganz gut der(..) den ja, der ist selbst bei der Feuerwehr. Und aber nur im Nachbarort. Und da haben wir uns mal zusammengesetzt und dann hat mit erst mal erklärt, wie es wirklich aussehen muss. Da sagte(..) das Aussehen her wirklich hübsch ist überhaupt nicht nötig, sagt der.

[...]

RK: Mhm(..) er sagte, auch(..) mhm(..) nur vom Aussehen jetzt her(..) bringt das überhaupt nix, sagt der. Man muss nur(..) mhm(..) sehen, dass man sagen kann, mhm(..) sie muss nett aussehen. Sie muss(..) auch was im Kopf haben. Das, das heißt(..) dass sie auch wirklich noch was verstehen muss von einer Beziehung. Mit Kindern oder ohne Kindern. Mhm(..) dass die, die auch wirklich treu ist. Und dass die für dich in guten und schlechten Zeiten da ist. Dass die mit dir auch über alles reden kann. Das ist wichtig, sagte er. Und da sagte er(..) mhm(..) mhm(..) so wie du Einstellung hast so 'ne Frau(..) das kannst du vergessen.

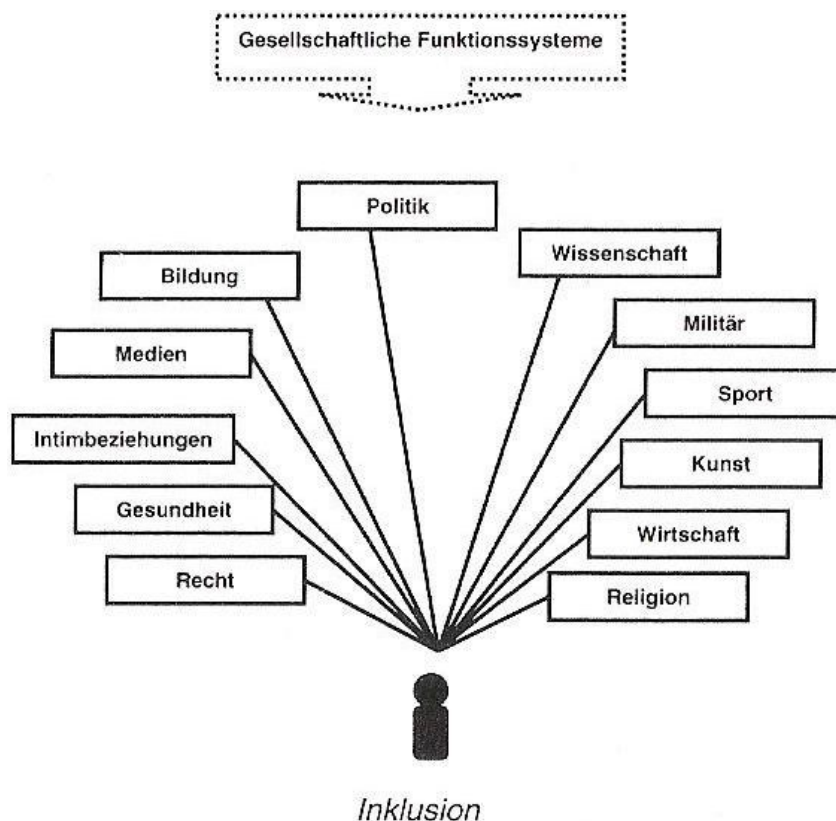
P: Sind Sie jetzt davon überzeugt?

RK: Ja, also ich(..) hab mich jetzt ein bisschen anders umgestellt.«

(aus Interview mit Herrn RK 741-743, 1227-1243 vom 26.04.2007)

Mit der folgenden Abbildung nach WANSING lässt sich die Einbeziehung einzelner Personen in ein übergeordnetes Ganzes wie Familien und Bereiche in der differenzierten Gesellschaft verdeutlichen.

Abbildung 16: Verhältnis Mensch und Gesellschaft³⁰²



³⁰² Vgl. Wansing 2005, S. 23

Durch diese dialogische und vertrauensbasierte Interaktion lässt sich nicht nur psychische Unterstützung verwirklichen, sondern auch – wie die folgenden Beispiele zeigen – die praktische Unterstützung im Alltag in Form von Erfüllung des elementaren Bedürfnisses nach Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

»RK: Ne, ich laufe meistens. Ne manchmal mitgenommen durch(..) durch die Leute ja, die ich kenne.

P: Aha. Wer? Nachbarn?

RK: Mhm(..) ja das sind(..) meistens Arbeitskollegen. Die auch vom Einkaufen zurückfahren, wenn die mich gleich dann mit.

P: Aha. Die wohnen auch in der Nähe?

RK: Die wohnen auch in der Nähe.«

»P: }Ich meine, dann wechseln Sie vielleicht dann die Lampe oder{

RK: }Ne, ne. Das mache ich dann(..) virtuell(..) lass ich mir von einem Bekannten machen.

P: Ihre(..) mhm(..) Ihr Freundkreis?

RK: Ja.

P: Aha.

RK: Die machen das dann(..) selber ja. Ich hab davon überhaupt keine Ahnung.

P: Aha.

RK: Weil da(..) lasse ich die lie(..) lieber die Finger davon. Und lass ich einen ran, der sich damit auskennt. Sonst habe ich eigentlich überhaupt so keinen richtigen Wunsch ist. Geht mir eigentlich ganz gut. Habe auch keine Probleme im Moment. Also(..) läuft eigentlich schon so gut.«

(aus Interview mit Herrn RK 580-584, 1328-1335 vom 26.04.2007)

Durch die Verkoppelung der Zugehörigkeiten auf strukturiert-formeller und intersubjektiv-informeller Ebene wird es Herrn RK ermöglicht, in seinen alltäglichen sozialen und räumlichen Lebensumgebungen seine sozialen Verbindungen zu Bekannten- und Freundeskreisen aktiv in Gang zu bringen. Darüber hinaus wachsen das Verständnis und die Akzeptanz zwischen den Beteiligten. Das bedeutet, dass er nach dem differenzierungstheoretischen Inklusionsverständnis als Mitmensch in der Gesellschaft partizipiert und seine Teilhabechancen erhöht werden.³⁰³ Die Zunahme der Zugehörigkeit trägt gleichzeitig zur sozialen Kompetenzentwicklung von Herrn RK bei – es fördert die Personenwahrnehmung, die affektive Empathie, die Perspektivenübernahme und -koordination.

- »1) Auf der Ebene der Personenwahrnehmung ist es notwendig, andere als Personen mit vielfältigen äußeren und inneren Eigenschaften sehen zu können.
- 2) Affektive Empathie befähigt uns, Gefühle von Interaktionspartnern situationsadäquat nachzuerleben.
- 3) Kognitive Empathie (oder Perspektivenübernahme) eröffnet uns die Möglichkeit, uns in die Sichtweise des Interaktionspartners hineinzusetzen.

³⁰³ Vgl. Wansing 2005, S. 23

- 4) Wichtig ist schließlich die Fähigkeit, die eigene Perspektive und die des anderen miteinander zu verbinden und zu koordinieren. Diese Kompetenz ist unabdingbar für das Zustandekommen sinnvoller Kompromisse.«

(Weidenmann/Krapp 2006, S. 256)

Diese soziale Kompetenzentwicklung, die Zugehörigkeit durch die sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung und das Wachstum auf strukturiert-formeller und intersubjektiv-informeller Ebene können die Betroffenen befähigen, »die Handlungen des anderen angemessen zu interpretieren und die Folgen eigenen Handelns für den anderen einzuschätzen« (Weidenmann/Krapp 2006, S. 256). Dies wiederum regt den Mechanismus von Aufbau bis Ausführung der selbstbestimmten sozialen Beziehungen in der Umgebung der Betroffenen an.

7.2.3.2.3 Diskriminierende bis delinquente Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung

Das Leben im betreuten Wohnen bzw. in der „normalen“ Gesellschaft schafft für die Betroffenen einerseits grundlegende Rahmenbedingungen für die Chance auf Kontakt mit Menschen ohne Behinderung. Andererseits bedeutet es zugleich die Gefahr von Verwahrlosung und Überforderung, da es die Betroffenen mit der Bewältigung von alltäglicher Bedrohung und offener Gewalt konfrontiert. Sich mit den herabsetzenden und gewalttätigen Handlungen zwischen Menschen auseinanderzusetzen und mit prekären Situationen zurechtzukommen, das ist nicht nur für die Betroffenen, sondern auch für die „normalen“ Menschen eine große Herausforderung.

Dieser Abschnitt stellt Situationen wie verbales Mobbing bis hin zu kriminellen Vorgängen dar, die die Betroffenen mit Menschen ohne Behinderung bei der Arbeit und in der Wohnumgebung nicht selten erleben. Es ist aus den Interviewpassagen herauszulesen, welche immanenten Probleme hinter diesen Ereignissen stehen und welche Auswirkungen sich aus dieser Problemstellung auf die sozialen Beziehungen und darüber hinaus auch auf das selbstbestimmte Leben von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen ergeben können. Es ist wichtig, dies zu beschreiben, um die Komplexität der sozialen Beziehungen von Betroffenen zu Menschen ohne Behinderung darzustellen. Werden diese Problemstellungen nicht berücksichtigt, so kann es leicht zur Fehleinschätzung des Alltags im betreuten Wohnen – insbesondere hinsichtlich der sozialen Beziehungen – kommen.

Es gibt klare Figurationen in Bezug auf das diskriminierende sowie delinquente Verhältnis zu Menschen ohne Behinderung: Mobber und Gemobbter, Opfer und Täter, Mensch mit geistiger

Behinderung und Mensch ohne Behinderung. Diese Figurationen sind nicht durch persönliche Empfindungen oder Zuneigung entstanden, sondern durch die Rollenverteilung. Das erste Beispiel zeigt die Situation der Belästigung und des Mobbing von Herrn RK bei der Arbeit, die sich trotz der dialogischen und vertrauensbasierenden Beziehung zu seinen Arbeitskollektiven und trotz seines engagierten Einsatzes für die Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung in seinem Arbeitsalltag ergibt. Beim Interview begleitete ihn für kurze Zeit sein Betreuer Herr B, der bereits von den Problemen bzw. dem Mobbing bei der Arbeit wusste. Es wird deutlich, dass Herr RK wegen dieses Problems bereits eine Beratung mit seinem gesetzlichen Betreuer und dem Betreuer aus dem betreuten Wohnen hatte und dass er bereits versucht hat, das Problem durch ein Gespräch zu lösen. Jedoch reagierte der Mobber nicht auf sein Handeln und belästigt ihn nach wie vor.

»RK: Ja, mhm(..) ich meine(..) mhm(..) wir sind drei Hausmeister.

P: Ehm.

RK: Die ziehen immer gerne einen hoch. Und(..)

P: Mhm(..) was bedeutet das?

RK: Das heißt, das heißt, die machen sich über mich lustig.

P: Ehm.

RK: Wo ich mich da drüber ärgere.

P: Nur Sie oder?

RK: Ja, also(..) das ist so, also die haben mich jetzt(..) mhm(..) jetzt letztes Jahr fast über(..) mich mit Sexualitätensachen hoch gezogen, ja?

P: Ehm.

RK: Und(..) bisschen übertrieben.

P: Ehm.

B: Dass er sich geärgert hat.

RK: Geärgert. Und mhm(..) mit den(..) teil ich versteh mich überhaupt nicht ganz gut.

P: Ehm.

RK: Mhm(...) die fing fast jeden Morgen damit an. An(..) an mal so am Frühstückstisch. Und mhm(..) da ich meine, das hatte, ich hatte jetzt kürzlich auch noch meine Freundin gehabt. Da haben die auch mit also nicht damit groß gezogen und so. Ich meine so richtig geärgert, hochgezogen und auch so bisschen(..) gestichelt so wie(..) den ja wie ist deine Freundin mit so ja? Und mhm(..) kann die dir denn auch was bring, so auf dieser Weise und mhm(..) das hat mich bisschen total geärgert.

P: Hattest du darüber mhm(..) schon gesprochen mit den?

RK: Ne, ich hab mit den dreien nicht gesprochen. Ich hab auch jetzt auch noch Vertrauensmann. Und auch mit dem B-Betreuer habe ich da drüber gesprochen. [Er zeigt mit dem Finger seinen Betreuer.] Und mein Vertrauensmann, der ist auch in M-Stadt ist. Der sagte mhm(..) ich sollte erst mal alleine probieren, mhm(..) mit denen zu reden.

P: Ehm.

RK: Ich hab jetzt auch mit denen mal geredet. Aber die gehen nicht da drauf ein.

[...]

RK: Und jetzt frühstücke ich jetzt woanders.

P: Ehm.

RK: Und das hat der auch langsam bisschen abgebaut.

P: Ehm.

RK: U-nd(..) jetzt feiert einer sein Geburtstag nach, jetzt am nächsten Samstag, und da bin ich auch dazu eingeladen. Ich hab(..) natürlich abgelehnt.«

(aus Interview mit Herrn RK 229-278 vom 26.04.2007)

Dies weist darauf hin, dass Herr RK das grundsätzliche Problem weder durch die Beratung noch den Gesprächsversuch noch das Ausweichen beseitigen konnte. Die einzige Möglichkeit, die Herrn RK also bleibt, ist das Aus-dem-Weg-Gehen. Die sozialen Ressourcen – die dialogischen und vertrauensbasierenden Beziehungen zu seinen anderen ArbeitskollegInnen – sind zwar Motivation für weitere soziale Kontakte, allerdings nicht in solchen Problemkonstellationen.

Darüber hinaus zeigt dieses Beispiel ein verstecktes Problem bezüglich der sozialen Beziehungen im betreuten Wohnen; die Grenze der selbstverantwortlichen sozialen Interaktion. Es sind zwar Sanktionen gegen Mobbing und Belästigung am Arbeitsplatz gesetzlich verankert, dies kann aber den Betroffenen nicht vor ständigen Angriffen schützen. Daraus resultieren wachsende Überforderung und Machtlosigkeit, die des Weiteren Hemmungen und Angst vor Menschen ohne Behinderung hervorrufen können.

Die folgenden Beispiele beschreiben Erlebnisse von Gewalt – von alltäglichen Angriffen bis hin zu extremen Straftaten wie Steinwürfen, Bedrohung mit dem Messer und Überfällen in Bezug auf die besondere Wohnumgebung und Nachbarschaft. Es zeigen sich Konsequenzen wie zum einen Verwahrlosung innerhalb der konstant beängstigenden Lebenssituation, zum anderen Machtlosigkeit aufgrund der Grenze der selbstverantwortlichen sozialen Interaktion. Außerdem ist eindeutig festzustellen, dass die Betroffenen solche Ereignisse aufgrund ihrer eingeschränkten verbalen Möglichkeiten sehr vulgär beschreiben. Dies weist – unabhängig von der beängstigenden Situation – darauf hin, dass es für die Betroffenen grundsätzlich kompliziert ist, das Problem zu schildern und damit die Aufmerksamkeit von anderen zu wecken. Es ereigneten sich sieben Fälle, ohne Ausnahme in der Wohnumgebung eines so genannten sozialen Brennpunktes, was etwa 25 Prozent aller untersuchten Betroffenen entspricht. Allerdings wohnen derzeit elf der Betroffenen in der Umgebung des sozialen Brennpunktes; dies lässt vermuten, dass solche Ereignisse nicht explizit eine bestimmte Person mit geistiger Behinderung betreffen.

Das erste und das zweite Beispiel sind Erfahrungen von Herrn RB und Frau U, die gegenwärtig als Paar in einem Appartement in der eher ruhigen Stadtmitte wohnen. Ihre Aussagen beschreiben die Situation in ihrer letzten Wohnung, die in einer als sozialer Brennpunkt bekannten Gegend lag, wo sie ständig Belästigungen und Bedrohungen durch Jugendliche erlebten.

»U: Weil in der Freundin haben sie zweimal die war(..) abends(..) bis um sieben oder was bei uns. Oder nachts(..) oder bis um acht und da RB-Ehemann hat sie in der Bushaltestelle

gebracht oben so. Und die haben sie zweimal(..) Mess(..) mhm(..) wollten sie Messer bedrohen. Diese Jugendliche.

[...]

U: Haben sie bedroht mit Messer. Und da habe ich Angst gekriegt. Und habe gesagt: Dann geh ich noch Nachmittag, mir gibt's was hole schnell, was ich brauche noch. Und geh dann wieder nach Hause.«

(aus Interview mit Frau U 276-282 vom 20.04.2007)

»RB: R-Stadtteil ne. Ne! [Er lacht laut und schüttelt seinen Kopf.]

[...]

RB: Mhm(..) hat mir ja net gefallen da oben.

P: Warum?

RB: Weiß ich nicht. Jugendliche und so haben immer(..) Steine geschmissen und alles.«

(aus Interview mit Herrn RB 273-279 vom 11.04.2007)

Das folgende Beispiel schildert die extreme Situation eines Überfalls von Menschen ohne Behinderung. Frau AK wohnt alleine in einem Appartement, ihr Verlobter Herr AS besucht sie oft. Sie beschreibt das drastische Verbrechen von einem Nachbarn. Als sie an einem Tag mit ihrem Verlobten zusammen war, kam der Nachbar in ihre Wohnung und schoss auf ihren Verlobten. Über das genaue Motiv für diese kriminelle Tat und auch über den genauen Verlauf konnten die beiden keine Erklärung abgeben. Während des Untersuchungszeitraums war der Gerichtstermin zu diesem Vorfall, und Frau AK litt sehr darunter. Das schmerzhaft Trauma ist stark zu beobachten.

»AK: Wir hatten einen Nachbar, der war ja vorher hier drinne.

AS: Ja. Der ist weg.

AK: Ich kann's tr(..) trotzdem erzählen.

AS: Ehm.

AK: Der AS-ihr Verlobter ist'n Mund reingeschossen worden.«

»AK: Ja, weil(..) ich hab mir Angst habe den. [Ihre Stimme wird leise.] Wenn der wieder zuschlägt, da donnert(..) alles wieder(..) weiß du, wie ich meine.

AS: Der kann net zuschlagen. Der ist in Gewahrsam damit kann er nicht frei darum laufen. Das geht gar net.

AK: Wenn sie wieder frei lassen?

AS: Sie lassen net frei. [Seine Stimme wird leise und klingt unsicher.] Der kommt nicht mehr wieder.

P: Hast du Angst?

AS: Ehm.

AK: Frag mal ne, AS-ihr Verlobter, bevor ich(..) am Samstag so fix und fertig war.

[...]

AK: Ich konnte Nächte net schlafen, weil's Bett neben mir leer war, gell?

AS: Ja. [Lacht leise.]

P: Weil du Angst hast?

AS: Ehm.

AK: Ich hatte Albträume gehabt. Ich habe den U angerufen, dass ich net arbeiten kann, war ich Nerven am Ende.«

(aus Interview mit Frau AK 514-518, 1185-1199 vom 04.03.2007)

Solche Verbrechen können zum Teil auf die Lage der Wohnung in einem Problembezirk der Stadt zurückgeführt werden, wie dies auch im Kapitel „Das Wohnen“ angesprochen wird. Zum anderen kann das äußere Erscheinungsbild der geistig Behinderten ein solches Verhalten heraufbeschwören, da sie in der Gesellschaft häufig als „Idioten“ oder „Schwachsinnige“ abgetan werden – und mit diesen Attributen Handlungsunfähigkeit und Wehrlosigkeit assoziiert werden. Demzufolge handelt es sich um unüberlegte und spontane diskriminierende oder delinquente Handlungen von Tätern, Mobbern und Menschen ohne Behinderung. Obwohl das Bild von Menschen ohne Behinderung für die Betroffenen nicht nur negativ beängstigend geprägt ist, können solche Vorfälle die Existenz eines tief verwurzelten, beklemmenden und bedrohlichen Bildes zur Folge haben, was zu gestörten sozialen Interaktionen führt. Außerdem ist auf das Problem der Gefahr der Verwahrlosung – als Grenze der selbstverantwortlichen sozialen Interaktion in Bezug auf das betreute Wohnen – hinzuweisen. Es ist nicht zumutbar, dass die Betroffenen in einem sozialen Brennpunkt im Sinne eines selbstbestimmten Lebens ohne ausreichende Unterstützung alleine gelassen werden.

Die Wehrlosigkeit durch verbale Einschränkungen, die Hilflosigkeit in Bezug auf die Wohnortauswahl sowie undichte soziale Netzwerke sind nicht durch die knappe Beratung, durch oberflächliche Gespräche und durch das einseitige Engagement der Betroffenen zu überwinden. Besonders bei Menschen im betreuten Wohnen mangelt es an erlernten Abwehrstrategien gegen belästigende Situationen. Dieser Mangel ist das letzte Problem bei solch einem extremen Ereignis. Es handelt sich dabei um eine grundlegende Problematik für die sozialen Beziehungen von Erwachsenen mit geistiger Behinderung. Es fehlen die sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung, dies führt wiederum zu einem Mangel an Erfahrungen und Abwehrstrategien, was eine Verstärkung der Hemmungen sowie die Stagnation von sozialen Kontakten zur Folge hat. Die Reaktionen der Betroffenen in den vier gezeigten Beispielen bestätigen dies: die Ablehnung und Vermeidung von Kontakten wie die Absage einer Einladung durch Herrn RK; das Verstecken im eigenen Zuhause von Frau U und Herrn RB; die permanente Ängstlichkeit von Frau AK. Darüber hinaus werden die Quellen für soziale Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung für die Betroffenen geschlossen. Infolge eines solchen Ereignisses sinkt also die Chance auf ein selbstbestimmtes Leben im betreuten Wohnen, was für die Partizipation in der Gesellschaft aber unerlässlich ist.

7.2.3.3 Fazit: Soziale Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung

In diesem Absatz wurde angesprochen, dass die Betroffenen beim Aufbau sozialer Netzwerke mit Menschen ohne Behinderung im betreuten Wohnen unterschiedliche Barrieren zu überwinden haben.

Die erste Barriere ist die elterliche Geborgenheit. Durch übermäßige Beteiligung und zu viele Besuche der Eltern werden das autonome Leben der Betroffenen, unterschiedliche Erfahrungen sowie zeitliche und räumliche Chancen sozialer Kontakte behindert. Das betreute Wohnen soll den Betroffenen einen Raum geben für Kommunikation und Kontakte zu ihren Mitmenschen ohne jegliche Fremdbestimmung. Die übermäßige Geborgenheit und die Bevormundung durch die Eltern wirken sich als Barrieren für die Kommunikation und die Kontaktaufnahme mit anderen sowie für den Erfahrungsgewinn durch selbstständiges Handeln aus. Das autonome Leben der Betroffenen als Erwachsene sollte anerkannt und ausprobiert werden.

Eine zweite Barriere ist das fehlende gegenseitige Interesse in sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung. In diesem Abschnitt wurde gezeigt, dass trotz der physischen Präsenz potenzieller Kontakte in verschiedenen Lebensbereichen wie Arbeit, Freizeit, Nachbarschaft, Vereinen und Bekannten- und Freundeskreis die Chancen zum Aufbau individueller und persönlicher Verbindungen zu Menschen ohne Behinderung, die Chancen auf gesellschaftliche und persönliche Anerkennung und Offenheit für die Betroffenen sehr gering sind. Die fehlende Verbindlichkeit zwischen den Akteuren und das Desinteresse führen dazu, dass die sozialen Beziehungen von Betroffenen zu Menschen ohne Behinderung in der Form des Smalltalks verhaftet bleiben. Diese Art der Beziehungsform dient allerdings nicht der Erweiterung der Identität und des Zugehörigkeitsgefühls; somit fehlt den Betroffenen oft eine gefestigte gesellschaftliche Identität in Bezug auf die einzelnen Lebensbereiche und die eigene Zugehörigkeit in diesen Bereichen. Dadurch bleiben die strukturiert-formellen und regelmäßigen Kontakte zu Menschen ohne Behinderung in den meisten Fällen auf dieser instabilen und sporadischen Beziehungsform stehen.

Eine dritte Barriere stellen die negativen Erfahrungen mit Menschen ohne Behinderung dar. Diese Problematik – auf gesellschaftlicher Ebene (Wohnumgebung im sozialen Brennpunkt, wehrloses Erscheinungsbild des Personenkreises), auf institutioneller Ebene (Gefahr der Verwahrlosung, Mangel an Unterstützungsressourcen) und auf persönlicher Ebene (Erlernen von Abwehrstrategien, Gewinn vielseitiger Erfahrungen bzw. sozialer Kompetenz) – steigert die Komplexität der sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung.

Es ist daraus zu schließen, dass aufgrund dieser Komplexität sozialer Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung der Ausbau sozialer Netzwerke und zugleich die Solidaritätsarbeit auf verschiedenen Ebenen gefördert werden müssen.

7.3 Schluss

In diesem Kapitel wurden die sozialen Beziehungen bzw. Netzwerke der Betroffenen in die zwei Gruppen Menschen mit Behinderung und Menschen ohne Behinderung eingeteilt. Deren Merkmale wurden nach Lebensbereichen und nach Beziehungstypen untersucht. Es ging vor allem um die Auswirkungen und die Problemlagen sozialer Beziehungen bezüglich des selbstbestimmten Lebens im betreuten Wohnen. Die Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse lautet wie folgt:

Erstens dominieren für die Betroffenen die Verbindungen zu Menschen mit Behinderung. Sie können dadurch einerseits die Chance auf Selbsthilfe, auf „Experten in eigener Sache“, erhalten. Andererseits besteht durch die homogenen Verbindungen jedoch die Gefahr der Desintegration, was dem traditionellen Aussonderungsproblem von Menschen mit geistiger Behinderung entspricht.

Zweitens erhalten die Betroffenen durch soziale Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung zum Teil die Chance auf eine neue Identität und auf Zugehörigkeit in der Gesellschaft. Trotzdem wird diese Gelegenheit aufgrund der persönlichen und gesellschaftlichen Anerkennungsgrenzen oftmals nicht ergriffen. Die meisten Betroffenen erleben die sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung als oberflächlichen Smalltalk oder gar als Diskriminierung oder strafbaren Angriff. Hierin liegt die Gefahr der Stagnation der Entwicklung sozialer Interaktion. Die Betroffenen stecken in einer sozialen Beziehungszwickmühle – sie erfahren psychische Belastungen wie Ängstlichkeit, Hilflosigkeit, Machtlosigkeit und insbesondere Misstrauen gegenüber den Menschen ohne Behinderung, was die Gefahr der Verwahrlosung und der Überforderung mit dem selbstständigen sozialen Leben im betreuten Wohnen zur Folge haben kann. Außerdem findet aufgrund der fehlenden wechselseitigen Interaktion logischerweise eine Isolierung statt, und die Distanzierung von der „normalen“ Gesellschaft spitzt sich angesichts der Gehemmtheit und der Vermeidung von Kontaktaufnahme mit Menschen ohne Behinderung zu. Darüber hinaus ergibt sich ein Mangel in Bezug auf das Erlernen von Erfahrungsmustern und den Erhalt sozialer Unterstützungsressourcen, die jedoch für die Entwicklung des „Selbst“ als grundlegender Bestandteil der Selbstbestimmung unverzichtbare Einflussfaktoren sind.

»Das Selbst einer Person ist ferner sozial vermittelt [...]. Diesen interpersonalen Aspekt des Selbst bezeichnet Baumeister als zweite Quelle des Selbst. Wir erkennen, wer wir sind, indem wir uns in den Augen der anderen betrachten („*looking glass self*“; Cooley, 1902). Nach den Theorien des symbolischen Interaktionismus erfolgt die Genese des Selbst durch die Teilnahme an sozialen Interaktionen (vgl. Stryker & Statham, 1985). Das Selbst oder die Identität einer Person wird in dieser Perspektive nicht als etwas für immer Festgelegtes betrachtet. Vielmehr

wird angenommen, dass in sozialen Interaktionen ein gegenseitiges Aushandeln von Identitäten stattfindet (Krappman, 1971). Das Selbst ist nicht denkbar ohne den sozialen Kontext. Durch die Teilnahme an sozialen Interaktionen geprägt, ist das Selbst zugleich ein Werkzeug für soziale Interaktion.«

(Gollwitzer/Bayer 2000, S. 208)

Um das selbstbestimmte Leben von Betroffenen im betreuten Wohnen effizient zu gestalten, ist es notwendig, den Ausbau sozialer Netzwerke innerhalb ihrer Lebensumgebungen zu forcieren und zugleich gegen die Problemlagen vorzugehen. Dazu benötigt es eine kooperierende und solidarische Entwicklung auf der interaktiven, der sozialstrukturellen und der gesellschaftlichen Ebene. Erfolgreiche soziale Beziehungen tragen zum selbstbestimmten Leben und zur Teilhabe an der Gesellschaft bei.

8 Betreuungssetting

8.1 Die Betreuung

In den bisherigen Kapiteln wurden die Wohnumgebung, das Alltagsleben bzw. die Tätigkeiten im Alltag, die Freizeit und die sozialen Netzwerke von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen behandelt. Hieraus ging deutlich hervor, dass die Betroffenen bei der autonomen Lebensführung im Alltag ganz gezielte und professionelle Unterstützung benötigen, um die vielfältigen und individuellen Barrieren zu überwinden. Diese professionelle Unterstützung besteht aus dem Betreuungssetting, das die Betreuungskräfte und deren Dienstleistungsträger beinhaltet.

Das Betreuungssetting umfasst pädagogisch- und dienstleistungsorientierte Zusammenhänge, in denen sich der Alltag von Menschen mit geistiger Behinderung abspielt und die einen wichtigen Einfluss auf die Lebensstruktur im betreuten Wohnen haben. Es lässt sich im Hinblick auf zwei unterschiedliche Aspekte betrachten: Zum einen kann Bezug genommen werden auf die im Alltag erforderliche professionelle Unterstützung durch BetreuerInnen, zum anderen auf die institutionellen Strukturen.

In der folgenden Tabelle wird die Entwicklung der Konzepte für die Betreuung von Menschen mit geistiger Behinderung dargestellt. Darin wird der Wandel des Menschenbildes von den Menschen mit geistiger Behinderung übersichtlich beschrieben, mit dem sich auch das Handlungsfeld der Betreuung verändert hat.

Tabelle 20: Von der Verwahrung über die Förderung zur Selbstbestimmung³⁰⁴

Leitbild	Zeit	Gängiges Menschenbild	Professionelle Orientierung	Methodische Ausrichtung	Zugehörige Institutionen
Verwahrung	1945 bis in die 70er Jahre	»Biologistisch-nihilistisches« Menschenbild; Gleichsetzen von geistiger Behinderung und Krankheit; der behinderte Mensch ist Patient.	Primat der Medizin.	Pflegen, Schützen, Bewahren.	Anstalten und psychiatrische Kliniken.
Förderung	Ab den 60er Jahren	Der Mensch mit Behinderung als defektes Wesen –	Medizinisch-(funktions-)therapeutische Richtungen, wie	Förderung, Therapie.	Sonder-einrichtungen.

³⁰⁴ Hähner 2006, S. 45

		Defizitorientierung; der Mensch wird gesehen als Summe der motorischen, kognitiven, sozialen (und emotionalen) Fähigkeiten.	Krankengymnastik, Ergotherapie u. a. Heilpädagogik, Geistigbehindertpädagogik.		
Selbstbestimmung	ab Mitte der 80er Jahre	Der Mensch ist ausgestattet mit der Fähigkeit zur Selbstregulation (humanistische Sichtweise); der Mensch in seiner sozialen und Umweltbezogenheit (ökosystemische Sicht).	»Entpädagogisierung« Eine über neue Curricula erweiterte sozialpädagogische Ausrichtung	Empowerment, dialogische Begleitung, Erwachsenenbildung.	Integrative Kindergärten und Schulen, ambulante Hilfen (betreute Wohnformen), offene Hilfen.

Aus dieser Übersicht geht hervor, dass die Annahme der Autonomie von Menschen mit geistiger Behinderung gewachsen ist und deren Handlungsspielraum erweitert wurde. Die Betreuung orientiert sich an der Selbstbestimmung – das von traditionellen Hilfekonzepten geprägte paternalistische ExpertInnen-Modell bzw. die hauptsächlich erzieherisch ausgerichtete Aufgabenbeschreibung entwickelt sich hin zum dialogbasierten Verhältnis zu den Adressaten.³⁰⁵ Die Betreuung im betreuten Wohnen bzw. die zuständigen Betreuungsinstitutionen und deren BetreuerInnen richten sich nach diesem Selbstbestimmungskonzept.

Es gibt im betreuten Wohnen, je nach der individuellen Lebenssituation, unterschiedliche Betreuungsformen; zum Beispiel gesetzliche Betreuung, pädagogische oder persönliche Betreuung und Betreuung für die praktische Alltagsbewältigung. Die Aufgaben der Betreuung für die praktische Alltagsbewältigung, zum Beispiel Wäsche waschen und bügeln, einkaufen, kochen und backen, putzen und aufräumen, werden in der Regel durch studentische Hilfskräfte geleistet – gemäß dem Pflegeversicherungsgesetz zur Einstufung in eine Pflegestufe nach Sozialgesetzbuch Teil XI (SGB XI) für Leistungen der Pflegeversicherung für die praktische Alltagsunterstützung.³⁰⁶ Die Aufgaben von pädagogischen BetreuerInnen als fachqualifizierte Bezugspersonen sind, gemäß der Eingliederungshilfe laut Sozialgesetzbuch Teil XII (SGB XII)³⁰⁷, die persönliche Lebensplanung, die Unterstützung bei der Suche nach einer Beschäftigung, die Unterstützung in der Freizeitgestaltung und bei der Organisation der Tagesstruktur,

³⁰⁵ Vgl. Osbahr 2003, S. 211f. und vgl. Mattke 2004², S. 305

³⁰⁶ Vgl. Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV) 2008, S. 7

³⁰⁷ Vgl. Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV) 2005, S. 3

die weitere Kommunikation sowie die Beratung.³⁰⁸ In dieses Kapitel wurden vor allem diese zwei Arten von Betreuung – die Betreuung für die praktische Alltagsbewältigung und die pädagogische bzw. persönliche Betreuung – einbezogen, da sich die vorliegende Untersuchung hauptsächlich mit der ambulanten Hilfe als Betreuung im betreuten Wohnen beschäftigt.

THEUNISSEN weist in Bezug auf die alltäglichen Schwierigkeiten von Menschen mit geistiger Behinderung auf die Erschwernis bei der Kommunikation und auf die Grenzen der informellen sozialen Ressourcen hin. Diese Problemstellung ist in der vorliegenden Untersuchung ebenfalls zu beobachten. Erstens haben die Betroffenen oft Verständnis- und Kommunikationsprobleme. Deshalb können sie ihre Bedürfnisse gegenüber ihren Mitmenschen nicht unmittelbar und verständlich artikulieren.³⁰⁹ Obwohl es sich hierbei insbesondere um Menschen mit schweren kognitiven und zumeist mehrfachen Beeinträchtigungen handelt, war das genannte Problem während des Untersuchungszeitraums sowohl in der alltäglichen Kommunikation (wie bei der Bestellung während des Stammtisches) als auch bei ausführlichen Unterhaltungen (wie beim Interview) beobachtbar. Zweitens weist THEUNISSEN darauf hin, dass die Betroffenen die alltäglichen Hilfsbedürfnisse durch die informellen Hilfskräfte wie Nachbarn, Bekannte und Freunde nicht abdecken können.³¹⁰ Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung ist solch eine mangelnde soziale Unterstützung zum einen vor allem bei denjenigen Personen deutlich erkennbar, die aufgrund einer Persönlichkeitsauffälligkeit eine äußerst zurückhaltende Haltung gegenüber anderen zeigen und deren Bewegungsmöglichkeiten aufgrund ihrer körperlichen Einschränkung ohne professionelle Hilfe stark beeinträchtigt sind. Zum anderen wird in der Untersuchung deutlich, dass informelle Hilfskräfte die Betroffenen in Alltagssituationen nur gelegentlich unterstützen können. Das heißt, dass die Betroffenen bei Alltäglichem wie dem Erledigen von Papierkram oder bei besonderen Tätigkeiten wie dem Stellen von Unterstützungsanträgen von der professionellen Betreuung bzw. von den BetreuerInnen abhängig sind.

Angesichts dieser Tatsache ist die Unterstützung durch professionelle Betreuungskräfte für eine gelungene Selbstständigkeit unabdingbar. Es ist festzustellen, dass das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen grundsätzlich nicht »die Emanzipation von Hilfe« (Urban 1997, S. 79), sondern »vielmehr die Emanzipation von den mit der Hilfeleistung traditionell verknüpften Abhängigkeiten und Formen der Fremdbestimmung« (ebd.) bedeutet. Dabei ist an-

³⁰⁸ Vgl. Theunissen 2001, S. 267 und vgl. Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV) 2005, S. 5

³⁰⁹ Vgl. Theunissen 2009, S. 75

³¹⁰ Vgl. ebd.

zunehmen, dass die professionelle Hilfe für die Menschen mit geistiger Behinderung ein Teil der Selbstständigkeit ist.³¹¹

8.1.1 Die Betreuung auf der persönlichen Ebene

Die Betreuung auf der persönlichen Ebene, unter dem Aspekt der professionellen Unterstützung durch BetreuerInnen, spielt auf die direkte und oftmals enge persönliche Interaktion zwischen dem Menschen mit geistiger Behinderung und seinen BetreuerInnen ab.

Nach THEUNISSEN gibt es fünf Handlungsprinzipien bezüglich der Beziehung zwischen den Adressaten und den BetreuerInnen im Sinne des Empowerment. Erstes Prinzip ist die gleichberechtigte partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Menschen mit geistiger Behinderung und den BetreuerInnen.³¹² Zweites Prinzip ist die »Stärken-Perspektive« (Theunissen 2009, S. 68), nämlich die »Erschließung individueller und sozialer Stärken« (ebd.). Die Unterstützung durch BetreuerInnen führt dazu, dass die biografisch vorhandenen individuellen Fähigkeiten, »Talente, Ressourcen, Interessen, Lebenskräfte oder kulturellen Bräuche« (ebd.) genutzt werden zur »Wiedergewinnung eines positiven Selbstbildes, Selbstvertrauens oder Zutrauens in die eigenen Fähigkeiten und Stärken« (ebd.). Drittes Prinzip ist die »Subjektzentrierung« (ebd. S. 69), nämlich die Anerkennung und Akzeptanz »individueller Wirklichkeitsdeutungen, Wünsche, Bedürfnisse und Lebensentwürfe« (ebd.). Es geht um Wertschätzung, um menschliche Autonomie, um eine Würdigung des Personseins und der Lebenssoveränität des anderen.³¹³ Viertes Prinzip ist die »Kontextorientierung« (ebd. S. 70) unter der »sozio-ökologischen Perspektive« (ebd.), die sich auf den individuellen biografischen Hintergrund und die Lebensbedingungen bezieht. Als fünftes Prinzip ist schließlich »solidarische Professionalität und Parteinahme« (ebd.) zu nennen, durch die sich »eine auf individuelle und kollektive Selbst-Hilfe und Selbstvertretung hin ausgerichtete Empowerment-Praxis« (ebd.) verwirklichen lässt. Sie bedeutet wiederum »die Kritik gegen herrschende Mächte, Verbände und Institutionen, in deren Abhängigkeit sich die professionellen Helfer befinden« (ebd. S. 71).

³¹¹ Vgl. Walther 2006, S. 86

³¹² Vgl. Theunissen 2009, S. 67

³¹³ Vgl. ebd. S. 69

In der folgenden Tabelle wird das Tätigkeitsprinzip von BetreuerInnen im betreuten Wohnen nach dem oben gezeigten Selbstbestimmungsleitbild dargelegt, das sich wesentlich auf die Interessen und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung konzentriert. Die Berechtigung zur Selbstbestimmung von Menschen mit geistiger Behinderung ist dabei allerdings minimal einschränkt, z. B. durch die Nothilfe bei Selbstgefährdung der Betroffenen. Dieses dargestellte Tätigkeitsprinzip führt das Arbeitsverhältnis zwischen den BetreuerInnen und den Menschen mit geistiger Behinderung richtungsweisend vor Augen.

Tabelle 21: Tätigkeit der Begleitung³¹⁴

Selbstbestimmung	Tätigkeit der Person bei Hilfebedarf	... bei der Aneignung	Tätigkeit der Begleitung Wie soll die Person begleitet werden?
Selbstverantwortung	Wollen, Verantworten, Sichwählen	Verantwortung delegieren	Wagen	Selbstverantwortung stützend - Sich nicht ungefragt einmischen (Verantwortung der Person belassen) - Verstehen, Akzeptieren (Willen und Motive der Person wahrnehmen, die Person in ihrer Unvollkommenheit annehmen) - Ermutigen (Willen und Motive der Person stärken) Selbstverantwortung einschränkend - Nothilfe (Gefahr abwenden) - Notwehr (Grenzen des Begleiters) - Vertretung anderer Interessen (Grenzen der Einrichtung, der Mitbewohner, der Mitarbeiter) → Vertragsformen finden
Selbstleitung	Wissen, Entscheiden / Auswählen	Fragen	Lernen	- Informationen geben (situativ Lösungen zeigen und Erklärungen geben) - beim Lernen helfen (Lernfelder vermitteln oder schaffen, z. B. VHS-Kurse, Lernprogramme)
Selbständigkeit	Können, Tun /Handeln	Unterstützung anfordern	Üben	- Unterstützen (stellvertretend ausführen) - beim Üben helfen (Übungsfelder vermitteln oder schaffen)

³¹⁴ Walther 2006, S. 86

Dieses Tätigkeitsprinzip könnte die Überwindung des traditionellen paternalistischen ExpertInnen-Modells und die Befestigung einer neuen Betreuungskultur³¹⁵ zum selbstbestimmten Leben im betreuten Wohnen ermöglichen. Jedoch ist das Konfliktpotenzial, das zwischen der Unterstützungsrolle und der Eingrenzungsrolle der BetreuerInnen in der alltäglichen Praxis im betreuten Wohnen besteht, nicht zu übersehen. Die Schwierigkeit im Umgang mit der Selbstbestimmung der Menschen mit geistiger Behinderung ist unvermeidbar, da die Betreuungskräfte nicht nur für die Betroffenen, sondern auch für das weitere gesellschaftliche Interesse verantwortlich sind.³¹⁶

»Einerseits soll ein Mitarbeiter im Sinne von Empowerment einen „Dienst am Nächsten“ leisten bzw. seinem Adressaten dienen (assistieren), andererseits hat er in dieser Funktion zugleich auch gesellschaftliche Interessen zu vertreten bzw. dem Staatswesen oder einer subsidiären Instanz (Organisation, Wohlfahrtsverband, Institution) zu dienen. Damit steht er sowohl dem Betroffenen als auch Dritten gegenüber in Verantwortung, die es auszubalancieren und auch auszuhalten gilt.«

(Theunissen 2009, S. 63)

Die Verantwortung der BetreuerInnen für das weitere gesellschaftliche Interesse meint beispielsweise die Nothilfe, zum Beispiel bei ungewollten oder wirklich schwerwiegenden Gefahren für den Menschen mit geistiger Behinderung, oder auch die Auseinandersetzung mit dem anderen, mit dem fremden Willen.³¹⁷ Hierbei besteht die Gefahr, dass die Betreuung – aufgrund ihrer Verantwortlichkeit – schnell und ohne Berücksichtigung von Wünschen und der Autonomie des Menschen mit geistiger Behinderung auf der Basis traditioneller Hilfskonzepte ausgeführt wird.

Aus diesem Grund ist festzuhalten, dass das Verhältnis zu den BetreuerInnen und deren Rolle für das Gelingen eines selbstbestimmten Lebens von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen als ein zentraler Schlüsselpunkt verantwortlich sind.

³¹⁵ Vgl. Theunissen 2009, S. 63

³¹⁶ Vgl. Walther 2006, S. 69

³¹⁷ Vgl. ebd. S. 80

8.1.2 Die Betreuung auf der institutionellen Ebene

Beim Betreuungssetting unter institutionellen Aspekten geht es um die Betrachtung der Dienstleistungsträger für das betreute Wohnen. Die jeweiligen Dienstleistungsträger und die örtlichen Anbieter haben unterschiedliche Angebote und Hilfeleistungen – wie Beistand bei Behördengängen, vielfältige Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten, divergente Urlaubs- und ambulante Hilfsangebote. Das Spektrum der Angebote und Hilfeleistungen für das Leben im betreuten Wohnen reicht von alltäglich bis speziell.

Um professionelle Hilfe individuell und angemessen in Anspruch zu nehmen, ist es vor allem wichtig, einen von diesen Dienstleistungsträgern sinnvoll auszuwählen.³¹⁸ Denn die Auswahl eines Dienstleistungsträgers bedeutet einen grundlegenden ersten Schritt zum selbstbestimmten Leben im betreuten Wohnen. Ohne einen Dienstleistungsträger und dessen Hilfeleistungen können insbesondere der administrative und der organisatorische Verlauf – wie die Erstellung der benötigten Unterlagen wie IHP und IBRP oder die Ermittlung des Antrags für die Kostenzusicherung – von den Betroffenen nicht alleine wahrgenommen werden. Die große Bedeutung der Zusammenarbeit mit den Dienstleistungsträgern bei der Antragstellung für das betreute Wohnen wird im folgenden Zitat deutlich.

»Die Entscheidung für das Betreute Wohnen ist normalerweise eine, die gemeinschaftlich erarbeitet wird: Familienangehörige, Ärzte, Betreuer, Therapeuten, Kontakt- und Beratungsstellen, die Träger der Eingliederungshilfe und weitere Vertrauenspersonen versuchen, den betroffenen Menschen bei seiner Entscheidung zu unterstützen. Zunächst sollte sich der am Betreuten Wohnen interessierte Mensch an einen örtlichen Anbieter wenden. Dort werden die erforderlichen Informationen zusammengetragen, die – je nach Behinderung – in einen Integrierten Hilfeplan (IHP) oder einen Integrierten Behandlungs- und Rehabilitationsplan (IBRP) münden. Diese Unterlagen müssen beim örtlichen Träger der Sozialhilfe, also beim Sozialamt des Landkreises oder der kreisfreien Stadt, eingereicht werden. Dort werden die Unterlagen in der für die Belegung der Plätze zuständigen Hilfeplankonferenz beraten. Die Konferenz spricht eine Empfehlung für das Betreute Wohnen aus – oder für das Wohnheim, wenn der Hilfebedarf höher eingeschätzt wird. Auf der Grundlage der Empfehlung, die in der Hilfeplankonferenz ausgesprochen wurde, kann nun das zuständige Zielgruppenmanagement beim LWV eine Entscheidung treffen. Verlieft die Prüfung positiv, wird eine Kostenzusage erteilt. Die zugesagte Leistung ist zeitlich begrenzt. Wenn bei der Person danach auch weiterhin der Bedarf an Unterstützung besteht, kann zusammen mit dem Betreuer rechtzeitig vor Fristablauf ein neuer Antrag gestellt werden. So ist es möglich zu überprüfen, ob dem Betroffenen die bisherige Unterstützung ausreicht oder sie erhöht bzw. verringert werden muss.«

(Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV) 2005, S. 7f.)

³¹⁸ Vgl. Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV) 2008, S. 6

Entscheidend bei der Auswahl eines Dienstleistungsträgers in Bezug auf das selbstbestimmte Leben ist, dass die Menschen mit geistiger Behinderung die Möglichkeit zur Selbstentscheidung haben. Eingeschlossen ist sicherlich die Hilfe ihrer Angehörigen sowie der verfügbaren Unterstützungsressourcen wie gesetzlicher BetreuerInnen oder ihres Freundeskreises. Die entscheidende Herausforderung für die Betroffenen jedoch ist zum einen die Kenntnis ihres Anspruches auf eine eigene Entscheidung und die benötigte professionelle Hilfe für das betreute Wohnen. Zum anderen ist es die selbständige Inanspruchnahme der Freiheit bei der Auswahl der Dienstleistungsträger des betreuten Wohnens. Besonders in der Praxis sind diese Herausforderungen durch die so genannten „Menschen mit schwergeistiger Behinderung“ nicht ohne das aktive Bemühen von anderen zu bewältigen.

Das Angebot an verschiedenen Dienstleistungsträgern für Menschen mit geistiger Behinderung scheint vorhanden zu sein, jedoch entspricht die strukturelle Vielfalt nicht der Erfüllung der benötigten Dienstleistungsqualität. Die Vielfalt bedeutet zugleich nicht standardisierte Maßnahmen und Regeln der jeweiligen Dienstleistungsträger, was von der Aufnahme bis hin zur Alltagsqualität im betreuten Wohnen einen folgenreichen Einfluss haben kann. Aus diesem Grund ist es notwendig, bei der Struktur der Anbieter einige Grundsätze zu berücksichtigen, um die Selbstbestimmung der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen zu gewährleisten und sicherzustellen.

Im Folgenden werden die strukturellen Grundsätze der Dienstleistungsträger für das selbstbestimmte Leben von Menschen mit geistiger Behinderung nach URBAN beispielhaft zusammengefasst.

- rechtlicher Anspruch auf Entscheidung für betreutes Wohnen, unabhängig vom Grad der Behinderung
- keine Strukturvorgabe, die zur zwangsläufigen Abhängigkeit führen könnte, das heißt:
 - freie Entscheidungsmöglichkeit für eigene Wohnung
 - Entscheidungsrecht über MitbewohnerInnen
 - freie Auswahl- und Wechsellmöglichkeit der Betreuung
 - Träger der Hilfe ist nicht gleichzeitig Vermieter.³¹⁹

³¹⁹ Vgl. Urban 1997, S. 80

Zunächst ist es nach URBAN wichtig, dass die Entscheidung eines Menschen mit geistiger Behinderung für das betreute Wohnen ohne Beschränkung aufgrund des Grades seiner Behinderung respektiert und realisiert wird. Dieser rechtliche Anspruch auf betreutes Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung wird jedoch nicht von allen örtlichen Anbietern von diesen Dienstleistungen – z. B. der Lebenshilfe – respektiert. Im Folgenden werden als Beispiel die Voraussetzungen für das betreute Wohnen eines Dienstleistungsträgers dargestellt, um eigentümliche Maßnahmen und Regeln zu verdeutlichen.

»Die Frauen und Männer mieten entweder selbst eine Wohnung an oder leben in einer Wohnung, die ihnen vom Lebenshilfswerk zur Verfügung gestellt wird. Sie erhalten eine kontinuierliche, jedoch keine ständige Betreuung. Daher können hier nur Erwachsene leben, die mit dieser geringen Unterstützung in der Lage sind, ihr Leben zu bewältigen oder es sich zutrauen.«

(Lebenshilfe-Prospekt vom 23.01.2006, o. S.)

Nach diesem Prospekt ist die Tür zum betreuten Wohnen für Menschen mit vermeintlich schwerer geistiger Behinderung nicht geöffnet, und eine bereits vorhandene Selbstständigkeit bei der Alltagsbewältigung ist Voraussetzung. Dies bedeutet, dass nur diejenigen Menschen mit geistiger Behinderung, die ihren Alltag mit möglichst wenigen Betreuungsstunden meistern können, im betreuten Wohnen leben sollen. Es zeigen sich hier zum einen die klaren Grundsätze, anhand derer sich die Grenze zwischen den „Fähigen und Unfähigen“ innerhalb der Gruppe der Menschen mit geistiger Behinderung ziehen lässt. Zum anderen bringt diese Voraussetzung einen Entschluss mit sich – nämlich die Forderung an Stelle der Unterstützung.

In dem Prospekt „Ein Schlüssel zur eigenen Wohnung“ des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (LWV) wird das betreute Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung wie folgt definiert:

»Sie leben in Hessen und können nicht allein wohnen, weil Sie eine Behinderung haben. Dann haben Sie das Recht auf Hilfe beim Wohnen. So können Sie auch in einer eigenen Wohnung wohnen. Bei Dingen, die Sie nicht allein können, helfen Ihnen Fachleute. Das nennt man Betreutes Wohnen.«

(Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV) 2009, S. 10)

Hier wird deutlich, worin der Kern des betreuten Wohnens besteht: Es handelt sich nicht nur um ein Angebot für die so genannten geeigneten „Fähigen“, sondern auch für diejenigen Menschen mit geistiger Behinderung, die Hilfe zum selbstbestimmten Wohnen benötigen. Der Anspruch auf Hilfeleistung sollte nach den strukturellen Grundsätzen von URBAN und nach diesem Prospekttext ohne Unterteilung in „Fähige und Unfähige“ gewährleistet sein.

Darüber hinaus sollte die autonom geregelte Befugnis des örtlichen Anbieters das Recht auf eine zwangslose Wohnungsauswahlmöglichkeit und die freie Entscheidung über MitbewohnerInnen bzw. BetreuerInnen nicht verletzen – wenn z. B. die örtlichen Anbieter als Vermieter die Wohnungsangebote direkt zur Verfügung stellen, bedeutet dies die Verletzung eines grundsätzlichen Anspruchs auf freie Entscheidungen in einem selbstbestimmten Leben.

Die strukturelle Eigenheit der jeweiligen Dienstleistungsträger kann zwar kreativ und charakteristisch begründet und gestaltet werden; allerdings sollte diese Eigenheit im Rahmen standardisierbarer und allgemeingültiger Maßgaben definiert werden. Sonst kann die gut gemeinte Vielfalt ein Risiko bei der freien Auswahl eines bestimmten Dienstleistungsträgers hervorrufen. Solch eine strukturelle institutionelle Problematik kann die Ausübung des selbstbestimmten Lebens im betreuten Wohnen letztlich mehr erschweren als alltägliche Herausforderungen.

8.2 Ergebnisse der Untersuchung

In diesem Kapitel wird das Betreuungssetting untersucht, also die Betreuung und deren Konstellation als essenzieller Bestandteil der Vorbereitung und Verwirklichung des selbstbestimmten Lebens im betreuten Wohnen, in dem die Interaktion zwischen dem Akteur und dessen Umwelt auf der persönlichen und der institutionellen Ebene intensiv und zwangsläufig stattfindet. Bei der Untersuchung des Betreuungssettings ergaben sich im Vergleich zu anderen Themenbereichen komplexe Schwierigkeiten bei der Gewinnung offener Aussagen. Diese Problematiken lassen sich in drei Dimensionen unterteilen.

Die erste beobachtbare Problemstellung war die abweisende Haltung gegenüber dem Thema Betreuungssetting, die sich bereits in der ersten Kontaktpase mit den Betroffenen erkennen ließ. Die Betroffenen sprachen bei privaten Treffen zwar über die Vereine und deren Veran-

staltungen, aber kaum über die BetreuerInnen und deren Arbeit. Es gab beim Stammtisch und bei Freizeitveranstaltungen keinen offenen Austausch über Probleme – weder zwischen den Betroffenen noch zwischen den Betroffenen und den BetreuerInnen. Aufgrund der abweisenden Haltung der Betroffenen wurde das Thema möglichst in einer spontanen und entspannten Interviewphase angesprochen, oft am Ende des Interviews oder in einem vertraulichen Rahmen. Der vertrauliche Rahmen bedeutet in diesem Fall, dass die BetreuerInnen nicht anwesend waren. Wegen ihrer Kommunikationsunsicherheit, z. B. Schwierigkeiten beim Artikulieren und Verstehen, wünschten sich einige InterviewpartnerInnen die Anwesenheit ihrer BetreuerInnen. Dies war zwar bei anderen Gesprächsthemen hilfreich, stellte zugleich aber die größte Barriere beim Interview zum Thema Betreuungssetting dar. Darüber hinaus kann eine solche situationsbedingte Schwierigkeit bei den Betroffenen paradoxerweise das Gegenteil von einem selbstbestimmten Leben im betreuten Wohnen auslösen – nämlich das Gefangensein in der eigenen Betreuung.

Die zweite beobachtbare Problemstellung war die Selbstreflexion der Betroffenen. Das bedeutet einerseits die mangelnde Perspektive, andererseits die mangelnde Gelegenheit für den Erwerb der Fähigkeit zur Selbstreflexion. Die Perspektive, die Betreuung als Dienstleistung anzuerkennen, ist Basis für die Selbstreflexion über das Betreuungssetting. In Bezug auf das eigene Betreuungssetting sehen sich die Betroffenen oftmals nicht als „Kunden“. Aufgrund der unterschiedlichen Betreuungsformen – wie pädagogische Betreuung und Betreuung bei der praktischen Alltagsbewältigung – und deren Anzahl sowie des komplizierten Unterstützungsrahmens sind der Zugang zum und der Überblick über das eigene Betreuungssetting den Betroffenen oftmals versperrt. Daraus entstehen Teilnahmslosigkeit und der Verlust des Interesses am eigenen Betreuungssetting. Hier fällt der Grundgedanke als Dienstleistungssuchende weg. Der fehlende Interaktionsprozess verhindert den selbstbewussten Umgang mit Alltagssituationen, insbesondere mit kritischen Problemstellungen. In diesem Kapitel wird deshalb versucht, die Aussagen anhand von Videomaterialien und Biografien zu analysieren und zu interpretieren.

Die dritte und letzte Problemstellung war die Anonymisierung der Betroffenen. Die Betroffenen forderten sehr stark, dass ihre Identität besonders für die BetreuerInnen und die zugehörigen Vereine unbekannt bleibt, denn das Betreuungssetting ist für die BetreuerInnen und die zugehörigen Vereine im Vergleich zu den anderen Themen ein besonders sensibles Thema. Jedoch ist die Anonymisierung bei diesem Gegenstand schwierig, da die Betreuungssituation der jeweiligen Betroffenen sehr persönlich und individuell gestaltet ist. Daher gestaltet es sich

kompliziert, neutrale und trotzdem sinnhafte Ausschnitte aus den Interviews auszuwählen. Um eine Gefährdung der Anonymisierung der Betroffenen zu vermeiden, können die meisten Interviewaussagen im Folgenden nicht sinngemäß dargestellt werden. Aus diesem Grund werden die Aussagen über das Betreuungssetting zum einen mit einzelnen Passagen aus den Interviews, zum anderen mit Materialien und Informationen aus der teilnehmenden Beobachtung vorgestellt. Die Fälle sind nicht zu verallgemeinern, sondern das Verhältnis zwischen den Betroffenen, den BetreuerInnen und deren Institutionen sowie die Problemstellungen sind beispielhaft zu verstehen.

Hier wird zunächst das Betreuungssetting auf persönlicher Ebene anhand der Darstellung eines dialogischen und eines paternalistischen Verhältnisses zu den BetreuerInnen charakterisiert. Im Anschluss wird der strukturelle Zusammenhang der jeweiligen Dienstleistungsträger auf der institutionellen Ebene unter die Lupe genommen. Aus dieser Alltagswirklichkeit heraus werden die Probleme und deren Folgen für das selbstbestimmte Leben der Betroffenen analysiert.

8.2.1 Die Betreuung auf der persönlichen Ebene

Das Verhältnis zwischen den Betroffenen und den BetreuerInnen ist im Prinzip ein interaktiver Prozess, der auf der Ebene der „Ich-und-Du-Bezogenheit“ basiert,³²⁰ die im Rahmen der Dienstleistung innerhalb der sekundären, formellen, professionellen und öffentlichen sozialen Netzwerke³²¹ geschieht.

»[...] spricht von LÜPKE (1995, S. 32ff.) zu Recht von der Selbstbestimmung als dialogischem Prozeß, als der »Bewegung des Zuwendens und Antwortens zwischen Ich und Du. Selbstbestimmung heißt dann – erstens –, von anderen so akzeptiert zu werden, wie ich bin, keinem fremdbestimmten Änderungsinteresse ausgesetzt zu sein. Und Selbstbestimmung heißt dann – zweitens –, in ein wechselseitiges Interesse einbezogen zu werden und sich selber einem wechselseitigen Interesse zu öffnen, das daran interessiert ist, das eigene Wollen und das Wollen des anderen zu verstehen und zu klären. [...] Beziehen wir die Aussage von Lüpkes auf das Verhältnis zwischen dem Menschen mit Behinderung und seinem professionellen Begleiter, so muß

³²⁰ Vgl. Theunissen/Plaute 2002, S. 24ff.

³²¹ Vgl. Dworschak 2004, S. 62

einschränkend gesagt werden, daß es sich in dieser Beziehung durch die Tatsache, daß der Begleiter Dienstleister ist, nicht wirklich um ein gleichberechtigtes Abwägen von Interessen handelt: die Wünsche und Vorstellungen des Menschen mit Behinderung als Kunde müssen im Vordergrund stehen.«

(Sack 2006, S. 106)

Hierbei spielen vor allem die Betroffenen und ihre BetreuerInnen ihre Rollen als die Dienstleistungssuchenden und die Dienstleistungsanbietenden. Die Rolle der BetreuerInnen als Dienstleistungsanbietende hat besonders bei der eigenen Lebensführung im betreuten Wohnen einen hohen Stellenwert, da deren Aufgaben, im Unterschied zu zwanghaften Belehrungen, autoritären Entscheidungen und Anweisungen im Sinne des Empowerment-Konzepts neu orientiert und grundsätzlich anders geregelt werden müssen.³²² Hierbei ist es in erster Linie Aufgabe, die Wünsche und Vorstellungen des Menschen mit Behinderung als berechtigte Ansprüche anzunehmen. In diesem Punkt unterscheidet sich das Verhältnis zwischen den Betroffenen und den BetreuerInnen von den primären und informellen Beziehungen,³²³ die im vorherigen Kapitel zu den sozialen Netzwerken beschrieben wurden.

Im folgenden Abschnitt werden zwei Verhältnistypen zu BetreuerInnen dargestellt, um die darin eingebettete Dienstleistungsqualität jeweils konkret zu betrachten. Erstens wird die Form des dialogischen Verhältnisses zu den BetreuerInnen im Sinne des Empowerment-Konzepts gezeigt, dabei werden Anhaltspunkte zu diesem Verhältnistyp herausgearbeitet. Zweitens werden die Merkmale eines paternalistischen Verhältnisses zu den BetreuerInnen sowie Ausgangspunkte im Hinblick auf die Dienstleistungsqualität beschrieben, wobei in vielen Fällen die Balance zwischen dem Selbstbestimmungswillen der Betroffenen und der Verantwortung der BetreuerInnen aus dem Gleichgewicht geriet. Darüber hinaus wird herauskristallisiert, welche Auswirkungen beide Verhältnistypen auf das selbstbestimmte Leben der Betroffenen haben.

³²² Vgl. Theunissen 2009, S. 59

³²³ Vgl. Dworschak 2004, S. 62

8.2.1.1 Das dialogische Verhältnis zu den BetreuerInnen

Der Dialog ist zum einen das Instrument für die Betroffenen, mit dem sie eigene Bedürfnisse und Interessen kommunizieren können, und zum anderen der Interaktionsapparat, der Anpassungs- und Akkommodationsprozesse in ihrer sozialen Umwelt ermöglicht. Aus der Untersuchung geht hervor, dass das dialogische Verhältnis zu den BetreuerInnen von den Betroffenen als eine äußerst positive und zufriedenstellende Unterstützungsleistung eingeschätzt wird. Ein dialogisches Verhältnis zu den Betreuungskräften zu knüpfen, ist nach THEUNISSEN eine der wichtigen Unterstützungsleistungen.³²⁴ Nach HÄHNER ist dies die zukunftsweisende methodische Ausrichtung bei der Konzeptentwicklung für die Betreuung in Bezug auf Selbstbestimmung.³²⁵

Im Folgenden werden zwei Beispiele für die Merkmale der dialogischen Verhältnisform gegeben, um deren figurative Praktik zu verdeutlichen. Das erste Beispiel ist eine Aussage von Herrn HR, der 40 Jahre alt ist und früher in unterschiedlichen anderen Wohnformen lebte. Er wohnt seit elf Jahren im betreuten Wohnen und hat sechs Stunden Betreuung in der Woche.

Das zweite Beispiel ist eine Aussage von Herrn RK. Er ist 36 Jahre alt und wohnt seit sieben Jahren im betreuten Wohnen. Er kann nötige Unterstützung von insgesamt drei BetreuerInnen aus seinem Verein in Anspruch nehmen, mit denen er seit längerer Zeit befreundet ist.

»HR: Ja, ich wohl fühle, weil mhm(...) weil die, ein, einem keine Steine im Weg legen. Also nicht blockieren ne? Also(..) und das mal alles mit denen besprechen kann und(..) das, das auch nur(..) das ist auch nur(..) in der Wohn-AG bleibt in der (..) und mhm(..) es bleibt da(..) bei denen(..) und geht nicht raus, wird nicht raus getragen. Das bleib da und(..) es, es ich entscheide selber, wenn ich das erzähle jetzt wem nicht und ja.«

(aus Interview mit Herrn HR 707 vom 18.10.2006)

»RK: Die Betreuerin, die verhalten sich ganz gut. So gegenüber(..) ehrlich offen. Also ich kann(..) mit dem B-Betreuer und auch mit(..) mit der S-Betreuerin über alles reden.

P: Sind Sie dann zufrieden?

RK: Ja, ich bin zufrieden mit denen, weil ich meine, ich kann(..) ich kann mit denen über alles reden, über Geld, Beträge, über(..) über Sexualität, über eine Familie zu gründen, was

³²⁴ Vgl. Theunissen 2009, S. 77

³²⁵ Vgl. Hähner 2006, S. 45

man alles dazu braucht. Mhm(..) mhm(..) was man dann noch(..) mhm(..) das noch braucht und so, ja? Also damit kann man drüber reden also(..) ist kein Thema.«

»RK: Mhm(..) wo ich mit dem über alles reden kann, was ich mit leiblichen Eltern oder mit meinen Pflegeeltern überhaupt nicht reden kann. So offen. Ja? [...]

[...]

RK: Über Arbeit, über die Regierung. Mhm(..) bei meinen Pflegeeltern, wenn wir sagen(..) fand Sexualität her(..) RK, du hast davon keine Ahnung. Wir sprechen(..) nicht da drüber.

P: Ehm.

RK: Mhm(..) bei meiner(..) leiblichen Mutter, also bei meinen leiblichen Eltern, die sagen zu sich(..) hier mhm(..) mhm(..) die sagen dann eben mhm(..) RK, nimmst dir das Beste, was du finden kannst, und kannst du mit dem ab in die Kiste steigen. Das ist aber auch keine richtige(..) Einstellung. Mit dem B-Betreuer kann ich drüber reden. Ich kann dann sagen, was ich(..) was auch mir aufliegt. Da kann ich sagen. Mhm(..) da Herr B-Betreuer, wir müssen erstmal für dich ne anständig Freundin suchen. Wenn die das auch aushalten kann nervlich gesehen mit dem, mit der Schwangerschaft, dann können wir auch da drüber reden. Mhm(..) dann bereiten wir eben alles vor. Und dann(..) mhm(...) wenn das möglich ist, dann könnte ihr das dann eben auch in die Wege leiten, ja?«

»RK: }Ja, wir haben schon also nicht immer, ja? Aber manchmal haben wir auch mal ne(..) kleine Auseinandersetzung.

P: Dann wie lösen Sie das dann?

RK: Mhm(..) ja, ich meine(...) wir(..) ja, wir schreien uns nicht an oder so nicht. Wir sprechen ganz höflich da drüber.

P: Ehm.

RK: Mhm(..) da kann man sagen. Ich hab ne andere Meinung. Er sagt wieder, ich hab auch andere, andere Meinung dazu. Wir können das so und so machen. Oder wir machen beide erst mal, lass nach meiner Mei(..) mhm(..) Meinung her, dann kannst du nach deiner Meinung machen. Und mhm(..) ich meine, ich komm sonst so(..) ich kann mit den beiden über alles reden.

P: Aha. Sie(..) können gut kommunizieren.

RK: Ja, ja. Ich meine, wenn ich jetzt sagen würde. Ich will morgen(..) mal als Beispiel gesagt. Mal mit 5 000 Euro irgendwo nach M-Stadt fahren. Ja? Mhm(..) dann könnte B-Betreuer ne, das wäre bisschen zu viel. Was willst du mit 5 000 Euro in(..) ja in M-Stadt? Wie(..) was willst du jetzt vorschlagen? Sagt der mhm(..) du kannst erst mal mit der Hälfte dahin fahren und nächste Mal mit der andere Hälfte.

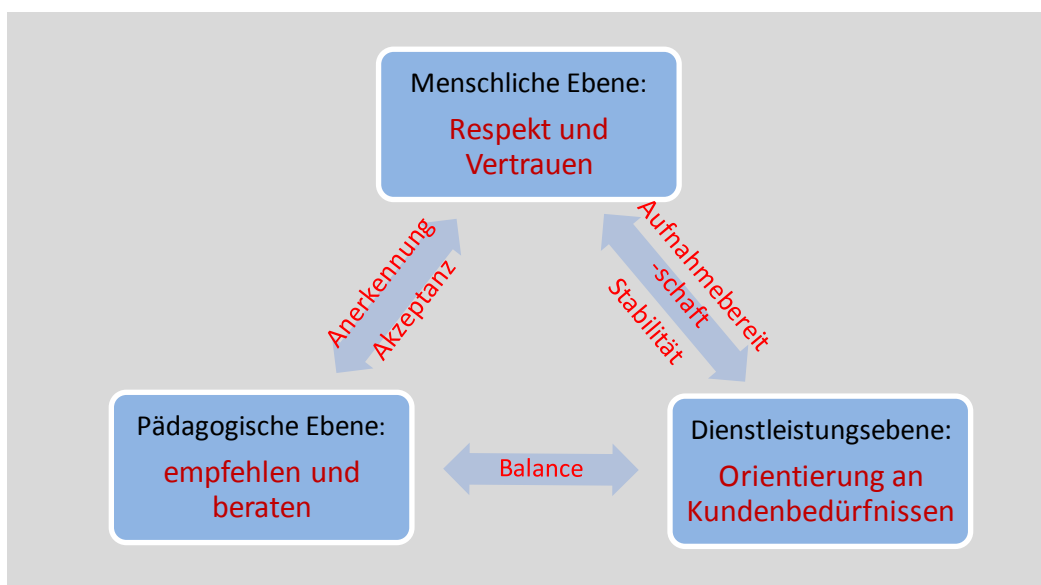
P: Also Ihre BetreuerInnen zwingen Sie nicht?

RK: Ne, weil's wie mhm(..) sie will ja(..) nur helfen, dass wir weiter kommen. [...]

(aus Interview mit Herrn RK 1155-1157, 1305-1309, 1311-1319 vom 26.04.2007)

Das dialogische Verhältnis aus den Beispielen unterteilt sich in drei Aufgabenbereiche der BetreuerInnen: menschliche, pädagogische und Dienstleistungsebene. Es beruht auf einem respekt- und vertrauensvollen Umgang auf menschlicher Ebene, beginnt mit der empfehlenden statt befehlenden und anweisenden Beratung auf pädagogischer Ebene und entfaltet sich durch die an den Kundenbedürfnissen orientierten Leistungsdurchführung auf der Dienstleistungsebene.

Abbildung 17: Die drei Aufgabenbereiche im dialogischen Verhältnis³²⁶



Dabei sind Respekt und Vertrauen entscheidende Grundbausteine des dialogischen Verhältnisses zu den BetreuerInnen. Sie werden auch als die handlungsorientierten Zentralpunkte für die BetreuerInnen im Sinne der Empowerment-Perspektive nach OSBAHR erkannt.³²⁷ Unter Respekt verstehen die Betroffenen in obigen Beispielen, dass die eigenen Bedürfnisse und Interessen und die Gleichberechtigung zur Äußerung und Entscheidung über eigene Anliegen von den BetreuerInnen anerkannt und akzeptiert werden. Die Anerkennung von Individualität

³²⁶ Eigene Darstellung.

³²⁷ Vgl. Osbahr 2003, S. 212

und die Akzeptanz von Gleichberechtigung sind wichtige Faktoren für diesen Respekt. Die ernsthafte Rücksichtnahme auf individuelle Wünsche und Bedürfnisse, z. B. bei der Partnersuche, und das verlässliche Zuhören bei eigener Problembewältigung und bei Auseinandersetzungen bedeuten für die Betroffenen die Anerkennung, die sie von ihren BetreuerInnen erwarten. Dies geht hervor aus den Aussagen von Herrn HR »nicht blockieren« und von Herrn RK »wir machen beide erst mal, lass nach meiner Mei(..) mhm(..) Meinung her, dann kannst du nach deiner Meinung machen« und »sprechen ganz höflich«. Die Akzeptanz ihrer Gleichberechtigung verspüren die Betroffenen aufgrund eines partnerschaftlichen und nicht zwanghaften Gefühls, wie die Aussage von Herrn RK »ehrlich und offen« und die Aussagen von Herrn HR »keine Steine im Weg legen«, »nicht blockieren« und »entscheide selber« verdeutlichen.

Anhand der folgenden Beispiele kann der auf Gleichberechtigung basierende menschliche Umgang praxisnah betrachtet werden. Frau AK ist 29 Jahre alt und braucht bis zu zwei Stunden in der Woche Hilfeleistung bei der Geldverwaltung und beim Zahlenlesen, z. B. beim Ablesen der Uhrzeit. Außerdem hat sie Erfahrungen gemacht in anderen Wohnheimen sowie mit einem anderen Dienstleistungsträger für das betreute Wohnen. Herr PK wohnt seit ca. zehn Jahren im betreuten Wohnen und bekommt Unterstützung bei der Geldverwaltung sowie beim Zählen und Schreiben, bei Arztbesuchen und eine übliche Begleitung beispielsweise bei einem Gerichtstermin.

»AK: Weil(..) weil ich gute Betreuerin habe.

P: Was ist besser? Zum Beispiel?

AK: Weil K-Betreuerin die(..) die hört zu, ist nett zu mir wie andere da oben. Gell? K-Heim haben sie mir nie zugehört, wenn ich Probleme hatte.

[...]

P: Aha. Aber K-Betreuerin nimmt sich selbst die Zeit, mit AK etwas zu sprechen?

AS: Nimmt sich die Zeit. Ja. Genau.

P: Deswegen(..) findest du es besser?

AK: Ja.«

» AK: Da früher bin ich nur gescheucht worden, da oben.

P: Gescheucht? Was bedeutet das?

AS: Das bedeutet gejagt. [Leise gelacht.] Kennst du bestimmt jagen. [Leise gelacht.]

P: Von den Leuten?

AS: Ja.

AK: Von den Betreuern.

P: Von den Betreuern?

AK: Ja. Ist sollte mal schnell putzen! Und(..) soll schnell(..) duschen gehen! Und(..) soll mich dann(..) bettfertig machen alles(..)

P: Aber jetzt die(..) Frau K-Betreuerin vom L-Verein macht nicht so?

AK: Ne. Die jetzt, die jetzt bestimmt net so, gell? AS-ihr Verlobter?

AS: Ne.

P: Wie macht sie dann?

AK: Sie sagt das f-r-e-u-ndlich zu mir.«

(aus Interview mit Frau AK 646-656, 660-672 vom 04.03.2007)

»PK: Ach ganz einfach. Erstens kann man sich hier frei bewegen(..) un(..) und keiner kommandiert rum(..) in Gegensatz in Wohnheim(..) immer pünktlich da sein [...]

[...]

PK: Ja. Ja. Dann sag ich immer kommt M-Freundin. Wir brauchen uns doch(..) nicht aus(..) aufzuregen sein. Wir brauchen so gar nicht abzuhetzen, da wir noch gar nichts in Wohnheim zu tun. Sag ich dann immer.«

(aus Interview mit Herrn PK 1145-1147 vom 03.04.2007)

Aus Aussagen wie »sollte mal schnell putzen«, »jagen« und »nur gescheucht worden« geht deutlich hervor, dass die BetreuerInnen bei Akzeptanz der Gleichberechtigung, zu bemerken in Aussagen wie »Nimmt sich die Zeit«, »sagt das f-r-e-u-ndlich zu mir«, »keiner kommandiert«, und »nicht abzuhetzen«, als Partner und Dienstleistende positiver bewertet werden als die „Erziehenden“ mit kommandierendem Ton. Durch die Aussagen von Frau AK und Herrn PK wird die alltägliche Betreuungssituation zwischen den Betroffenen und den BetreuerInnen sichtbar – dass die Betroffenen je nach ihrem Verhältnis zu den BetreuerInnen entweder „erzogen“ oder „beraten“ werden können. Deshalb sind das standardisierte Betreuungskonzept und dessen neue Handlungsanweisungen für BetreuerInnen dringend gefragt. Das Merkmal Respekt kann eine »veränderte Haltung und ein neues berufliches Selbstverständnis« (Osbarh 2003, S. 212) der BetreuerInnen in Bezug auf das selbstbestimmte Leben der Betroffenen bedeuten. Im Folgenden wird die Aussage eines Betreuers zitiert, aus der die veränderte und

neu erworbene Einstellung zur professionellen Unterstützung der Betroffenen im betreuten Wohnen hervorgeht.

»E: [...] Und da habe ich natürlich viel dazu gelernt mhm(..) im Hinblick mhm(..) auf den Kontakt mit einzelnen Kunden mhm(..) sensibler und mhm(..) ja achtsamer auch mit Grenzen das Kunden umzugehen, also zu akzeptieren, ist es mhm(..) schön, so 'ne Vision zu haben, jemand zu verselbstständigen. Aber man muss auch akzeptieren lernen, dass jemand mhm(..) das ist länger dauert, das er seiner Biografie mitbringt und mhm(..) das später, die einem selber leicht vorkommt dem Kunden(..) Wir reden ja von Kunden mhm(..), viel, viel schwieriger mhm(..) fallen. Also gab es, mal einfach Geduld habe ich gelernt. [Leise gelacht.]«

(aus Interview mit Herrn E-Betreuer 28 vom 22.08.2006)

Der Erwerb einer solchen Einstellung und eines solchen Handlungsprinzips ist nur dann möglich, wenn die BetreuerInnen ihre berufliche und pädagogische Selbsteinschätzung im Sinne der Empowerment-Perspektive neu orientieren, sodass die Betroffenen als vollwertige, selbstbestimmungsfähige Menschen respektiert werden. Die Reichweite von Respekt, einschließlich Anerkennung und Akzeptanz auf der menschlichen Ebene, ist für die weiteren Ebenen wie die pädagogische und die Dienstleistungsebene enorm.

Der zweite entscheidende Grundbaustein des dialogischen Verhältnisses zu den BetreuerInnen ist das Vertrauen, das den Aussagen zufolge auf der Aufnahmebereitschaft und der Stabilität der Beziehung zu den BetreuerInnen beruht. Aufnahmebereitschaft beinhaltet, dass die Betroffenen mit den BetreuerInnen über sensitive Themen wie Geld, Partnerschaft oder Sexualität ohne Hemmungen sprechen können, wie die Aussagen »alles mit denen besprechen kann« von Herrn HR und »über alles reden« von Herrn RK verdeutlichen. Aufnahmebereitschaft bedeutet Privatheit und Intimität in Sicherheit.

Die Betroffenen werden oft als unterhaltsame Figuren in der Gesellschaft oder als Forschungsobjekte betrachtet. Dies führt zur Tabuisierung bei der Auseinandersetzung mit bestimmten Themen und zur Objektivierung und Publizierung von Biografien und deren Hintergründen. In der Untersuchung ist zu beobachten, dass die Betroffenen als Erwachsene mit dieser Problematik alltäglich konfrontiert werden und darauf selbstverständlich mit großer Diskretion reagieren. Wenn sich jedoch das Verhältnis zu den BetreuerInnen zu einem Vertrauensverhältnis entwickelt, dann ermöglicht dies, dass beispielsweise Herr RK die Betreu-

erInnen als Vertrauenspersonen stärker schätzen kann als seine Pflegeeltern. Die Aufnahmebereitschaft als erster Grundbaustein für Vertrauen wird ausdrücklich positiv bewertet.

Zudem ist die Stabilität des Verhältnisses zu den BetreuerInnen ein zweiter Grundbaustein für das Vertrauen, was mit der Kontinuität des Betreuungssettings auf der persönlichen Ebene zusammenhängt. Das meint zum einen lange und dauerhafte Kontakte, zum anderen positive gemeinsame Erfahrungen. Zum Beispiel haben Herr RK und Herr HR mehr als zehn Jahre andauernde Beziehungen zu ihren BetreuerInnen. Auch aus Aussagen von anderen Betroffenen wie Herrn HR und Frau G geht dies hervor.

»HR: S-Betreuerin und D-Betreuerin sind schon lange bei mir. Schon einige Jahre. D-Betreuerin ist schon 11 Jahre bei mir. Von Anfang an.«

(aus Interview mit Herrn HR 691 vom 18.10.2006)

»P: Haben Sie noch andere Personen, wenn Sie mal Problem oder Schwierigkeit haben, um sprechen zu können?

G: Na ja, das merken die [BetreuerInnen] schon am einmal, am mein Verhalten, merken die schon. Wenn ich Problem habe, dann sah ich gar nix oder so oder ja. [Sie atmet tief aus.] Ich weiß das auch net.

P: Ach, sprechen Sie nicht(..) zu(..)

G: Ja, ich war's net, net so öffentlicher, dass so(..) oder merken die(..) am mei(..) am meinem Verhalten, weil die mich schon(..) lang genug schon kennen.«

(aus Interview mit Frau G 558-561 vom 20.10.2006)

Nach diesen Aussagen von Herrn HR und Frau G ist anzunehmen, dass die Stabilität des Verhältnisses ohne die langen und dauerhaften Kontakte nicht gewährleistet ist, wodurch sich wiederum die sozialen Interaktionen mit den BetreuerInnen weiter intensivieren lassen. Dadurch wird die Möglichkeit vergrößert, gemeinsame positive Erfahrungen immer fester zu verankern. Durch die Stabilität des Verhältnisses wird es ermöglicht, dass sich das erworbene Verständnis bezüglich der Persönlichkeit, der Verhaltensweisen, der Problemstellungen und deren Ursachen hin zum Vertrauen entwickelt. Dies wird durch die folgende Aussage eines Betreuers bestätigt.

»BS: J-a, also ist es(..) sicherlich gut, dass man(...) diesen dauerhaften Kontakt hat. Man sieht sich einmal in der Woche, dass das eine(..) stabile(..) kontinuierliche Beziehung ist. Ich hab viele Freunde, die ich nicht einmal in der Woche sehe, die sie(..) einmal im Jahr oder so(..) das ist mhm(..) und mhm(..) hier steht ne Beziehung, die ist(..) mhm(..) zwar professionell, aber(..) höchst regelmäßig, jede Woche sehen wir uns und da(..) mhm(..) kann im besten Fall wirklich einem(..) einem(..) gutes Vertrauensverhältnis entstehen. Auf der Basis man dann auch(..) die Sachen, die zu tun sind, ein(..) angehen kann. Also diese(..) Kontinuität diese Vertrauens(..) bildenden(..) Maßnahmen, dies ist schon ein zentraler Punkt. Und auf diese(..) das ist, das ist eine eine Basis, auf der man die, die Sachen machen kann. [...]«

(aus Interview mit Herrn BS-Betreuer 135 vom 17.01.2007)

Insgesamt ist die Bedeutung des dialogischen Verhältnisses auf der menschlichen Ebene für die weiteren Ebenen wie die pädagogische und die Dienstleistungsebene enorm – wenn das Verhältnis auf der menschlichen Ebene im Sinne der Empowerment-Perspektive nicht funktioniert, bleibt auch das Verhältnis auf der pädagogischen Ebene und der Dienstleistungsebene schwach. Diese Komplexität der Aufgabenbereiche von BetreuerInnen beeinflusst nicht nur die gesamten Bereiche der Unterstützung, sondern auch das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen. Die Auswirkungen des dialogischen bzw. auf Respekt und Vertrauen basierenden Verhältnisses zu den BetreuerInnen auf das selbstbestimmte Leben werden im Folgenden genannt.

Einerseits steigern Respekt, Anerkennung und Akzeptanz auf pädagogischer Ebene die Chance zur Erkennung eigener Anliegen und eigener Einstellungen (Selbstverantwortung unterstützende Tätigkeit der BetreuerInnen nach WALTHER³²⁸) sowie zur Äußerung eigener Bedürfnisse (Selbstleitung sowie Selbstständigkeit unterstützende Tätigkeit der BetreuerInnen nach WALTHER³²⁹). Andererseits fördern Vertrauen, Aufnahmebereitschaft und Stabilität auf der Dienstleistungsebene das an den Kundenbedürfnissen orientierte Verständnis und die Arbeitsfertigkeit. Die Teilhabe an der Gesellschaft kann verstärkt werden, indem sich die Betroffenen individuell und selbstständig für die Unterstützung entscheiden. Die Betroffenen können sich auf eigene Interessen und Bedürfnisse konzentrieren und erleben darüber hinaus die Entdeckung eigener »Identität« bzw. »Individualität«. ³³⁰ Des Weiteren können ein positi-

³²⁸ Vgl. Walther 2006, S. 86

³²⁹ Vgl. ebd.

³³⁰ Vgl. Schuppener 2007, S. 167f.

ves Selbstbild, Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl in Bezug auf die eigenen Fähigkeiten und Stärken bzw. Kompetenzen erwachsen.³³¹

»*Identität* kann jedoch auch als *Form von Individualität* verstanden werden (Marquard & Stierle 1979), die sich über Selbst-Erfahrungen im Kontext sozialer Interaktionen ausprägt. Demzufolge besitzt jedes menschliche Individuum eine Identität [...] auch Menschen mit geistiger Behinderung sind „identitätsfähig“. Inter- und intraindividuelle Differenzen existieren lediglich im Bereich des *Identitätserlebens*. Mit Identitätserleben ist die *bewusste Erfahrbarkeit und Auseinandersetzung mit dem Selbst* gemeint, die ihrerseits abhängig ist von persönlichen Voraussetzungen und Interessen (Schuppener 2006). [...] Primäres Anliegen einer jeden Assistenz sollte es demnach sein, unbewusste Anteile der Identität bei Personen mit geistiger Behinderung ins Bewusstsein zu rücken (z. B. durch → *Biografiearbeit*).«³³²

(Schuppener 2007, S. 167f.)

8.2.1.2 Das paternalistische Verhältnis zu den BetreuerInnen

Der „Paternalismus“ als autoritärer Fremdbestimmungszustand wird in diesem Abschnitt als das kritische Verhältnis zwischen den Betroffenen und den BetreuerInnen verstanden, das auf der traditionellen erzieherischen und vormundschaftlichen Leitordnung besteht.

»Aus der Annahme der Unfähigkeit von Menschen mit geistiger Behinderung zum Treffen von eigenen Entscheidungen wird das Recht abgeleitet, stellvertretend Entscheidungen auch gegen den erklärten Wunsch der Betroffenen zu fällen bzw. stellvertretend zu handeln. Diese Haltung lässt sich als Paternalismus bezeichnen (Jantzen 1999 und 2002; Theunissen, Plaute 2002, 32ff.).«

(Mattke 2004b, S. 305)

Im Folgenden werden zwei Interviewpassagen zitiert, um Merkmale eines paternalistischen Verhältnisses in Bezug auf die subjektive Alltagswahrnehmung der Betroffenen zu verdeutlichen. Das erste Beispiel stammt von Herrn PK. Er ist 55 Jahre alt und verheiratet. Er hat Erfahrungen mit anderen Wohnformen wie dem Wohnheim und lebt seit ca. zehn Jahren mit seiner Frau im betreuten Wohnen. Er bekommt Anfälle und benötigt Unterstützung beim Be-

³³¹ Vgl. Walther 2006, S. 86 und vgl. Theunissen 2009, S. 68

³³² Hervorhebungen im Original.

zahlen von Rechnungen, beim Zählen, Schreiben und bei Arztbesuchen sowie eine Begleitung bei Gerichtsterminen. Das zweite Beispiel stammt von Frau Y. Sie ist 30 Jahre alt und lebt zusammen mit ihrem Verlobten. Sie hat ebenfalls Wohnheimerfahrung. Sie wohnt seit einem Jahr im betreuten Wohnen. Sie leidet unter epileptischen Anfällen und braucht im Alltag Hilfe beim Putzen.

»P: Verstehen Sie sich gut mit Ihren BetreuerInnen?

PK: Ne. Ja, ja, mhm(..) wenn mhm(..) sie zu, wenn man dann zu so, so bisschen streng dran genommen bin(..) dann krieg ich manchmal so bisschen Angstzustände.

[...]

P: Warum?

PK: Dann weil ich immer Dinge mhm(..) na! Denn kriegen die anderen Maßnahmen treffen.«

»PK: Mhm(..) wenn ich Wunsch hätte, dann mhm(...) mhm(..) das dann nicht mhm(..) das, wenn was ist ansonsten eigentlich nicht so(..), so hart drannehmen.

P: Hart?

PK: Ja, also, also so, dass man mhm(..) weil damit die Angst zuständig krieg. Man sagt, man sagt(..) den, dass mhm(..) wie man so ein Menschen(...) hilfreich sprechen tun(..), und die Betreuerin, die kommen gleich dann(..) ja, (...) so und so und so und so und mhm(...) na dann weiß man manchmal nicht, mhm(..) soll man das schon sagen, oder soll man was nicht sagen, weil man dann so(..) bisschen in Angstgefühl da drin ist.«

(aus Interview mit Herrn PK 1054-1060, 1118-1120 vom 03.04.2007)

»Y: Dass eben der R-Betreuer Pause machen tut.

P: Können Sie etwas noch mal erzählen?

Y: Ja, der R-Betreuer macht wesentlich ne Pause. Aber die macht die J-Betreuerin nicht. J-Betreuerin tut mir nur jagen, jagen was eigentlich nicht darf.

P: Was? Pause machen?

MK: Pause so. So ausruhen, weißt du?

Y: Ja, so. Ausruhen.

[...]

P: Und J-Betreuerin macht überhaupt keine Pause?

Y: Ja, macht gar nicht.

P: Ehm. Und das gefällt Ihnen nicht?

Y: Nein.

MK: Mir ist egal!

Y: Ja, mir ähnlich es ist nicht so schlimm. Aber die J-Betreuerin darf mich nicht jagen, weil ich ja wegen mein epileptischen Anfälle.

P: Jagen? Was meinen Sie genau? Können Sie mal{

MK: }Ja, gut die J-Betreuerin sag: Auf! Auf! Auf! Das muss gemacht werden.

Y: Ja.

MK: Das muss gemacht werden.

Y: Ja.

P: Drängen?

MK: Ja, ja. So: Auf! Auf! Auf! [Er geht wieder in der Küche.]«

(aus Interview mit Frau Y 944-967 vom 06.11.2006)

Das paternalistische Verhältnis lässt einerseits den Zustand von Angst und Hilflosigkeit entstehen, andererseits macht es diesen damit zur Gewohnheit, wobei immer das eine die Ursache des anderen ist: Angst und Hilflosigkeit sind zum einen Ausgangspunkt und zum anderen die methodische Ausführung des paternalistischen Verhältnisses. Die Angst nützt die Hilflosigkeit der Betroffenen aus, und Hilflosigkeit wiederum reduziert die eigenständige Meinungsbildung und die Meinungsäußerungen der Betroffenen. Hierdurch entstehen schnell Lautlosigkeit und scheinbare Ruhe, die sich die Betroffenen wünschen, um weitere negative Erfahrungen mit ihren BetreuerInnen im Alltag zu vermeiden. Angstzustände bedeuten in diesem Kontext, dass sie Sanktionen und Autorität mit sich bringen. Anhand der Beispiele ist besonders zu beobachten, dass sich zum einen Sanktionen als Methode der Betreuung rechtfertigen lassen – zum Beispiel »bisschen streng dran genommen« und »kriegen die anderen Maßnahmen treffen« von Herrn PK. Zum anderen zeigt sich, dass die Betroffenen infolge der Autorität gegen ihren Willen handeln, wie die Aussagen »tut mir nur jagen, jagen was eigentlich nicht darf«, »darf mich nicht jagen, weil ich ja wegen mein epileptischen Anfälle« und »Auf! Auf! Auf!« von Frau Y verdeutlichen. Diese Art der alltäglichen Auseinandersetzung liefert die Betroffenen einem ständigen Machtkampf aus, und sie erleben im Alltag immer mehr und immer wieder die eigene Hilflosigkeit. Dies bedeutet, dass sie im Alltag sowohl mit fremdem Willen als auch mit der eigenen Hilflosigkeit konfrontiert werden. Die doppelte Belastung begünstigt die Resignation bei den Bestrebungen zum selbstbestimmten Leben und

führt weiter die »erlernte Hilflosigkeit«³³³ herbei. Auf diese Weise spielen Angst und Hilflosigkeit im paternalistischen Verhältnis zusammen und führen zu immer mehr Spielraum bezüglich der Arbeitsqualität auf pädagogischer und auf Dienstleistungsebene, was die BetreuerInnen ausnutzen können. Dies wirkt sich direkt gegen das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen aus.

In den folgenden Interviewabschnitten zeigt sich diese Problematik des Zusammenspiels von Angst und Hilflosigkeit durch eine Situation von Frau AT. Sie ist 42 Jahre alt und wohnt seit ca. acht Jahren im betreuten Wohnen gemeinsam mit ihrer Mitbewohnerin. Sie benötigt aufgrund epileptischer Anfälle und Bewegungsschwierigkeiten von ihren BetreuerInnen sowohl Unterstützung bei der praktischen Alltagsbewältigung, z. B. bei der Essensvorbereitung, als auch die Begleitung ihrer pädagogischen BetreuerInnen beim Einkaufen, bei Stammtischbesuchen sowie beim Schwimmen. Sie fühlt sich im Alltag unsicher, sodass es für sie kaum vorstellbar ist, sich ohne die Hilfe ihrer BetreuerInnen zu bewegen. Deshalb bleibt sie außerhalb der Betreuungszeiten meistens in ihrem Zimmer. Aus diesem Grund ist die Unterstützung durch die BetreuerInnen für Frau AT der Ausgangspunkt für die Verwirklichung der eigenen Lebensdurchführung.

»P: [...] Und du hast letztes Mal gesagt(..) eine Frau V-Helferin kommt immer zu spät.

AT: Immer!

P: [Leise gelacht.] Ehm. Hast du(..) so was schon gesagt(..) du sollst bisschen früher(..) kommen oder so?

AT: Klar, der kann man es immer sagen.

P: Aha. Du hast es schon gesagt?

AT: Ja.

P: Trotzdem kommt sie(..) immer(..)

AT: Sie kommt immer spät.

P: Ach so. Sprichst du nicht mit anderen(..) darüber, zum Beispiel mit S-Betreuerin oder so?

AT: Die wissen es auch.

P: Ach so? Die wissen's, aber es passiert nichts?

AT: Ne. [Ihre Stimme klingt bedrückt.]«

³³³ Vgl. Theunissen 2009, S. 74, S. 382

»AT: Ist das aufgenommen?

P: Ehm. Wie gesagt, aber ich sehe es nur allein. Und ich schreibe alles und dann wird es gelöscht.

AT: Ehm.

P: Vielen, vielen Dank. Wie heißt diese Frau, die heute kommen soll?

AT: Hätte ich so nix gesagt.

P: Ne, ich meine, wer war diese Frau?

AT: Kommt das jetzt auch, da drauf was ich gesagt hab?

P: Hier?

AT: Ja.

[...]

P: Ich(..) also, ich werde alles anonymisieren. Datenschutz. Man weiß nicht, wer darüber gesprochen hat.

AT: Ehm.

P: Ich schreibe nicht deinen Name oder andere Namen, schreibe ich nicht.

AT: Ehm. Du machst schon richtig.«

»P: Fleischwurst. Hast du gesagt: „Ich möchte so was essen“? Oder hat die Helferin einfach so was gekocht?

AT: Sie, die Helferin meinte, das musst weg. Fleischwurst.

P: Warum?

AT: [Sie antwortet nicht.]

P: Wer hat aber so was gekauft?

AT: M-ir.

P: Aha. Du hast es gekauft?

AT: Ich hab das gekauft.

P: Aber warum hat die Helferin gesagt, dass du die Fleischwurst wegwerfen sollst? War die Frist vorbei?

AT: Ne.

P: Also das Fleisch war(..) solange in Kühlschrank gewesen?

AT: Net solange.

P: Dann warum hat sie so gesagt, dass du es wegwerfen sollst?

AT: Weiß ich net.«

»P: Und heute Abend, was(..) wirst du essen?

AT: Weiß ich doch net. Ich weiß net, was da gibt.

P: Ach so? Ist spontane Entscheidung von der HelferIn?

AT: Ehm.

P: Aber wenn es dir mal(..) nicht gefällt, dann wie machst du es? Isst du trotzdem?

AT: Ehm.

[...]

P: Aber warum weißt du nicht, was du morgen essen wirst?

AT: (...) Weil's weiß, nie weiß.

[...]

P: Bist du mit deinem Essen immer zufrieden?

AT: Ne, dann sage ich auch ne!

P: Dann, warum sagst du nicht, was du essen möchtest?

AT: Sie, HelferIn sagt, dann ich soll auch net sagen.«

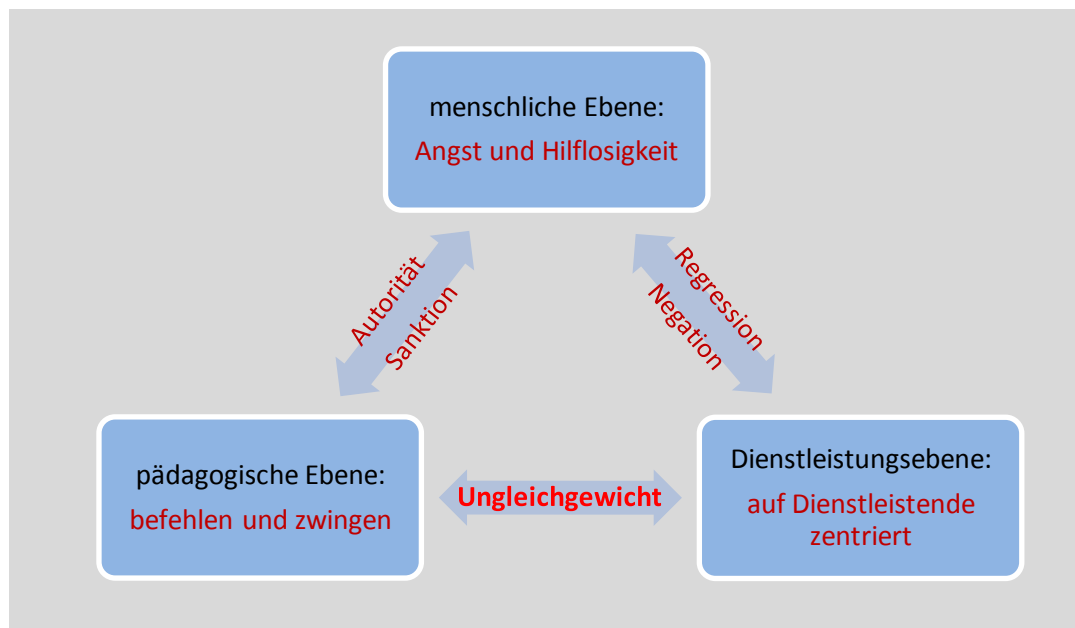
(aus Interview mit Frau AT 771-782, 866-884, 937-950, 963-996 vom 24.10.2006)

In der zweiten zitierten Passage offenbart sich das Angstgefühl der Betroffenen, das in den weiteren Interviewaussagen ebenfalls spürbar ist. Während der Untersuchung sprach sie mehrmals über die ständige Verspätung ihrer Betreuerin und erwähnte dies auch im Interview noch einmal. Ihre größte Angst liegt in der Bekanntgabe ihrer Identität. Aus den übrigen Beispielen geht allgemein hervor, dass ein funktionierender Kommunikationsprozess mit Fragen und Antworten kaum vorhanden zu sein scheint. Der Alltag von Frau AT wird in den meisten Fällen durch einseitige Anweisungen bestimmt, und das Erforschen eigener Bedürfnisse ist nicht erwünscht. Frau AT ist aus Hilflosigkeit und Angst vor Repression und Ablehnung durch ihre Betreuerin oft apathisch, was sich anhand von Aussagen wie »HelferIn sagt, dann ich soll auch net sagen« erkennen lässt. Dies bedeutet, dass, abgesehen von eigenen Bedürfnissen und Wünschen, die Betroffenen ohne ausreichenden Dialog mit ihren BetreuerInnen behandelt werden können. Solch eine *Behandlung* ist das Gegenteil der Tätigkeiten der BetreuerInnen, wie WALTHER sie formuliert – wie die stützende Rolle bei der Selbstverantwortung und der Anspruch, »sich nicht ungefragt« einzumischen (Walther 2006, S. 86).

Darüber hinaus ergibt sich ein Ungleichgewicht zwischen der pädagogischen und der dienstleistenden Handlungsebene. Ein Beispiel dafür ist die weggeworfene Fleischwurst von Frau AT. Der Handlungsvorgang und die Begründung hierfür sind zwar nicht deutlich erkennbar, allerdings ist anzunehmen, dass die Wurst ungewollt entsorgt wurde. An dieser Stelle wird die nicht ausbalancierte Situation zwischen der pädagogischen Verantwortung und der Handlung auf Dienstleistungsebene sichtbar. Das Wegwerfen der Fleischwurst könnte in Anbetracht des Bewegungsmangels und des Übergewichts von Frau AT aus pädagogischer Sicht notwendig gewesen sein. Jedoch ist dieses Verhalten eines Dienstleistenden skandalös, denn es verursacht aufgrund des fehlenden Erklärungsprozesses eine unerwünschte und nicht zufriedenstellende Dienstleistung. Dass die BetreuerInnen bisweilen aus durchaus legitimen Gründen gegen die Vorstellungen der Betroffenen handeln müssen, bedeutet nicht, dass der Interaktionsprozess ausbleiben oder als paternalistisches Verhältnis ablaufen darf. Dies widerspricht den Vorgaben für die Dienstleistungen. Allerdings ist die Frage nach der Balance zwischen der pädagogischen Verantwortung und den Pflichten und Regeln für die Dienstleistenden weiter zu explizieren, da es weder klare gesetzliche Rahmenbedingungen noch strukturierte Richtlinien und Handlungsanweisungen über die Grenze zwischen diesen beiden Punkten gibt. Es bedeutet dass die alltäglichen pädagogischen Handlungen der BetreuerInnen in Bezug auf die Verantwortung ihrer jeweiligen subjektiven Auslegung überlassen werden. Das hat zur Folge, dass sowohl die BetreuerInnen als auch die Betroffenen sich in die Gefahr begeben, durch eine aktive übergreifende Pädagogisierung zu einem paternalistischen Verhältnis und durch die passive unverantwortliche Entpädagogisierung zu einem verwahrlosten Verhältnis mit den Menschen mit geistiger Behinderung zu gelangen.

Im Folgenden wird dargestellt, wie das paternalistische Verhältnis im Alltag anhand der drei Arbeitsbereiche von BetreuerInnen – menschliche, pädagogische und Dienstleistungsebene – ausgeübt und gefestigt wird.

Abbildung 18: Die drei Aufgabenbereiche im paternalistischen Verhältnis³³⁴



Das paternalistische Verhältnis zu den BetreuerInnen bedeutet Angst und Hilflosigkeit auf der menschlichen Ebene, rechtfertigt das Befehlen und Zwingen auf der pädagogischen Ebene und löst fehlende Dialoge auf der Dienstleistungsebene aus. Insgesamt bedeutet es für die Betroffenen – vor allem für die Schwächeren – die Resignation in Bezug auf die Eigeninitiative und die Stagnation der Weiterentwicklung im Sinne einer selbstbestimmten Lebensführung. Die Interaktionsausübung zwischen den Betroffenen und den BetreuerInnen ist enorm wichtig, um die Gewandtheit und Taktik für das Leben in der Gesellschaft zu trainieren. Aber die Betroffenen erleben insbesondere bei Auseinandersetzungen und Meinungsverschiedenheiten stark den auf Angst und Hilflosigkeit basierenden Fremdbestimmungsalltag, wo der pädagogische Einsatz der BetreuerInnen eigentlich am meisten erforderlich wäre. Stattdessen leiden die Betroffenen nicht selten unter den paternalistischen Arbeitsmethoden. Daraus ergibt sich die Entmutigung, die dem »Ermutigen (Willen und Motive der Person stärken)« (Walther 2006, S. 86), der die Selbstverantwortung stützenden Rolle der BetreuerInnen, entgegensteht. Darüber hinaus bleiben durch die Entmutigungserlebnisse die Akkumulations- und Akkommodationsprozesse für die Erkenntnis- und die Perspektiventwicklung aus Eigenerfahrungen wie verankert stehen. Bei einem paternalistischen Arbeitsverhältnis sind »Zusammenarbeit« (Theunissen 2009, S. 67), »Stärken-Perspektive« (ebd. S. 68) und »Subjektzentrierung« (ebd. S. 69) von vornherein aussichtslos und nicht zu verwirklichen.

³³⁴ Eigene Darstellung.

Die Angst und die Hilflosigkeit im Umgang mit den BetreuerInnen (die sich in der Untersuchung in mancherlei Hinsicht erkennen lassen) sind leider traurige Realität im betreuten Wohnen. Dies geschieht nicht nur wegen der Beeinträchtigung der Betroffenen beim Artikulieren, sondern ihr Alltag ist von den Leistungen der BetreuerInnen abhängig. Das unerträgliche und petrifizierte Verhältnis zwischen den BetreuerInnen und den Betroffenen verstärkt sich noch weiter in einem Kontext, in dem die Betroffenen durch die tief verwurzelte gesellschaftliche Vorstellung als „Unfähige“ stigmatisiert und als „Machtlose“ positioniert werden. Selbstverständlich werden sie nicht als Dienstleistungssuchende und Arbeitgeber angesehen. In dieser Konstellation mündet das kollektive Handlungsmuster im Betreuungswesen sowie in der Gesellschaft leicht darin, dass die Betroffenen das Recht z. B. auf ein eigenes Budget zum Kauf ihrer Dienstleistung und auf Mahnung, Sanktion bzw. Kündigung bei Unzufriedenheit mit den BetreuerInnen verlieren. Außerdem verstärkt mangelnde reflexive Kritik der BetreuerInnen über ihre Rolle die paternalistische Beziehung. Es ist deshalb eine wichtige Aufgabe des Managements auf institutioneller Ebene, vor allem bei Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen einzugreifen sowie auf Beschwerden zu reagieren, denn die Betroffenen als Arbeitgeber haben keine direkte und spürbare Macht bezüglich der Veränderung und Verbesserung der erhaltenen Dienstleistungsqualität.

Beschwerden über BetreuerInnen werden oft im kleinen und passiven Rahmen, auf der persönlichen Ebene – meistens mit den gleichen BetreuerInnen – besprochen. Der Ausgang solcher Gespräche kann allerdings, je nach dem Arbeitsverhalten der jeweiligen BetreuerInnen, unterschiedlich verlaufen. Infolge dieser Unregelmäßigkeit und Intransparenz des Arbeitsverhältnisses bleibt der Alltag der Betroffenen mit den BetreuerInnen meistens undurchsichtig. Hier wären eine transparente Kontrolle des Arbeitsverhältnisses sowie ein Qualitätsmanagement auf institutioneller Ebene notwendig.

8.2.2 Die Betreuung auf der institutionellen Ebene

In diesem Absatz wird das Verhältnis zwischen den Betroffenen und den Dienstleistungsträgern auf der institutionellen Ebene anhand der Betrachtung des offenen sowie des fixierten Verhältnisses dargestellt. Die beiden Verhältnistypen ließen sich aus den Aussagen zu subjektiver Wahrnehmung und alltäglichen Interaktionserfahrungen mit den Vereinen herausbilden.

Das offene Verhältnis beinhaltet aktive Teilnahme- und Teilhabemöglichkeiten an den Veranstaltungen im eigenen Verein und an der Planung und Organisation eines eigenen Betreuungssettings. Das fixierte Verhältnis befasst sich dagegen mit den Barrieren und Problemen, die sich auf institutioneller Ebene gegen die Verwirklichung des selbstbestimmten Lebens im betreuten Wohnen stellen. Darüber hinaus werden die Merkmale beider Verhältnisse und deren Auswirkungen auf das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen aufgezeigt.

8.2.2.1 Das offene Verhältnis zu Dienstleistungsträgern

Die Anzahl der Betroffenen, die sich auf institutioneller Ebene aktiv engagierten, beträgt sieben Personen. Davon sind vier Personen besonders intensiv an der Vereinstätigkeit und -organisation beteiligt, z. B. an der Kundenvertretung oder der Ausflugsplanung. Die aktive und direkte Interaktion auf institutioneller Ebene scheint den meisten Betroffenen nicht zu liegen. Trotzdem versuchen die so genannten „VorläuferInnen“ einen Zugang zum offenen Verhältnis mit dem eigenen Dienstleistungsträger zu schaffen, um die Chance auf Erfüllung eigener Wünsche und Interessen zu erhöhen.

In der Untersuchung ist zu erkennen, dass das offene Verhältnis in erster Linie in den persönlichen und häufigen Kontakten zwischen den Betroffenen und den MitarbeiterInnen des Vereins sowie in flexiblen und schnellen bürokratischen Abläufen besteht. Flexibilität ist die Basis für eine funktionierende Interaktion zwischen den Betroffenen und den Vereinen. Die folgenden Aussagen zeigen die Flexibilität eines Vereins. Herr FK ist 40 Jahre alt und wohnte früher zehn Jahre lang in unterschiedlichen Wohnheimen. Im betreuten Wohnen wohnt er seit 13 Jahren, gemeinsam mit seiner Freundin Frau S, die einen anderen Dienstleistungsträger für das betreute Wohnen hat als Herr FK.

»P: Bei dem Geburtstag von FK gab's so viele Leute?

S: Ja.

P: FK hat mir gesagt an dem Tag(..) kamen(..) 60 Personen.

S: Ja.

P: Insgesamt.

S: So viele, ja.«

(aus Interview mit Frau S 84-89 vom 14.11.2006)

»FK: Mhm(..) andere Grund nicht einfach weil, ja(..), weil oben Dachwohnung ist, früher haben wir hier Geburtstag gefeiert, nicht bei F-Verein. Und bis hier die Nachbarn alle mal geschimpft haben, oder mhm(..) weil die immer zu viel Leute hier wären und so(..), und das wäre's viel und so einmal uns entschlossen. Eben haben wir mal, habe ich, hat die S mal bei F-Verein gefragt, nur haben mir die gesagt, wir können auch bei uns auch feiern, überhaupt kein Problem.

(aus Interview mit Herrn FK 307 vom 17.01.2007)

Dank der Flexibilität des F-Vereins wurde der Geburtstag von Herrn FK in einem Raum des F-Vereins seiner Freundin gefeiert. Trotz der anderen Vereinszugehörigkeit stellte der Verein Herrn FK den Raum zur Verfügung, um die Gunst von Frau S zu bemühen. Dieser Vorgang bedeutet für Herrn FK und Frau S zum einen eine umsichtige Hilfsbereitschaft für das soziale Leben in einer harmonischen Nachbarschaft, zum anderen bedeutet er eine sinnvolle Unterstützung beim selbstbestimmten Leben von Frau S, die zu einer Normalität der Partnerschaft beitragen kann. Durch dieses positive interaktive Erlebnis auf institutioneller Ebene schrumpfen die Hemmungen und die Zurückhaltung gegenüber dem Verein bzw. gegenüber der Struktur und Organisation des eigenen Vereins. Außerdem fungiert ein solches Event für andere Betroffene bzw. für die Gäste der Feier als Motivator, wodurch sich ein Weg zur gelungenen Interaktion mit den Vereinen offenbart.

In der teilnehmenden Beobachtung – von der Vorbereitungsphase bis hin zum Aufräumen nach der Geburtstagsfeier – werden die steigenden Impulse zu verantwortungsvoller Autonomie und einem geselligen Sozialleben von Herrn FK und Frau S ersichtlich. Dies treibt die eigenständige und freie Meinungsbildung voran, erweckt ein selbstbewusstes Ausdrucksbedürfnis und verstärkt die Partnerschaft. Vor allem aber kann die Flexibilität des Vereins die Partizipation der Betroffenen fördern, denn ein solches Event verlangt im Vergleich zu den alltäglichen Anforderungen mehr Selbstständigkeit – vom Schreiben der Einladungen über das Erstellen eines Partyprogramms und das Einkaufen bis hin zum Vorbereiten der Begrüßungstexte für die Gäste. Es bedeutet für die Betroffenen Partizipation, die durch die verschiedenen Erfahrungen ermöglicht wird.

In den folgenden Aussagen zeigt sich die angewachsene Partizipation auf institutioneller Ebene, die sich über die eigenen Interessen hinaus auf dem flexiblen Vereinsboden weiterentwi-

ckelt, um die Interessen und Anliegen für die anderen Mitglieder auf institutioneller Ebene zielgruppenorientiert widerzuspiegeln und durchzusetzen. Erstes Beispiel ist Frau U, die im Alltag in der Regel selbstständig und aktiv an den vielen Veranstaltungen ihres Vereins teilnimmt. Frau U äußert sich im folgenden Beispiel zum Stammtisch ihres Vereins.

»U: }Ja, A-Mitarbeiterin bei S-Verein hat so 'ne Richtung, oder wir sollen manchmal da A-Mitarbeiterin bei S-Verein sagen, wo wir hingehen wollen. Machen wir was Neues. Und was muss immer sehr groß sein, habe ich immer, kann ja net irgendwie ne kleine Kneipe sein, wo(..) es geht ja nicht(..) [Leise gelacht.]«

(aus Interview mit Frau U 439 vom 20.04.2007)

Der Stammtisch ihres Vereins besteht genau genommen aus drei Stammtischen. Alle Mitglieder treffen sich an einem Ort für den gemeinsamen Stammtisch, zum anderen gibt es einen Männer- und einen Frauenstammtisch. Außerdem wird der Stammtischort meistens von den Betroffenen vorgeschlagen, die Treffen finden daher jedes Mal an einem anderen Ort statt. Solche interaktiv organisierten Stammtische sind bei anderen Vereinen nicht vorzufinden. Die Möglichkeit zur Mitgestaltung erfordert aktive Vorschläge und Empfehlungen – bei Eröffnung einer neuen Gastronomie z. B. können die Betroffenen diese selbstständig erkunden, was Aufmerksamkeit und Interesse erfordert.

Das zweite Beispiel ist Herr HR, der unterschiedliche Erfahrungen in anderen Wohnformen gemacht hat und seit mehr als zehn Jahren im betreuten Wohnen wohnt. In den meisten Fällen erledigt er Alltagstätigkeiten selbstständig. In seinem Verein arbeitet er als so genannter „Vorläufer“ für den Aufbau von Eigeninitiative bezüglich der unterschiedlichen ehrenamtlichen Tätigkeiten.

»P: Und Sie(...) arbeiten beim F-Verein auch als Ehrenamtliche(..), darüber können Sie vielleicht etwas erzählen?

HR: Ich bin jetzt noch in der Zeitung, genau. In der Zeitung-AG, habe mit der Spaß gemacht. Und, und, und auch was mitzuteilen, für die Kundschaft das mitzuteilen. Und so(..)

P: Haben Sie selbst gegründet? Diese(..) Zeitungsredaktion-AG?

HR: Ja, ja. Die ist aus der Kundschaftsvertretung entstanden. Gibt es noch Kundschaftsvertretung.«

»P: Was(..) war die Motivation(..), als Sie Kundschaftsvertretung angefangen hatten?

HR: Ach so. Um uns für die anderen Kunden einzusetzen und(..) mhm(..) denen eine Anlaufstelle zu geben, wenn die Schwierigkeiten haben mit der Betreuern. Dann, dann mhm(..) mit dem Betreuern und können, können zu uns kommen und das besprechen, und dann wurde das besprochen, und dann(..) wurde geguckt, woran das liegt. Uns so(..) und halt damit die Kundschaft im betreuten Wohnen ein Anlaufstelle hat(..), um Probleme loszuwerden und so.

P: Den anderen zu helfen?

HR: Ja, genau.

P: Mhm(...) und diese Redaktion-AG?

HR: Die Zeitung-AG, ja. Die ist aus der Kundschaftsvertretung aus entstanden, um halt für die(..) Kunden ne Zeitung zu machen, wo halt(..) Termine drin stehen. Was, was dann geht. Also für Möglichkeiten gibt und(..) halt ja irgendwer halt Text schreibt und was, was zum Lachen haben und zum Lesen haben. Und so ja.«

(aus Interview mit Herrn HR 708-711, 722-727 vom 18.10.2006)

Das Beispiel illustriert zwei ehrenamtliche Tätigkeiten, mit denen sich Herr HR einerseits für die Verbreitung personenkreispezifischer Auskünfte und Lesestoffe, andererseits für die problemorientierte Beratung und die personenkreisorientierte Interessensvertretung einsetzte: die Zeitungsarbeit und die Kundschaftsvertretung. Dank der Mitgestaltungsfreiheit kann Herr HR als „Peer Counselor“ sowie Supervisor und Mentor in der Kundschaftsvertretung (KV) und der Redaktions-AG mitwirken, um zur Weiterentwicklung der eigenen Organisation und deren Aufgaben beizutragen. Dieser Beitrag von Herrn HR kann für andere Betroffene, insbesondere für die Betroffenen des Vereins, gewinnbringend sein, denn durch das leicht zugängliche Informationsmedium und dessen Inhalte können kollektive Ziele entstehen. Diese kollektiven Ziele und Zielsetzungen führen dazu, dass die erworbene Partizipation nicht nur auf der persönlichen und der institutionellen Ebene stattfindet, sondern auch auf vereinsübergreifender Ebene sozialpolitische Relevanz hat.

Im Folgenden wird das sozialpolitische Engagement anhand einer Aussage von Herrn RB veranschaulicht. Herr RB beteiligt sich in der Regel selbstständig und außergewöhnlich aktiv an vielen Veranstaltungen – sowohl von seinem eigenen Verein als auch von anderen Vereinen. Herr RB verbringt als begeisterter Fußballfan viel Zeit mit Besuchen im Stadion. Im Untersuchungszeitraum planten Herr RB und sein Verein ein großes Fußballturnier, an dem andere Vereine für betreutes Wohnen sowie Institutionen wie die Schule für Praktisch Bildbare teilnahmen. Gemeinsam mit seinem Verein organisierte er das komplette Turnier – von der

Planung bis zur Eröffnung der Veranstaltung. Für das Turnier suchte er unter Eigenregie einen Sponsor und bekam die Pokale schließlich kostenlos von einem Sponsor aus der Stadt gestellt.

»P: (...) Warum machst du so was?

RB: Weil ich das wichtig finde.

P: Kannst du bisschen mehr erzählen?

RB: Ich finde das wichtig, so wie jetzt das Fußballturnier oder so, dass, dass mhm(..) dass, dass überhaupt zustande gebracht wird. Dass es zustande kommt, ne?

[...]

RB: Mhm(..) weil ich denke, wenn man schon ne Veranstaltung macht(..), dass dann mhm(..) sollen lauter Leute bisschen zusagen oder so. Und mitmachen.«

»P: Mhm(...) du hattest schon mal(..) gesagt. Du willst auch beim S-Verein so ne Kundschaftsvertretung schaffen?

RB: Ja, S-Verein hat das zugesagt. Ja, eine Kundenschaftvertretung aufbauen. Ja, ja. [Er ist sehr motiviert.]

P: Warum willst du so was schaffen?

RB: Weil ich das wichtig finde.

P: Können Sie mal erzählen?

RB: Das(..) das war auch so wie Veranstaltung mhm(..) machen kann sowie Fußballturnier und alles drum und dran. Oder aber wegfahren oder so.

[...]

RB: Ist wichtig. Mhm(..) mal ohne Betreuer irgendwas, weil man von Anfang an ja immer auf Betreuer angewiesen ist. Aber auch mal was allein zu machen.«

(aus Interview mit Herrn RB 695-712, 749-764 vom 11.04.2007)

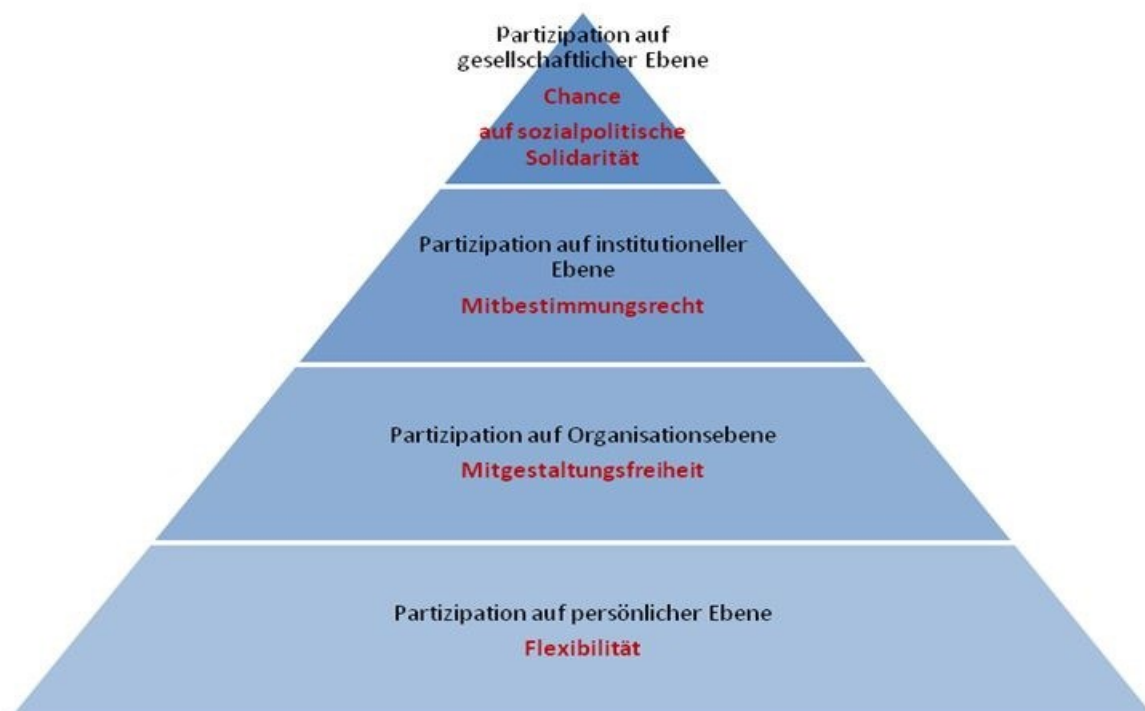
Aussagen wie »Mitmachen«, »sollen lauter Leute bisschen zusagen« und »überhaupt zustande gebracht wird« verdeutlichen einerseits die Mitbestimmung, die auf der Basis gleichberechtigter Machtverhältnisstrukturen z. B. in der Kundschaftsvertretung entsteht. Andererseits zeigen Aussagen wie »ohne Betreuer« und »auch mal was allein zu machen« den Unabhängigkeitswillen von Herr RB – über die Mitgestaltungsfreiheit und die Mitbestimmungsberechtigung hinaus möchte er selbstständig seine Lebenswelt bestimmen. Herr RB war Hauptakteur bei

dem Turnier für Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen. Hier zeigte er eigenständiges Engagement außerhalb des eigenen Vereins.

Die Zusammenarbeit des Vereins mit anderen Institutionen dient der Entwicklung des Zugehörigkeitsgefühls und der Verstärkung der Partizipation der beteiligten Betroffenen. Das sozialpolitische Engagement des Vereins gibt den Betroffenen die Möglichkeit, andere Betroffene kennen zu lernen und sich über andere Vereine bzw. deren Angebote zu informieren. Dadurch werden die freie Vereinsauswahlmöglichkeit geschützt und Anregungen für das Programm des eigenen Vereins gegeben. Solche Veranstaltungen wie das genannte Turnier gewährleisten für die Betroffenen eine faire Auswahlmöglichkeit und begünstigen den Wettbewerb zwischen den Vereinen.

Die Rollen der Institutionen bzw. Vereine für die selbstbestimmte Lebensführung sind bemerkenswert verschieden. Zum einen bedeutet die Auffassung der jeweiligen Dienstleistungsträger eine entscheidende Schlüsselqualifikation für die individuelle Partizipation auf verschiedenen Ebenen, zum anderen ist sie eine grundlegende Vorbedingung für das dialogische Arbeitsverhältnis zu den BetreuerInnen.

Abbildung 19: Institutionelle Schlüsselqualifikationen für die Partizipationsförderung³³⁵



³³⁵ Eigene Darstellung.

Diese Abbildung weist auf die Vorstellungen und Wertschätzungen hin, die aus Sicht der Betroffenen gefordert werden und die zuständigen Dienstleistungsträger in die Pflicht nehmen. Der Erwerb von Partizipation ist ohne praktische Handlungsbühne und dauerhafte Interaktionsmöglichkeiten nicht möglich, denn Partizipation ist ein Interaktionsprozess und zugleich eine Entwicklung zwischen dem Akteur und dessen Umwelt. Ein offenes Verhältnis zum Dienstleistungsträger kann als »demokratische Partizipation« (Theunissen/Plaute 2002, S. 276 f.) im Sinne der Empowerment-Philosophie besonders bei den Organisationen für die „Peer-Gruppe“, verstanden werden, da es innerhalb der »demokratisch-politischen Prozesse« (Niehoff 2007, S. 249) eine offizielle »Einbindung von Personen und/oder Organisationen (Vereinen, Parteien, Gewerkschaften, Kirchen)« (ebd.) ist.

»Ein Kernstück der Empowermentphilosophie ist die demokratische Partizipation. Demokratie definiert der Duden als das „Prinzip der freien und gleichberechtigten Willensbildung und Mitbestimmung in gesellschaftlichen Gruppen“. Voraussetzung zur Willensbildung ist, dass man über verschiedene Alternativen Bescheid weiß, Voraussetzung zur Mitbestimmung ist, dass man in den bestimmenden Gremien mitsprechen und mit abstimmen kann. Genau um diese beide Komponenten soll es gehen: wie kommen Bewohner zu den Alternativen, so dass sie ihren eigenen Willen bilden können und welche Gremien stehen den Bewohnern zur Verfügung, um über die wichtigen Dinge in ihrem Leben mitbestimmen zu können?«

(Theunissen/Plaute 2002, S. 276f.)

8.2.2.2 Das fixierte Verhältnis zu Dienstleistungsträgern

In diesem Abschnitt geht es um die problematischen Verhältnisse zu Dienstleistungsträgern für das betreute Wohnen. Das fixierte Verhältnis ist die repräsentative Bezeichnung für vereinorientierte starre Dienstleistungen, die von den Betroffenen als nicht zufriedenstellend wahrgenommen werden und die zu blockierende Konfrontationen mit den Dienstleistungsträgern führen können.

Die folgenden Beispiele für das fixierte Verhältnis zeigen Problemstellungen auf der institutionellen Ebene bei der selbstbestimmten Lebensführung im betreuten Wohnen. Die Beispiele aus den Interviews mit Herrn RB und Frau U verdeutlichen ein organisatorisches Problem

innerhalb eines Vereins. Das Ehepaar mit einem Kind, insgesamt also drei Personen, wurde früher gleichzeitig von mehreren BetreuerInnen betreut. Problematisch war, dass sich die Familie wegen der vielen BetreuerInnen weder geborgen noch sicher fühlte.

»U: Weil(..) kamen immer drei Leute. Und da hätte ich mich schon gestört. Ich war ein bisschen zu viel.

P: Warum kamen einmal drei Personen?

U: Nicht drei Leute auf einmal, mhm(..) einer von(..) einer für den Klein und für mich so und so. U-nd ein(..) mhm(..) schon RB-Ehemann und dann kam noch eine für(..) mich. Und das hat mich schon immer gestört. Wenn jetzt einer(..) nur kommen werde(..) oder so. Oder zwei Leute. Und dann wenn noch Vertretung und(..) kommt dann hier mit anderes da und so und hier bei S-Verein ich nur eine Person bei uns und wenn jetzt E-Betreuerin Urlaub hat, dann kommt jemand anders da, aber den kenn(..) kennen wir dann auch von S-Verein. [Sie schaut ihre Betreuerin an.]

P: Aber du konntest auch damals mhm(..) da sprechen. Ich(..) mir ist drei Personen zu viel und dann{

U: }Ne, das ging nicht.

P: Warum? Hattest du da gesprochen?

U: Ich hatte da schon paar Mal angesprochen, mir ist das zu viel. Ich will nur eine Person. Ja, das geht ja nicht. Ihr seid ja drei Leute. Und(..) die A-Betreuer vom F-Verein kommt für mhm(..) dies und für den Kleinen und so. Und du war's ja vielleicht auch mal mhm(..) irgendwas zu reden, das kannst du nicht mit G-Betreuer vom F-Verein reden. Das kannst du nur mit U-Betreuerin vom F-Verein reden oder so.«

(aus Interview mit Frau U 312-318 vom 20.04.2007)

»RB: Weil hier kommt nur einer mhm(..) die E-Betreuerin nur in die Familie. Und da kamen immer zwei, drei Leute beim F-Verein. Und das war zu viel.

P: Ach so. Willst du nur mit wenigen Leuten engen Kontakt haben?

RB: Ja, ja, ja. [Er nickt.]

P: Hier beim S-Verein kommt nur eine?

RB: Ja, die E-Betreuerin. Und mhm(..) J-Betreuer Rentnerstammtisch.«

»P: Du hast jetzt mhm(..) Erfahrungen, also du warst in zwei verschiedenen Vereine drin, und findest du jetzt hier besser.

RB: Ja.

P: Und der Grund war, erstens hier kommt nur eine Bezugsperson, also Betreuerin.

RB: Ehm.«

»RB: Mhm(..) oh!(...) Ja, die kamen nur her und haben Kaffee oder Getränke nicht viel gemacht mit unserem Sohn. Und(..) mittwochs sind jemand mit zur Spieltherapie gegangen. War's gar net notwendig war mit meinem Sohn alles. Konnten wir beide alleine machen.

P: Ach so. Du und deine Frau wollten etwas nicht machen, aber BetreuerInnen wollten etwas so was machen?

RB: Ja, richtig.«

(aus Interview mit Herrn RB 297-301, 401-404, 808-810 vom 11.04.2007)

Die Betroffenen wünschen sich, dass die Betreuung in einem überschaubaren Rahmen stattfindet. Der Grund dafür könnte sein, dass ihnen zum einen wegen der regelmäßigen Besuche von unterschiedlichen und wechselnden BetreuerInnen das normale Familienleben im Alltag oftmals gestört vorkam, das heißt der ständige Aufenthalt verschiedener Personen verletzte die familiäre Atmosphäre und Geborgenheit. Zum anderen kann die Interaktion zwischen den BetreuerInnen und der Familie bzw. dem jeweiligen Betroffenen durch die wechselhafte Betreuungssituation zu kurz kommen. Dies führt wiederum zur Verminderung der Dienstleistungsqualität. Die Familiensituation und die Probleme wurden mit mehreren Leuten innerhalb eines kurzen Zeitraums unterschiedlich besprochen. Dadurch wurde, wie aus den Aussagen hervorgeht, Betreuungszeit vergeudet. Hier wird die Inflexibilität des strukturfixierten Vereins bzw. der Organisation der BetreuerInnen sichtbar. Zugunsten der individuellen Situation der Betroffenen sollte das Betreuungssetting von den zuständigen Dienstleistungsträgern begutachtet und neu organisiert werden, um die Effektivität des jeweiligen Einsatzes der BetreuerInnen zu erhöhen und die »Einheit« (Hähner 2005, S. 21f.) zwischen den Betroffenen und ihren BetreuerInnen zu managen.

Hier ist unklar, wie groß der Spielraum des Dienstleistungsträgers war und wie schwierig es war, den Wunsch der Familie auf institutioneller Ebene zu regeln. Die Familie von Herrn RB wechselte allerdings wegen der nicht umgesetzten Forderung ihren Dienstleistungsträger und wird derzeit von einem anderen Dienstleistungsträger nach den eigenen Vorstellungen betreut. Die Inflexibilität des F-Vereins erhöht vor allem die Entfremdung und Verkrampfung der Betroffenen gegenüber dem eigenen Verein. Dies bedeutet eine unterdrückte Unzufriedenheit

und dadurch einen undurchsichtigen und fremdbestimmten Alltag. Weil das Verhältnis zum Dienstleistungsträger als ein bürokratisches und offizielles zu verstehen ist, kann die Inflexibilität des Vereins besonders für Betroffene mit Beschwerden große Barrieren bedeuten.

Das folgende Beispiel von Herrn FK illustriert ebenfalls ein organisatorisches Problem bzw. ein Problem mit der Dienstplanung. In der Regel bekam Herr FK wöchentlich zwei Unterstützungstermine von seinem Verein – am Montag und am Dienstag. Allerdings bot sein Verein keine regelmäßige Dienstleistungsplanung an. Deswegen musste er jedes Mal neu mit seinen BetreuerInnen über die Inhalte des nächsten Termins sprechen. Dies bedeutet, dass gegen seine Wünsche die Dienstleistung aufgrund der spontanen Entscheidung des jeweiligen Betreuers kurzfristig beschlossen wurde. Zudem gab es während der Untersuchung einen unerwarteten und unangekündigten Ausfall – dies geschah aus einem unverantwortlichen Fehlverhalten der BetreuerInnen und der unprofessionellen Organisation des Vereins heraus.

»FK: Ja, bei F-Verein mhm(..) bei F-Verein finde ich das gut. Die haben Plan mhm(..) den ganzen Monat, wann die Leute kommen. Das hat L-Verein nicht. Also muss die(..) planen.

P: Mhm(..) welcher Plan?

FK: Plan. Dienstplan mhm(..) wo die Leute kommen, wann die kommen und so. Weißt du? Für den ganzen Monat. F-Verein hat alles vorgeplant. Das hat L-Verein nicht.

P: Dann {

FK: }Dann muss immer am jedem Tag mhm(..) mit W-Betreuer mhm(..) Betreuung hab, muss ich das immer absprechen, wann, wie, wo, was.

P: Vor einem Tag?

FK: Ne, vor mhm(..) mhm(..) am Dienstag, wenn der am Dienstag Betreuung macht, machen wir für nächsten Dienstag Termin aus, machen wir Zeit ab.

P: An dem Tag macht man den nächsten Termin aus?

FK: Ja, ja.

P: So.

FK: Und das bei, bei F-Verein, das nicht in Ordnung für ganzen Monat und alles mhm(..) alles {

P: }Vor einem Monat schon festgelegt worden.

FK: Ja, das finde ich gut.«

»FK: Mhm(..) Montag habe ich W-Betreuer Betreuung. Ne, Montag habe ich bei der R-Betreuerin Betreuung. Dienstag habe ich mein W-Betreuer Betreuung.«

(aus Interview mit Herrn FK 343-355, 506 vom 17.01.2007)

In diesen Beispielen ist der Wunsch nach strukturierter, vorgeplanter Unterstützung wie einer monatlichen Dienstleistungsplanung klar zu erkennen – z. B. sollte es laut dem Betroffenen einen festen monatlichen Termin zur Geldabholung geben. Der Grund für diese Wünsche könnte sein, dass der regelmäßige Rhythmus und die Organisation des Alltags ohne Vorplanung oder einen gewissen Überblick durcheinandergeraten. Darüber hinaus kann dadurch einerseits beim Betroffenen ein unsicheres und abhängiges Gefühl bezüglich der eigenen Lebensstruktur erzeugt werden, andererseits kann infolge eines fehlenden Beschwerdemanagements die professionelle Selbstreflexion des zuständigen Vereins stagnieren. Dies führt zu einem fixierten Verhältnis zu den Dienstleistungsnehmenden. Es gibt in dem im Beispiel angesprochenen Verein keine Möglichkeit, offiziell eine Beschwerde über die BetreuerInnen oder über die Organisation und Struktur des Betreuungssettings einzureichen. Obwohl sein Wunsch nicht umgesetzt wurde, entschied sich Herr FK, weiter in diesem Verein zu bleiben, da die Freizeitangebote im Vergleich mit anderen Vereinen vielfältig und großzügig sind – unter anderem gibt es Angebote zu Auslandsaufenthalten.

Die bisherigen Beispiele zeigen die Probleme auf, die innerhalb eines Vereins entstehen können und auf interinstitutioneller Ebene möglicherweise zu lösen sind. Hier fehlen oft eine gleichberechtigt funktionierende Dialogkultur und die kreative Initiative der sozialen Institution sowie die Kompromissbereitschaft als Dienstleistungsträger, die sich als elementaren institutionellen Bedingungen für die Herausforderung an Individualisierung und Selbstbestimmung nicht erwehren können.

Die folgenden Beispiele zeigen Probleme auf, die auf einer gemeinschaftlichen Ebene wie der vereinsübergreifenden Kooperation oder der Arbeit mit einer unabhängigen Beratungsstelle beruhen. Im Beispiel von Frau F geht es um ein individualisiertes Betreuungskonzept, in dem das Betreuungssetting über den zuständigen Verein hinaus beraten und organisiert werden soll. Im Interview erklärt Frau F, 51 Jahre alt, warum sie vor einigen Jahren den Verein wechselte.

»F: [...] einmal(..) da habe ich mir Mut gefasst.

P: Ehm.

F: Nach der Trennung(..) von meinem Freund(..) und dann bin, bin ich mal(..) da dahin gegangen.

P: Zum F-Verein?

F: Zum F-Verein, ja. Und da habe ich mich ja erkundigt.

P: Allein?

F: J-a! Allein! Und dann mhm(...) tja, und dann(..) habe ich gefragt. Ja, was macht denn F-Verein? F-Verein führt man da auch Betreute wie bei der L-Verein oder so. J-a, haben die gesagt. Und, und da wollte ja auch zeigen. Und mhm(...) und die L-Verein hat mich da auch gehen lassen, weil die gemerkt haben(...) ich, ich war anders, wie die anderen ich war.

P: Was ist dann anders?

F: Selbstständiger(..) Ich hab auch mal. Ich warte in(..) naja(..) mhm(..) mhm(..) das haben die Betreuer immer(..) so gesagt. Ich wäre anderen(..) ge(..) gegenüber haushoch überlegen. Ne? Und mhm(..) ich, ich könnte mehr als man die anderen. (...) die von den betreut wird, ne?

P: Aber(...) der L-Verein ist auch(..) betreutes Wohnen.

F: Ja, ja.

P: Und beim F-Verein ist auch betreutes Wohnen.

F: Ja, also(..) aber ich muss sagen. Ich bin froh, dass ich diesen Schritt gemacht habe. Also(..) B-Betreuer, A-Betreuerin. Die sind für mich(..) wie Papa und Mama zu mir.

P: Ihre BetreuerInnen jetzt?

F: Ja, ja. Also die sind lieb, nett(..) geduldig(...) und, und, und die machen so viele Verein(..) also die gehen dann einkaufen mit mir, schleppen mir, mir auch die schwierigen Sachen.«

»F: [...] Mensch! Habe ich gesagt. Das ist total egal, wo du bist, du bist doch sowieso betreut. Mensch! Das soll zu auch zu F-Verein gehen. Und dann(..) bin ich da auch hingegangen. Und das habe ich dann(..) irgendwie(...) nach Jahren(..) auch alleine geschafft.

P: Ehm.

F: Zuerst hatte ich n-icht(..) so der Mut dazu, aber da hatten(..) aber(...) aber nach der Trennung von meinem Freund. Da wurde ich mutig. Dann hatte ich [Sie ballt die Fäuste und hebt sie hoch.].

P: [Leise gelacht.]

F: Keine Angst mehr, ja.

P: Also(..) Sie also, Sie haben jetzt(..) sehr lang bei(...) L-Verein und beim F-Verein gewohnt im betreuten Wohnen.

F: Ja, ja.

P: Mhm(..) Können Sie jetzt etwas sagen zum Unterschied zwischen(..) dem L-Verein und dem F-Verein?

F: Oh! Ja, also ich will sagen(...) bei der L-Verein mhm(...) da gibt's eigentlich(..) mehr oder weniger eigentlich so(..) so keinen Unterschied. Aber ich muss sagen(..) da F-Verein mhm(..) der macht auch(...) Dinge(..) bei der älteren behinderten Frau, bei der ich gewohnt habe.

P: Ehm.

F: Ich glaube, das macht die L-Verein noch nicht.

P: Ach so.

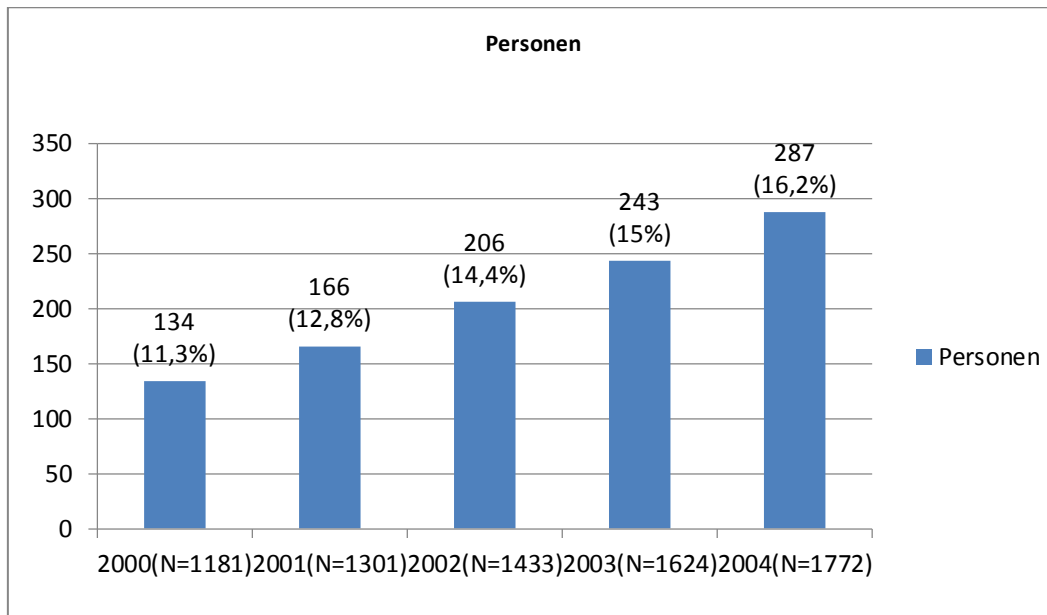
F: Das weiß ich auch nicht. Nur(..) mhm(..) mhm(..) die schicken da hin, hin auch, wenn da jetzt eine(..) in Rollstuhl sitzt. Die kriegen dann(..) mhm(..) eine Haushaltshilfe oder Helferin, die denen die Wäsche waschen, die denen mhm(...) mhm(..) bei vielen anderen(..) Dingen helfen. Also(...) putzen, kochen, waschen, und mhm(...) die sind auch mhm(..) also(...) die denen auch mhm(..) mehr helfen als, als wie(..) als, als wie die das noch alleine können, ne?«

(aus Interview mit Frau F 395-409, 419-431 vom 02.04.2007)

Frau F erkennt den zunehmenden Unterstützungsbedarf im Alltag, der mit dem Altwerden einhergeht. Früher hatte sie Angst vor dem Altwerden, denn der Unterstützungsbedarf im Alltag wurde immer größer – obwohl sie das meiste noch selbstständig machen konnte. Aber die notwendige ambulante Unterstützung fehlte bei ihrem alten Verein. Im Grunde genommen gab es für Frau F zwei Optionen: entweder in absehbarer Zeit in ein Heim des damaligen Vereins zu gehen oder sich einen neuen Verein zu suchen. Aus diesem Grund wechselte sie ihren Verein. Im Untersuchungszeitraum wurde sie bereits von dem neuen Verein betreut, bei dem ältere Menschen mit geistiger Behinderung bzw. Menschen mit mehr Unterstützungsbedarf im betreuten Wohnen ambulante Unterstützung im Alltag bekommen.

Der zunehmende Unterstützungsbedarf von älteren Menschen mit geistiger Behinderung ist im Allgemeinen ein kritischer Punkt für das Wohnkonzept, denn »die Frage nach den geeigneten Spezialdiensten« (Theunissen/Plaute 1995, S. 187), »die für die Versorgung alter Menschen notwendig sind« (ebd.), sowie die »finanziellen und personellen Voraussetzungen« (ebd.) sind nicht überall geklärt. Besonders in Deutschland ist zu vermuten, dass wegen der »Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten zwischen 1939 und 1945« (Haveman 2007, S. 22) die Aufmerksamkeit für diese Fragestellung nicht groß genug war und die Evaluationsprozesse für die Maßnahmen und Regelungen in der Praxis bislang nicht ausreichend stattgefunden haben. Ebenso ist diese Problematik im betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung ein grundsätzliches Thema, denn die Aufnahmeregelungen und Betreuungskonzepte für ältere Betroffene scheinen in der Praxis von Verein zu Verein unterschiedlich zu sein. Nach einer Angabe aus einem internen Bericht des LWV Hessen steigt der Anteil der über 50-Jährigen unter den Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen allmählich an.

Abbildung 20: Über 51-Jährige von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen in Hessen³³⁶



Die Abbildung zeigt deutlich die Alterszunahme der Menschen mit geistiger Behinderung. Die Anzahl der Betroffenen im Alter von über 51 Jahren betrug in der vorliegenden Untersuchung im Jahr 2007 fünf Personen, also 19,2% (N = 26). Dies bedeutet, dass das betreute Wohnen mit dieser Problemstellung weiterhin konfrontiert sein wird und sich damit in seinen Konzepten intensiv auseinandersetzen muss. Derzeit ist dies eine der wichtigsten Herausforderungen für die Dienstleistungsträger von betreutem Wohnen. Um effektive und praxisnahe Unterstützungsmaßnahmen für Betroffene wie Frau F umsetzen zu können, ist eine aktive vereinsübergreifende Zusammenarbeit erforderlich. Denn die Vereine haben häufig weder die Möglichkeit, bereits eingegliederte Betroffene innerhalb der eigenen Organisation zu behalten, noch haben sie die Kapazität für die Neuaufnahme von älteren Betroffenen. In diesem Fall könnte der Verein als Dienstleistungsträger eine entscheidende Rolle für diejenigen Älteren spielen, die sich wünschen, weiterhin ein selbstbestimmtes Leben im betreuten Wohnen zu führen.

Den Dienstleistungsumfang und dessen Struktur zu überblicken, ist für ältere Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen eindeutig kompliziert. Dies könnte den ohnehin

³³⁶ Eigene Darstellung nach Tabelle 4 im Abschnitt 2.2: Alter und Geschlecht der Klienten/Klientinnen im betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung.

beschwerlichen Weg zur Auswahl eines passenden Vereins weiter verkomplizieren. Die Aussage von Frau F »gehen lassen« deutet jedoch darauf hin, dass ihr Verein bei dieser Fragestellung »eine bloße „Anpassungshilfe“ an strukturelle und normative Gegebenheiten« (Haveman 2007, S. 22) leistete und die Rolle »zur Förderung von autonomen Entscheidungs- und Handlungskompetenzen« (ebd.) vernachlässigte. Erforderliche Dienstleistungen des Vereins wären das Zusammenstellen des gewünschten Betreuungskonzepts, das Sammeln von Informationen für die Suche nach einem passenden Verein sowie die Organisation bzw. Vertretung und das Verhandeln für die Aufnahme in den neuen Verein. Die Dienstleistungsträger sollten den älteren Betroffenen den Zugang zu einem bzw. die Perspektive für ein auch in Zukunft selbstbestimmtes Leben nicht vorenthalten. Daher kann eine Kooperation zwischen den Vereinen für das betreute Wohnen als zukunftsorientierte Dienstleistung betrachtet werden.

Im Folgenden wird ein weiteres Beispiel von Herrn FK und seiner Lebensgefährtin Frau S aufgezeigt – zur weiteren Darstellung der Bedeutung der vereinsübergreifenden Kooperation. Darüber hinaus wird die Notwendigkeit einer vereinsunabhängigen Beratungsstelle deutlich.

»FK: Ja, erst mal was(..) probieren, weil die S bei F-Verein ist und nicht bei L-Verein, dass ist sie nicht verstanden haben, die beiden Betreuungsvereine. Damals erst mal Freundin gehabt. Und auch Ärger. Weil mhm(..) normale sehen, gibt das nicht uns so. Die wollten die S ins Wohnheim stopfen und so. Weil die, die haben gemeint, die S schafft das nicht und so. Mhm(..) dann muss man erst mal schwer kämpfen. Verstehst du?

P: Ehm.

FK: War schon schwierig. Man muss alle beide immer in eins noch nicht viel, S das, das mhm(..) zusammenwohnen können überhaupt. Weil die S mhm(..) etwa schwächer ist als ich. Ich kann lesen und schreiben. Sie kann nicht mhm(..) sie kann nur schreiben, aber nicht lesen.

P: Ehm.

FK: Verstehst du?

P: Ehm. Aber wenn du kannst, S kann auch zusammenwohnen.

FK: Ja. Die kann, aber damals muss man schwer durchgesetzt, bis dass(...) kennst du ja, mit dem Problem mit zwei Betreuungsvereinen F-Verein und L-Verein.

P: Dann müssen die beiden Vereine miteinander sprechen?

FK: Ja, das haben sie nicht gemacht früher.

P: Ach so.

FK: Weil die einen(..) nehmen den anderen die Leute weg oder irgendwie mhm(..) die wollten das net. Ja, wir haben uns gerne gehabt, wollten gell zusammenziehen mal. Man muss gegen gewehrt. Ich hab gesagt: Gibt's nicht. Zwei Betreuungsvereine können auch zusammenleben, ja, wenn die auch nicht versteht.«

»FK: Der(..) gibt's mehrere. Aber bis heute durchgesetzt hat, das können Zeit rum bis lang harte Zeit. Wo ich nicht eingesehen hab, die S ins Wohnheim kommt und sie wollte S, wollte weg sind und ich hab gesagt ne! Ich soll mich wechseln, [...]«

»FK: Ja, ich hab, hier meine ich, hab mit meinem Betreuer gesprochen. Der hat mit meiner gesetzlichen Betreuung gesprochen. Da haben sich wieder in die Wolle kriegt wegen S, und da habe ich gesagt: Die S zieht bei mir, uns ein, und dann sonst ist'n Schluss hier, weil das immer Probleme kam F-Verein und L-Verein. Dass sie sich nicht untereinander einigen konnten. Zwar früher schon, so früher wollte ich mit der S Freizeit fahren mit der L-Verein. Ne, die S ist von F-Verein. Die darf net. Und das habe ich abgeschafft, weil wir auch was zusammenmachen wollen, ohne dass es Probleme gibt.«

»P: [...] Also es könnte sein, in der Zukunft in einem gleichen Verein oder in {

FK: }Ne, das geht nicht. Es geht nicht, weil die S schwächer ist als ich. Sie würde gar nicht reinkommen ins betreute Wohnen vom L-Verein aus. Beim F-Verein ist das anders. Die nehme alles auf. Bei L-Verein nimmt nur auf, wenn, wenn mhm(..) wenn der mal selber, sagen wir, mal selber alleine zum Arzt gehen kann oder du alleine Geld holen kannst und alleine mhm(..)

P: Das heißt, wenn S jetzt nach L-Verein kommt, dann muss sie ins Wohnheim?

FK: Ja, weil sie schwächer ist.

P: Nur bei F-Verein ist möglich?

FK: F-Verein mhm(..) die nimmt alles auf. Da haben viele Leute.«

»FK: [...] Weil F-Verein war, mhm(..) einmal im Jahr Kundschaftwochenende macht, nicht mehr mal wegfliegt, so war in der Türkei, Mallorca(..) und so mhm(..) Holland war ich so bei der L-Verein. F-Verein macht keinen mhm(..) Urlaub.

P: Ach so.

FK: F-Verein macht nur Kundschaftwochenende einmal im Jahr. Und das ist zwei Tage.

P: Aha.

FK: Von Freitag bis Sonntag.«

»FK: Ja, ja. Das mhm(..) stehen Vorteile und Nachteile weißt du? Mhm(..) ich war auch schon überlegt zum F-Verein gehen. Ne, habe ich mich gesagt, mhm(..) da kann ich nicht mehr Urlaub fahren, kann ich nur in M-Stadt sitzen.

[...]

FK: [...] Wir müssen auch hier aus Wohnung raus.

[...]

FK: Ja, man kann sich auch alles davon angucken und so. Man weiß ja nicht, welche mhm(..) findest du auch noch mhm(..) noch besser gefallen. Kenn ich nicht alle Vereine. Durch R-Freund habe ich das S-Verein kennen gelernt. Sonst mhm(..) kenn ich das auch nicht. Deswegen haben wir mitgekommen, dass wir fahren auch mit das mal, was anderes auch sehen und ja.

[...]

FK: [...] man hat viel mehr Betreuung. Man hat mhm(..) Wochenende, man immer da und wenn da kochen kann und so. Was L-Verein damals nicht gern hat, hier war ein Betreuer weniger haben, oder eine ist krank. Da sind F-Verein da, und da kochen mal eben manchmal und so.«

»FK: Ne. Mhm(..) das immer Problem F-Verein und L-Verein und dann Wohnungssuche das Problem. Richtig Problem, weil mhm(..) F-Verein und L-Verein Wohnung suchen, F-Verein Wohnung suchen. Und sind sie ja nicht eilig, wer die Wohnung sucht. Verstehst du?«

(aus Interview mit Herrn FK 257-267, 275, 289, 320-325, 331-342, 359-367, 393 vom 17.01.2007)

Als Herr FK Frau S kennen lernte, wohnte sie im Wohnheim. Er wollte mit ihr zusammenziehen und versuchte, dass sie als seine Lebensgefährtin zu seinem Verein wechseln konnte. Jedoch lehnte sein Verein Frau S ab. Deshalb wird Herr FK weiterhin vom L-Verein und Frau S von einem anderen F-Verein betreut. Während des Untersuchungszeitraumes wohnt das Paar in einer Wohnung mit einem Mitbewohner zusammen. Herr FK wollte im Interview die Probleme bezüglich des Zusammenwohnens mit seiner Freundin Frau S deutlich darstellen.

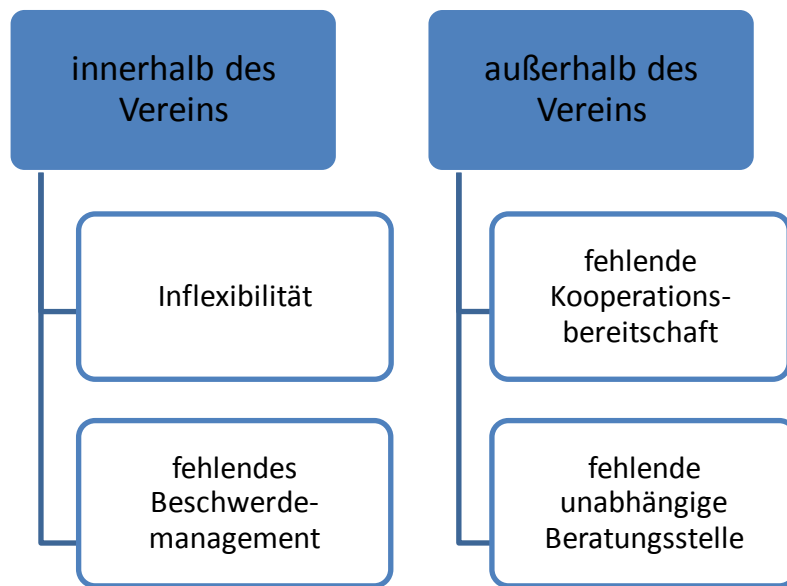
Aus den Aussagen von Herrn FK ist die erste Problemstellung zu erkennen, die auf der fehlenden Kooperation zwischen den beiden Vereinen von Herrn FK und Frau S beruht. Von der Freizeitgestaltung bis hin zur Wohnungssuche ist der Alltag von Herrn FK und Frau S ohne funktionierende Zusammenarbeit zwischen den beiden Dienstleistungsträgern nicht organisierbar und auch nicht selbstbestimmbar. Dies bedeutet erneut die Ineffizienz der Dienstleistung – und verursacht darüber hinaus für die Betroffenen eine Unzufriedenheit mit ihrem Alltag. Außerdem entsteht hier immer wieder ein Vergleichsprozess, der für die Vereine sowohl Konkurrenz als auch ein Anreiz zur Weiterentwicklung und für die Betroffenen sowohl eine Ausweitung des eigenen Wissens bzw. eine unabhängige Meinungsbildung als auch Konflikte mit den Dienstleistungsträgern bedeuten kann. Hier sind eine klare Arbeitsteilung, die Koordinierung von Aufgaben und eine übersichtliche Verantwortungsstruktur zwischen den BetreuerInnen beider Vereine gefragt, um für die Betroffenen eine geregelte und sichere Alltagsstruktur zu gewährleisten. Darüber hinaus sind eine transparente Dienstleistungsträgerkultur,

Sensibilität bezüglich komplexer Betreuungssituationen und ein professionelles Problembewusstsein gefragt, um die Dienstleistungsqualität zu sichern.

Die zweite Problemstellung, die aus den Aussagen von Herrn FK hervorgeht, sind die unterschiedlichen Aufnahmeregelungen für das betreute Wohnen und die unterschiedlichen Handhabungen seitens der Dienstleistungsträger, z. B. der Umgang mit „Schwächeren“ und „Stärkeren“. Die eher unterstützungsbedürftigen Menschen mit geistiger Behinderung wie Frau S sollen bei einigen Vereinen in einem Wohnheim platziert werden. Der Fall von Frau S weist darauf hin, dass dieses Vorgehen ein Vorurteil gegenüber den Schwächeren unter den Betroffenen in sich tragen kann. Das Betreuungskonzept des jeweiligen Dienstleistungsträgers sollte grundsätzlich das Potenzial zur Entwicklung von Individualität und das Lebensumfeld des Personenkreises ins Auge fassen. Im zitierten Beispiel wurde die Möglichkeit zu einem gemeinsamen Leben im betreuten Wohnen bereits abgelehnt, bevor Herr FK und Frau S es selbst ausprobieren konnten. Das selektierende Vorurteil liegt in einem falschen Verständnis von Selbstbestimmung. Hier wurde Selbstbestimmung mit Selbstständigkeit gleichgesetzt.³³⁷ Eine unabhängige Instanz für Menschen mit geistiger Behinderung ist in solch einem Fall dringend erforderlich, damit diese sich besser verteidigen können. Sie haben ein Recht auf den Erhalt von gebahnten Informationen von kanalisierten Institutionen, und die zuständigen Dienstleistungsträger haben die Verpflichtung zur Vermittlung der Möglichkeiten und Informationen, die sich die Betroffenen wünschen. Um das Gleichgewicht zwischen den Betroffenen und dem Machtmonopol der Vereine zu wahren, ist eine dritte Instanz bzw. eine unabhängige Beratungsstelle unverzichtbar. Dies ist eine lohnenswerte Zukunftsinvestition für das betreute Wohnen. Insgesamt weist das fixierte Verhältnis zu Dienstleistungsträgern auf folgende Probleme auf institutioneller Ebene hin.

³³⁷ Vgl. Walther 2006, S. 81ff. und vgl. Frühauf 1994, S. 55

Abbildung 21: Probleme aufgrund eines fixierten Verhältnisses zu den Dienstleistungsträgern³³⁸



Zusammengefasst liegt das elementare Problem der fixierten Verhältnisse zu den Dienstleistungsträgern darin, dass das Betreuungskonzept für das betreute Wohnen dem Lebenskonzept bzw. der Lebensform der Betroffenen nicht angepasst wird. Die Dienstleistung sollte dort angeboten werden, »wo individuelle Einschränkungen diese erforderlich machen. Hilfen, ohne welche die gewünschte und gewählte Lebensweise nicht aufrechtzuerhalten wäre bzw. ohne die der Verlust eines menschenwürdigen Lebens droht« (Urban 1997, S. 79). Das Betreuungssetting ist ein Teil der individuellen Lebensinhalte der Betroffenen. Deshalb sollte das Lebenskonzept der Betroffenen darin integriert werden – was bei einer einseitigen Fixierung des Betreuungskonzepts nicht geschieht.

»Strukturen und Bedingungen von Hilfeleistungen für Menschen mit Behinderungen sind dann »stimmig«, wenn sie nach dem Grundsatz arbeiten: Die Hilfe selbst und die Voraussetzungen, unter denen sie stattfindet, dürfen kein Bestimmungsgrund für das individuelle Leben behinderter Menschen sein. [...] Ambulante Dienste sind mit dem Selbstverständnis angetreten, durch das Prinzip der aufsuchenden Hilfe ein entscheidendes Element der Fremdbestimmung, das die traditionelle Behindertenhilfe bezeichnet, zu überwinden: Nicht der hilfeabhängige Mensch geht zur Institution und paßt seine Bedürfnisse und Lebensweise der Institution an, sondern die Institution muß ihre Leistungen am Bedürfnis der Individuen entwickeln.«

(Urban 1997, S. 79)

³³⁸ Eigene Darstellung.

8.3 Fazit

Das Betreuungssetting wurde in diesem Kapitel aus zwei Perspektiven – auf der persönlichen und institutionellen Ebene – betrachtet. Für die jeweilige Perspektive wurden anhand der Ergebnisse der Untersuchung zwei konträre Verhältnisse betrachtet und analysiert. Erstens wurde die Betreuung auf der persönlichen Ebene in ein dialogisches und ein paternalistisches Verhältnis zu den BetreuerInnen unterteilt. Zweitens wurde die Betreuung auf der institutionellen Ebene als offenes oder als fixiertes Verhältnis zu den Dienstleistungsträgern definiert.

Nach den Ergebnissen scheint das Verhältnis zu den BetreuerInnen – die menschliche Interaktion sowie die Beziehung voller Respekt und Vertrauen, was grundlegende Elemente für den Dialog bei der Betreuung auf der persönlichen Ebene sind – ein wichtiger Punkt für die Dienstleistungsqualität im betreuten Wohnen zu sein. Denn nur so können die BetreuerInnen eine unterstützende Funktion auf pädagogischer und auf Dienstleistungsebene einnehmen. Dennoch ist im betreuten Wohnen, im Gegensatz zu diesem dialogischen Verhältnis, das paternalistische Verhältnis zu den BetreuerInnen weiterhin vorhanden, das bei den Betroffenen Angst und Hilflosigkeit auslöst. Angst und Hilflosigkeit werden von einigen BetreuerInnen als Instrumente für die Kontrolle und die Pädagogisierung benutzt; es herrschen Befehl und Zwang statt Dialog. In einer solchen Situation werden die Wünsche der Betroffenen den BetreuerInnen nicht übermittelt und die Betroffenen in ihrer Machtlosigkeit fremdbestimmt.

Bei der Betreuung auf der institutionellen Ebene lässt sich ein offenes Verhältnis zu den Dienstleistungsträgern – Flexibilität, Mitgestaltungsfreiheit, Mitbestimmungsrecht und die Chance auf sozialpolitische Solidarität als Mitbürger – als positives Ergebnis nennen, das die Partizipation von der persönlichen bis zur gesellschaftlichen Ebene fördern und fordern kann. Andererseits wurde das fixierte Verhältnis zu den Dienstleistungsträgern sowohl innerhalb der Vereine, durch Inflexibilität und ein fehlendes Beschwerdemanagement, als auch außerhalb der Vereine, durch mangelnde Kooperationsbereitschaft und das Fehlen einer unabhängigen Beratungsstelle, als gegensätzlicher Aspekt aufgezeigt.

Als Probleme sind zu nennen, dass die meisten Betroffenen zum einen in die vereinsorientierten Dienstleistungsstrukturen hineingepresst und dadurch abhängig werden. Zum anderen gab es in der Untersuchung fünf Betroffene, die ihren Verein für das betreute Wohnen aufgrund solcher Konfliktsituationen und der daraus entstandenen Unzufriedenheit mit den Unterstützungsangeboten wechselten.

Es ist durch die bisherige Untersuchung festzustellen, dass eine Fremdbestimmung durch die BetreuerInnen nach wie vor ausgeübt wird – aufgrund von mangelnder Qualifikation, wie bei studentischen Hilfskräften, sowie retardierten pädagogischen Qualifizierungen, wie beim paternalistischen Gedanken und der Abhängigkeit von starren strukturellen Vorgaben und der vereinsorientierten Vorstellung im betreuten Wohnen. Das bedeutet zugleich, dass die Wohnform des so genannten „betreuten Wohnens“ das selbstbestimmte Leben der Menschen mit geistiger Behinderung nicht automatisch garantiert, sondern dass das Verhältnis zwischen dem Akteur und seiner Umwelt über diesen Prozess des selbstbestimmten Lebens entscheidet.

Daraus geht deutlich hervor, dass die Unterstützung von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen sowohl durch die persönliche als auch die institutionelle Ebene gewährleistet werden muss. Notwendig ist also eine kundenorientierte Dienstleistung, die angepasst an die jeweilige individuelle Situation angeboten wird. Dafür ist eine strukturell fest verankerte Instanz für das Qualitäts- und Beschwerdemanagement sowohl innerhalb des Vereins (z. B. Kundenvertretung) als auch außerhalb des Vereins (z. B. unabhängige Beratungsstelle) erforderlich. Diese Instanzen sollten sowohl vereinsunabhängige Supervisionen sowie Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten für die Dienstleister anbieten als auch die Möglichkeit zur Beeinflussung des eigenen Betreuungssettings durch z. B. regelmäßige Befragungen und ein als Selbsthilfe fungierendes Gremium derjenigen, die Dienstleistungen benötigen,³³⁹ bieten.

³³⁹ Vgl. Hähner 2005, S. 23

IV Resümee und Ausblick

Zum Schluss werden die Ergebnisse dieser Untersuchung zusammengefasst. Es werden die Chancen sowie die Grenzen des selbstbestimmten Lebens im betreuten Wohnen für die Betroffenen aufgezeigt sowie die benötigten Rahmenbedingungen dargestellt.

Nach der Untersuchung stellt das Leben im betreuten Wohnen für die Betroffenen eine Konfrontation mit den konkreten unterschiedlichen Alltagsaufgaben in der „normalen“ Gesellschaft dar. Es ist eine Herausforderung für sie. Um diese Wohn- und Lebenssituation der Betroffenen greifbar zu veranschaulichen, wurde in dieser Arbeit das Alltagsleben in Bezug auf autonome Entscheidungen als erster Bestandteil des selbstbestimmten Lebens unter zwei Aspekten untersucht – dem „Wohnen“ als ein Mittelpunkt des Lebens und den „Tätigkeiten im Alltag“ als Konnexen zur praktischen Existenz.

Beim Wohnen wurden durch die Untersuchung folgende Aspekte herausgefunden. Die Betroffenen hatten bei ihrer Wohnungssuche individuell unterschiedliche Entscheidungsfaktoren wie zwei WCs, große Eingangstür, Wohnen in der Stadt oder auf dem Land. Diese Faktoren beruhten auf bestimmten Vorstellungen von der eigenen Lebenskultur und den biografischen Erfahrungen. Bei der Suche nach einer passenden Räumlichkeit hatten sie für die Betroffenen eine große Bedeutung. Bei der Wohnungssuche bekamen die meisten Betroffenen Hilfe von ihren BetreuerInnen und hatten vor der Entscheidung die Besichtigungsmöglichkeit zur Überprüfung, ob die Wohnung ihren eigenen Vorstellungen sowie Wünschen entspricht. Beim längeren Leben in einer Wohnung konnten sie durch die Dekoration und die Einrichtung wie Bilder, Fotos an den Wänden, Modell- sowie Figurensammlungen, Schlüsselfach für ihre Wohnung einen Identifizierungsprozess mit der eigenen Wohnung erfahren. Sie konnten eine Identität als sogenannter eigener Herr in ihrem Territorium entwickeln. Allerdings konnten sie aufgrund des mangelnden Budgets in der Praxis ihren Wohnort nicht beliebig auswählen. Deshalb war die Wohnumgebung bei der Wohnauswahl ein wichtiges Kriterium. Eine Lebensaufgabe bestand dann darin, sich ihrer Umgebung anzupassen sowie Erfahrungen zu sammeln, um so eine souveräne Überlebensstrategie zu entwickeln.

Bei den Tätigkeiten im Alltag konnten die Betroffenen die Verantwortung für ein eigenes Leben haben. Jedoch hatten die Betroffenen in der Praxis nicht die Möglichkeit einer beliebigen Entscheidung, sondern eine beschränkte sowie kontrollierte Autonomie. Dies ist auf den sogenannten Schutzmechanismus im betreuten Wohnen als pädagogischer Verantwortung aufgrund von Präventionsmaßnahmen für die Gesundheit und den Schutz vor mangelnder Geschäftsfähigkeit zurückzuführen. Insbesondere konnte das bei der Geldverwaltung bzw.

dem Einkaufen beobachtet werden. So soll beispielsweise gesundheitsgefährdendem Essen und unüberlegten Bestellungen bei Homeshopping vorgebeugt werden.

Im Alltagsleben zeigten sich die Auswirkungen der autonomen Entscheidungsperspektive eines selbstbestimmten Lebens sowohl positiv als auch negativ. Die positiven Auswirkungen waren die freie Entscheidungsmöglichkeit in großen Teilen des Alltagslebens. Die negativen Auswirkungen im Alltag waren die Überforderungs- und Vernachlässigungsgefahr durch das autonome Leben sowie die Einsamkeit und die Langeweile, gesundheitliche Gefährdung aufgrund falscher Ernährungskultur und -gewohnheit. Besonders in der Freizeit waren die Probleme der Einsamkeit und Langeweile deutlich zu bemerken. Diejenigen, die körperliche Behinderung haben und arbeitslos waren, konnten zu Hause nichts tun außer TV schauen und warten, bis ihre BetreuerInnen kamen. Weitere Auswirkungen waren die Fremdbestimmung sowie Abhängigkeit von Eltern und BetreuerInnen durch übermäßiges Eingreifen im Alltag bzw. starke Einmischung durch die Übernahme der Alltagstätigkeiten wie z. B. Putzen, Kochen und Einrichten der Wohnung. Dadurch konnten die Betroffenen im betreuten Wohnen nicht selbstbestimmt leben und durch die Übergabe der Alltagstätigkeiten an ihre Familien und Eltern eigene Lebensstile, -strukturen sowie -organisation verlieren. Die letzte Auswirkung waren Konflikte zwischen den Betroffenen und Mitbeteiligten aufgrund von undeutlichen Grenzen zwischen der autonomen Entscheidung von Betroffenen und der Verantwortung von ihren Eltern sowie BetreuerInnen. Es ist unklar, wann eine Grenze überschritten ist und wie dann die Einschränkung und Kontrolle durchgeführt werden sollen. Ein Beispiel ist das Verständnis der Grenze der Sauberkeit in der Wohnung beim Putzen. Ein anderes Beispiel ist das Einkaufen für die Puppensammlung: Ist es eine unnötige Sucht oder ist es ein Hobby?

Soziale Netzwerke wurden durch die empirische Forschung in der Arbeit als zweiter Bestandteil des selbstbestimmten Lebens in Bezug auf die Du-Bezogenheit bzw. die Frage nach der Beziehung mit dem Lebensumfeld und dem Betreuungssetting intensiv bearbeitet. Dies geschah unter zwei Aspekten als soziale Beziehung mit Menschen mit Behinderung und ohne Behinderung. Diese Aspekte wurden getrennt untersucht und dargestellt.

Die Betroffenen hatten bei den sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung einerseits gegenseitige Unterstützung als Selbsthilfe erlebt. Besonders für die schwächeren Betroffenen war diese Unterstützung hilfreich, um die Hürde der Alltagstätigkeiten im betreuten Wohnen zu überwinden. Dies gilt auch in der Partnerschaft. Beispiele sind hier das Lesen der

Speisekarte im Restaurant und die Mobilität bei der gemeinsamen Fahrt zum Ausflug oder zu einem Treffen. Besonders die K-Bäckerei ist hier zu erwähnen, denn sie ist ein Info- und Austauschplatz für alle, einschließlich gleicher Personenkreise aus unterschiedlichen Wohnformen. Sie hat somit eine vereinsübergreifende Funktion, z. B. für die Wohnungssuche, Reiseangebote und Tipps für Vereinsangebot. Andererseits jedoch traf sich in den meisten Fällen immer derselbe Personenkreis.

Bei den sozialen Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung konnten die Betroffenen sowohl praktische als auch psychische Unterstützung bzw. Beratung bekommen wie z. B. bei einem Glühbirnenwechsel zu Hause, durch die Mitfahrt beim Einkaufengehen und bei der Partnersuche. Jedoch waren die Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung in den meisten Fällen oberflächlich und kurzfristig. So waren beispielsweise die Beziehungen mit der Nachbarschaft instabil und fanden nur als Small Talk statt. Auch waren in der Untersuchung erschreckende diskriminierende bis hin zu delinquenten Beziehungen zu Menschen ohne Behinderung zu beobachten. Dies wurde oft mit der Wohnumgebungssituation verbunden, Die Untersuchung hat gezeigt, dass viele Betroffene alltägliche Diskriminierungserfahrungen mit Menschen ohne Behinderung erlebt haben, beispielsweise das Klingeln in der Nacht, das Anzünden des Briefkastens, eine Bedrohung mit einem Messer, einen Angriff durch Steinwurf.

Die Auswirkungen der sozialen Netzwerke sind in Bezug auf die Du-Bezogenheit des selbstbestimmten Lebens die folgenden. Als positive Auswirkungen sozialer Netzwerke können die Betroffenen zum einen verschiedene Unterstützungsquellen, eine neue Identität sowie die Zugehörigkeit zur Nachbarschaft und zu Mitmenschen in der Gesellschaft_ gewinnen. Im Gegensatz dazu haben die Betroffenen unter negativen Auswirkungen zu leiden: Durch einseitig dominante Beziehungen zu Menschen mit Behinderung werden die Betroffenen durch den strukturgebundenen Sozialisationsprozess in der Gesellschaft systematisch desintegriert.

Das Betreuungssetting wurde in der Arbeit in Bezug auf die Angewiesenheit auf professionelle Hilfe als letzter Bestandteil des selbstbestimmten Lebens untersucht. Zwei Ebenen, die persönliche und die institutionelle, wurden dabei unterschieden. Die zwei Ebenen wurden jeweils als dialogische und paternalistische sowie als offene und fixierte Verhältnisse polarisiert dargestellt.

Der zentrale Aspekt bei der persönlichen Ebene war, dass die menschliche Beziehung mit Respekt und Vertrauen für die Betroffenen wichtig war, um überhaupt offen über eigene Be-

dürfnisse und unterschiedliche Anlässe in den jeweiligen Lebenssituationen zu reden. Dies konnte nicht plötzlich entstehen. Die Untersuchung hat gezeigt, dass die Betroffenen positive Erfahrungen durch stabile, d. h. lange und dauerhafte Beziehungen sowie Kontakte mit ihren BetreuerInnen brauchen. Dadurch kannten sie sich gut und konnten mit ihren BetreuerInnen dialogische Verhältnisse aufbauen, um so benötigte Hilfe anzufordern. Aus diesem Grund sind Respekt und Vertrauen die zentralen Punkte für die zwischenmenschlichen Beziehungen mit den BetreuerInnen. Ein weiterer Aspekt war ein noch vorhandenes autoritär fremdbestimmtes, bevormundendes Verhältnis. Nach der Untersuchung litten die Betroffenen unter unangemessener Betreuung sowie Pädagogisierung. Beispiele dafür sind sich wiederholende Verspätungen trotz mehrmaliger Beschwerde, Wegwerfen des Essens, ohne dass die BetreuerInnen den Grund erklärten, und Drängen im Alltag.

Auf der institutionellen Ebene waren Offenheit und Flexibilität des Vereins für die Betroffenen ein grundlegender und wichtiger Faktor. Nach der Untersuchung konnten die Betroffenen in ihrem Verein eigenständig ihre Meinung äußern und die unterschiedlichen Tätigkeiten bzw. Veranstaltungen mitorganisieren sowie mitbestimmen, beispielsweise die Überlassung institutioneller Räumlichkeiten für persönliche Anlässe wie Geburtstagsfeiern, die Mitbestimmung über den Ort für den Stammtisch oder die Zusammenarbeit mit den Betroffenen bei der Organisation von Veranstaltungen wie einem Fußballturnier mit mehreren Organisationen. Jedoch gab es auf der institutionellen Ebene immer noch ein strukturfixiertes und vereinsorientiertes Management. Zum Ausdruck kommt dies z. B. bei der Negierung des Reduzierungsanspruches für eigene Betreuungskräfte oder bei der Wohnungssuche, wenn die Partner zu unterschiedlichen Vereinen gehören.

Die positiven Auswirkungen waren, dass die Betroffenen durch das gelungene Betreuungssetting eigene Anliegen und Einstellungen erkennen und dabei ihre Bedürfnisse äußern konnten. Darüber hinaus konnten sie aktiv an ihrem Verein teilnehmen und ihn mitgestalten sowie sich selbst vertreten. Die negativen Auswirkungen durch das autoritäre und vereinsorientierte Betreuungssetting waren Fremdbestimmung, Entmutigung sowie Resignation beim selbstbestimmten Leben.

In der Zusammenschau der Ergebnisse aus den obigen Lebensstrukturen mit den unterschiedlichen Beziehungsebenen können ambivalente Chancen sowie Grenzen des selbstbestimmten Lebens für die Betroffenen im betreuten Wohnen aufgezeigt werden.

Diese Chancen und Grenzen sind ambivalent je nach der persönlichen Interaktion mit sich selbst und mit anderen sowie mit dem Umfeld, weil sie vom persönlichen Beziehungsspielraum abhängig sind. Die erste Chance ist die Ermöglichung des aktiven lebenslangen Lernens. Sie kann durch das eigene Zuhause persönliches Eigentum und Privatheit sicherstellen, gibt die Möglichkeit, ein persönliches und einzigartiges Leben nach eigenen Regeln in der „normalen“ Gesellschaft zu führen. Dabei können die Betroffenen über einschränkende Einstellungen über die eigene Behinderung hinauswachsen, d. h. eigene Möglichkeiten und Fähigkeiten zum selbstbestimmten Leben neu entdecken und selbst erleben, indem sie die alltäglichen Aufgaben erledigen und soziale Erfahrungen mit anderen sammeln.

Zweitens ergibt sich eine neue Identitätsgewinnung. Die Betroffenen haben in ihrem Leben im betreuten Wohnen nicht immer die gleichen langweiligen Beziehungen in einem eingegrenzten Bekanntenkreis, sondern als Nachbarn, MitbürgerInnen, Mitglieder sowie TeilnehmerInnen an Freizeitvereinen oder Angeboten die Chance zum menschlichen und gemeinschaftlichen Zusammenleben in der Gesellschaft. D. h. die Augen für ein Leben in einer inklusiven Gesellschaft werden auf Seiten der Betroffenen geöffnet.

Drittens können die Betroffenen durch die positiven Auswirkungen Forderungen für eigene Anliegen, die Mitbestimmung über ihre eigenen Interessen als gleichberechtigte Partner oder als Arbeitgeber sowie ein Bewusstsein für eigene Rechte in einer inklusiven Gesellschaft entwickeln und verstärken.

Trotz der oben genannten Chancen zeigt das selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen für die Betroffenen auch folgende Grenzen. An erster Stelle ist die weiter bestehende Verankerung des traditionellen Menschenbildes in Bezug auf die Betroffenen als abhängige und unselbstständige Personen zu nennen. Demnach können sie kein selbstbestimmtes Leben im betreuten Wohnen führen und stehen den anderen allein gegenüber. Sie werden im betreuten Wohnen weiter als behinderungsbedingte „Betreute“ und „Nicht-Können“ verstanden, die immer versorgt, bevormundet und infantilisiert werden sollen. Damit herrschen permanente Kontrolle sowie Fremdbestimmung von Mitmenschen wie Eltern und BetreuerInnen. Es gab viele solche Situationen in den Untersuchungen wie bei der Auswahl der Wohnung, beim Essen, Putzen, Einrichten, beim Zeitplan für die Tagesorganisation und beim sexuellen Leben als Erwachsene. Es war eindeutig zu beobachten, dass die Autonomie von Betroffenen als das Hauptziel des betreuten Wohnens, also ein selbstverantwortliches, selbstleitendes und selbst-

ständiges Leben³⁴⁰, nicht in erster Linie beachtet wurde. Darüber hinaus wurden ihre unterschiedlichen alltäglichen Entscheidungen sowie zukünftigen Planungen, Überlegungen und Handlungen verhindert. Unter diesen Umständen wurde die Autonomie von den Betroffenen resigniert aufgegeben und die Entfaltung des selbstbestimmten Lebens durch die eigene Lebensführung und durch soziales Leben eingeübt.

Die zweite Grenze war die bestehende Aussonderungsstruktur im Gesellschaftssystem. Selbstbestimmtes Leben soll sein, aber keine Inklusion sowie keine gemeinsamen Interaktionen. In der Untersuchung war diese Grenze eindeutig zu beobachten. Das Lebensmilieu der Betroffenen, die Schule für praktisch Bildbare, die Werkstatt für Behinderte und die Wohngemeinschaft mit gleichen Personen sowie der Freundeskreis aus den Wohnheimen, weist darauf hin, dass sie weiter in einer ausgeschlossenen Welt leben. Durch die Untersuchung wurde klar herausgestellt, dass die sozialen Beziehungen mit Menschen ohne Behinderung fast allein den Betroffenen überlassen wurden, und dass sie allein diese Beziehungen herzustellen versuchten. Dies kann außerordentlich schwierig sein. Insbesondere die Betroffenen mit körperlichen Behinderungen und mit äußerlichen Auffälligkeiten hatten große Schwierigkeiten. Außerdem hatten die meisten Betroffenen kein Bedürfnis, verschiedene gesellschaftliche Beziehungen aufzubauen, da sie durch die schlechten Erfahrungen mit ihrer Umgebung ein von Angst und Entsetzlichkeit geprägtes Leben führen. Daneben zeigte sich, dass Mitmenschen kaum Interesse und kaum das Bedürfnis zum Kontakt mit den Betroffenen haben. Sie können problemlos in der Welt ohne Menschen mit Behinderung leben. Dadurch leben die Betroffenen einen isolierten Alltag als „Fremde“ unter apathischen Nachbarn und in einer apathischen Gesellschaft. Solche Realitäten weisen auf die fehlende Solidarität in unserer Gesellschaft für das Zusammenleben hin. Dies führt zur „Selbst-Exklusionsgefahr“ unter dem Prinzip des „selbstbestimmten Lebens“ im betreuten Wohnen.

Die dritte Grenze ist die inadäquate Konzeptumsetzung beim Betreuungssetting. Hier werden im Folgenden vier Problemstellungen dargestellt, um dies zu verdeutlichen. Erstens ist die Verachtung der zwischenmenschlichen persönlichen Beziehung beim Betreuungssetting zu nennen. Beispiele sind hier die ständigen Wechsel der BetreuerInnen und die Änderungen des Betreuungsplanes ohne vorherige Absprache mit den Betroffenen. Besonders deutlich war das Problem bei studentischen Hilfskräften. Für das funktionierende betreute Wohnen ist eine auf Vertrauen basierende Beziehung des Betreuungspersonals fundamental wichtig, um die Le-

³⁴⁰ Vgl. Walther 2006, S. 81ff.

bensbegleitung und Privatheit von Betroffenen zu gewährleisten. Solch eine Beziehung entwickelt sich nicht von heute auf morgen.

Zweitens ist es die mangelnde Sensibilisierung für das lebensumfassende Unterstützungsprogramm. Die Unterstützung im betreuten Wohnen beinhaltet nicht nur das Zuhause, sondern das gesamte Lebensumfeld von Betroffenen in der normalen Gesellschaft. D. h., es gibt unterschiedliche Unterstützungsbedürfnisse sowohl bei der altersgerechten Unterstützung als auch beim Mobbing am Arbeitsplatz oder bei nachbarschaftlichen Krisen. Jedoch mangelte es nach der Untersuchung an jeweiligen individuellen Unterstützungen von Betroffenen. Die Unterstützung wurde nicht dem individuellen Lebenskonzept und nicht der individuellen Lebensform angepasst. Daher müssen sich die Betroffenen selber die passende Unterstützung suchen oder wurden bloß vor das Problem gestellt.

Drittens ist das fehlende interne Management beim Verlust des Gleichgewichtes zwischen Selbstbestimmung von Betroffenen und Verantwortung von BetreuerInnen zu nennen. Nach der Untersuchung wurde das Recht von Betroffenen oft ignoriert wie beim Wegwerfen des Essens und drängenden Befehlen trotz der spastischen Krankheit von Betroffenen. Dies zeigt, dass die erforderliche aufmerksame Unterstützungsrolle sowie die angemessene Verhaltensweise von BetreuerInnen – sich nicht ungefragt einmischen, den Willen und das Verständnis der Betroffenen ermutigen³⁴¹– ignoriert wurden. Dafür gab es das Qualitätsmanagement im Verein, das für die Betroffenen sprechen kann. Es gab eine Kundschaftsvertretung in einem Verein, diese Instanz wurde anderen Vereinen vorgestellt und so weiter verbreitet. Jedoch waren die Auswirkung des Beschwerdemanagements und die Kontrolle fehlender Dienstleistungsqualität noch wenig erkennbar.

Viertens ist das Defizit eines vereinsübergreifenden Unterstützungskonzepts wie einer vereinsunabhängigen dritten Instanz und der aktiven Kooperation zwischen Vereinen anzumerken. Beispielsweise können die Betroffenen bei einem Konflikt mit den eigenen BetreuerInnen sowie mit dem Verein von ihrem Verein keine Unterstützung erwarten. Ebenso fehlt es am Informationsaustausch für die Freizeitangebote, Wohnungsangebote und Partnersuche. Besonders bei der partnerschaftlichen Beziehung von Betroffenen, die zu unterschiedlichen Vereinen gehören, wäre die kooperierende Unterstützung zwischen den Vereinen unerlässlich. Die Betroffenen stehen diesen nicht zufriedenstellenden und problematischen Dienstleistungen, die auf Ignoranz und Nichtbeachtung der Tatsache beruhen, dass sie bei der Unterstüt-

³⁴¹ Vgl. Walther 2006, S. 86

zungsplanung und -durchführung am Verein teilhaben, machtlos und hilflos gegenüber. Sie bleiben resigniert zurück, da ihre Beschwerden und Forderungen nicht akzeptiert werden und ihre prekäre Situation unverändert bleibt. Dieses inadäquate Konzept beim Betreuungssetting führt dazu, dass sie ihr Bewusstsein als Kunden mit dem Recht auf menschlichen Umgang und Dienstleistungen auf diese Weise verlieren oder sogar gar nicht wahrnehmen können.

Es ist in den Untersuchungsergebnissen deutlich geworden, dass Deutschland das Ziel der UN-MRK, eine inklusive Gesellschaft aufzubauen, noch lange nicht erfüllt hat. Dies hat auch der erste Bericht der Zivilgesellschaft zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland gezeigt.³⁴² Die wissenschaftliche, die institutionelle und die politische Ebene verharren noch in traditionellen bzw. bekannten Maßnahmen – in einem durch Verwaltungs- und Einrichtungsorientierung geprägten System mit konservativem Versorgungsdenken³⁴³. Die oben gezeigten kritischen Probleme sowie Grenzen zeigen, dass die gegenwärtigen Lebensbedingungen im betreuten Wohnen von den nachhaltigen kontextübergreifenden Unterstützungssystemen einer inklusiven Gesellschaft weit entfernt sind.

Nun sollten sich die gebündelten Kräfte auf den gesamtgesellschaftlichen Kontext richten, um so eine Reform hin zu einer inklusiven Gesellschaft zu erreichen, statt sich auf die ausgeübte problemfokussierte und ablehnende Haltung zu konzentrieren. So könnte das Potential des selbstbestimmten Lebens im betreuten Wohnen maximiert und bestehende Risiken minimiert werden.

Von daher muss die Pädagogik die Verantwortung durch die Herausbildung einer neuen Identität, durch wissenschaftliche Untersuchungen zur inklusiven Gesellschaft sowohl aus der gesellschaftlichen als auch der Perspektive der Betroffenen, die Weiterbildung sowie die Unterstützung von Fachkompetenz nach neuen Konzepten professioneller Arbeit übernehmen.

Als gesellschaftliche Bemühung gibt es in der aktuellen Forschung einen interessanten Untersuchungsbericht, der sich mit der örtlichen Teilhabepanung in Nordrhein-Westfalen beschäftigt. Diese Untersuchung versucht im Rahmen eines Forschungs- und Entwicklungsansatzes örtliche Strategien zur Verwirklichung inklusiver Gemeinwesen zu erarbeiten und ihre Umsetzung wissenschaftlich zu begleiten.³⁴⁴ Das Konzept örtlicher Teilhabepanung sowie „Teilhabezentrum“³⁴⁵ kann einen Beitrag besonders für die Unterstützung bei den Problemlösun-

³⁴² Vgl. BRK-Allianz aus Internetquelle 2013, S. 35ff.

³⁴³ Vgl. Aselmeier 2009, S. 119

³⁴⁴ Vgl. Gaida et al. 2011, S. 5

³⁴⁵ Vgl. Rohrmann 2009, S. 30

gen aus sozialen Netzwerken und dem Betreuungssetting in meiner Arbeit leisten, da die Betroffenen oder BetreuerInnen bzw. einzelne Instanzen wie Dienstleistungsträger für das betreute Wohnen die Problemstellungen nicht allein überwinden können. Sie benötigen das Interesse und die Bemühung der Gesellschaft sowie von Mitmenschen, besonders in ihrem jeweiligen örtlichen Gemeinwesen. Das Konzept könnte dafür mögliche Kräfte, Ressourcen und lokale Akteure im gesamten Gemeinwesen für die erfolgreiche Inklusion sowie die Hilfe zur Teilhabe von Menschen mit Behinderung seitens der Gesellschaft sammeln sowie einbinden beispielsweise als unabhängige dritte Instanz für Beratung und Vermittlung. Für selbstbestimmtes Leben von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen ist daher die unterstützende Rolle des lokalen Gemeinwesens oder der örtlichen Kommune von großer Bedeutung.

Außerdem muss die Pädagogik die Umsetzung der Teilhabe und Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung im Forschungs- sowie Wissenschaftsbereich weiterentwickeln.³⁴⁶ Besonders bei den empirischen Untersuchungen sollte man sich aktiv für die Verbesserung der Lebenssituation der Betroffenen sowie die Einbeziehung der eigenen Lebenserfahrung in die Forschung einsetzen. Menschen mit geistiger Behinderung müssen als Subjekt und nicht als Objekt betrachtet werden. Es ist festzustellen, dass Menschen mit geistiger Behinderung im wissenschaftlichen Forschungsbereich im europäischen Rahmen wie in Deutschland, England und skandinavischen Ländern nicht als Subjekt wahrgenommen werden.³⁴⁷ Darüber hinaus ist die Forschung in diesen Ländern als stark wissenschaftlich ausgerichtete Forschung zu charakterisieren.³⁴⁸ Aus diesem Grund besteht eine Grenze für die Teilnahme an wissenschaftlichen Untersuchungen. Menschen mit Behinderung werden bloß als Forschungsobjekte betrachtet.³⁴⁹

Es ist abschließend festzustellen, dass für das erfolgreiche selbstbestimmte Leben im betreuten Wohnen nicht allein das eigene Können und die Bemühungen der Betroffenen, sondern die Beteiligung des gesamten Kontexts sehr dringend notwendig ist. Gegenseitiges Interesse, Bemühungen von Menschen ohne Behinderung um soziale Beziehungen zu Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Solidarität sowie eine gesellschaftliche sowie politische Veränderung sind dabei grundlegend. Denn ohne eine Entwicklung hin zu einer inklusiven Ge-

³⁴⁶ Vgl. Naue 2011, S. 107ff.

³⁴⁷ Vgl. ebd. S. 109f.

³⁴⁸ Vgl. ebd.

³⁴⁹ Vgl. ebd.

sellschaft bleibt unser System mit seinen versteinerten Vorstellungen eine Welt, in der sich die Betroffenen nicht zurechtfinden. Die allein strukturellen und systemabhängigen Inklusionsversuche im betreuten Wohnen ohne aufgebaute und ausbalancierte Reziprozität von DU-Bezogenheit können kaum zum erfolgreichen selbstbestimmten Leben in der Gesellschaft führen. D. h., die Verwirklichung der Inklusion ist unmöglich, weil das selbstbestimmte Leben für Menschen mit geistiger Behinderung auf dem gemeinschaftlichen Leben in unserer Gesellschaft als „Wir“ basiert und die menschliche Beziehung ein obligatorisches Fundament für die erfolgreiche Weiterentwicklung des betreuten Wohnens ist.

Daher muss die Gesellschaft aufgefordert werden, die doppeImoralische Haltung bei der Inklusion aufzugeben, in der man nur in theoretischen Gesprächen einen objektiven Themenkatalog bejaht und bei der direkten Bezogenheit auf das eigene Handeln und im eigenen Leben distanziert bleibt. Ansonsten würde das selbstbestimmte Leben für Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen wie ein schön klingendes sowie schön dekoriertes Musterhaus scheitern als ein leeres Motto, sowohl durch die neuen Ausdifferenzierungsformen für nur fähige Personen als auch durch die desintegrierte Lebensform.

Perspektivisch kann resümiert werden, dass die Notwendigkeit für eine Längsschnitt- sowie eine biografische Untersuchung des betreuten Wohnens besteht, um den nachhaltigen Erfolg dieser Wohnform garantieren zu können.

So sind erstens spezifische Probleme wie die Essensgewohnheiten kaum erforscht, obwohl diese im Hinblick auf die gesundheitliche Perspektive einen dringenden interdisziplinären und sozialpädagogischen Diskussionspunkt in Bezug auf das selbstbestimmte Leben darstellen.

Zweitens sind in der Untersuchung einer eingeschränkten Personengruppe die Behinderungsgrade unklar definiert. So haben Menschen mit geistiger Behinderung – außer den sogenannten „fitteren“ Personen – keine Chance, das betreute Wohnen auszuprobieren, bzw. keine Möglichkeit, diese Alternative in Betracht zu ziehen. Aus diesem Grund ist die sozialpolitische Betrachtungsweise der begrenzten Kompetenzen bezüglich des selbstbestimmten Lebens bei Menschen mit „schwergeistiger Behinderung“ wissenschaftlich nicht begründet. Auch in diesem Problemfeld besteht demnach weiterer Forschungsbedarf.

9 Verzeichnisse

9.1 Literaturangaben

- Althaus, Nadja/Barth, Cordula/Rohrmann, Albrecht/Schädler, Johannes:** Weiterentwicklung der Eingliederungshilfe durch personenzentrierte Steuerung. Erkenntnisse aus dem PerSEH-Evaluationsprojekt. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Zeitschrift Teilhabe. – Berlin: 1/2012
- Aichele, Valentin:** Die UN-Behindertenrechtskonvention und ihr Fakultativprotokoll. Ein Beitrag zur Ratifizierungsdebatte. Deutsches Institut für Menschenrechte Policy Paper 9. – Bonn; Berlin: 2008
- Aselmeier, Laurenz:** Gemeinwesenorientierung in England, Schweden und Deutschland. Community Care als Ansatz für eine Neuausrichtung in der Behindertenhilfe? In: Zeitschrift Teilhabe 3/2009
- Bach, Heinz:** Grundlagen der Sonderpädagogik – Stuttgart: 1999
- Bächthold, A.:** Normalisierungsprinzip. In: Dupuis, Gregor/Kerkhoff, Winfried et. al. (Hrsg.): Enzyklopädie der Sonderpädagogik, der Heilpädagogik und ihrer Nachbargebiete. – Berlin: 1992
- Bank-Mikkelsen, N. E./Berg, E.:** Das Dänische Verständnis von Normalisierung und seine Umsetzung in ein System von Hilfs- und Pflegediensten zur Integration. In: Vereinigung Integrationsförderung e. V. (Hrsg.): Behindernde Hilfe oder Selbstbestimmung der Behinderten – Neue Wege gemeindenaher Hilfen zum selbständigen Leben. Kongressbericht der internationalen Tagung: »Leben, Lernen, Arbeiten in der Gemeinschaft« 1. Aufl. – München: 1982
- Bielefeldt, Heiner:** Essay zum Innovationspotenzial der UN-Behindertenrechtskonvention. 3. Aufl. – Bonn; Berlin: 2009
- Brings, Norbert/Rohrmann, Eckhard:** Jüngere Behinderte in Einrichtungen der stationären Altenhilfe. In: Zeitschrift für Heilpädagogik (53) Heft 4/2002
- Bronfenbrenner, Urie:** Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente. 1. Aufl. – Stuttgart: 1981
- Buchner, Tobias/Koenig, Oliver/Schäfers, Markus:** Teilhabeforschung – Partizipative Forschung. In: Zeitschrift Teilhabe 1/2011
- Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS):** Kennzahlenvergleich der überörtlichen Träger der Sozialhilfe 2003 und 2004 – Münster: 2004

- Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS):** Kennzahlenvergleich der überörtlichen Träger der Sozialhilfe 2007 und 2008. – Münster: 2009
- Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.):** Dritter Bericht der Bundesregierung über die Lage der Behinderten und die Entwicklung der Rehabilitation. Deutscher Bundestag 12. Wahlperiode. Drucksache 12/7148: 1994
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend:** Forschungsprojekt „Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung in Einrichtungen“ Dokumentation des 1. Symposions. – München: 1995
- Bundesministerium für Gesundheit:** Pflegeversicherung. Schutz für die ganze Familie. – Berlin: 2006
- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V.:** Ein Platz in der Gesellschaft – Enthospitalisierung von Menschen mit geistiger Behinderung. 2. Aufl. – Marburg: 2001
- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.):** Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. 5. Aufl. – Marburg: 2006
- Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.):** Selbstbestimmung – Kongreßbeiträge; Dokumentation des Kongresses »Ich weiss doch selbst, was ich will!« Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung vom 27. September bis zum 1. Oktober 1994 in Duisburg. 2. Aufl. – Marburg: 1997
- Crämer, Siegmund:** Das Wohnen geistig behinderter Erwachsener – Konzeption der Lebenshilfe für geistig Behinderte e. V. Bad Dürkheim – In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Wohnen heißt zu Hause sein – Handbuch für die Praxis gemeindenahen Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung. – Marburg: 1995
- Dahme, Heinz-Jürgen und Wohlfahrt, Norbert:** Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe: alles inklusive bei niedrigen Kosten? In: Zeitschrift Teilhabe 4/2011
- Deutscher Bildungsrat:** Empfehlungen der Bildungskommission. Zur pädagogischen Förderung behinderter und von Behinderung bedrohter Kinder und Jugendlicher. Verabschiedet auf der 34. Sitzung der Bildungskommission am 12./13. Oktober 1973 in Bonn. – Bonn: 1973

- Dieckmann, Friedrich:** Wohnalltag und Kontaktchancen schwer geistig behinderter Erwachsener – Heidelberg: 2002
- Diekmann, Andreas:** Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. – Reinbek bei Hamburg: 2004
- Diekmann, Andreas:** Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. – 4. Aufl. – Reinbek bei Hamburg: 2010
- Dworschak, Wolfgang:** Lebensqualität von Menschen mit geistiger Behinderung – Theoretische Analyse, empirische Erfassung und grundlegende Aspekte qualitativer Netzwerkanalyse. – Bad Heilbrunn: 2004
- Feuser, Georg:** Behinderte Kinder und Jugendliche. Zwischen Integration und Aussonderung. – Darmstadt: 1995
- Feuser, Georg:** „Geistigbehinderte gibt es nicht“ – Projektionen und Artefakte in der Geistigbehindertenpädagogik – In: Zeitschrift: Geistige Behinderung Heft 1. 1996
- Fischer, Manfred:** Umwelt und Wohlbefinden. In: Abele, Andrea/Becker, Peter (Hrsg.): Wohlbefinden. – Theorie – Empirie – Diagnostik. – Weinheim und München: 1991
- Fleck, Ludwik:** Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. – Frankfurt am Main: 1980
- Flick, Uwe:** Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 6. Aufl. – Reinbek bei Hamburg: 2002
- Fornfeld, Barbara:** Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik – München; Basel: 2002
- Früchtel, Frank/Budde, Wolfgang:** Mit dem Zufall kooperieren: Philosophie und Methodik fallunspezifischer Arbeit. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Zeitschrift Teilhabe. – Berlin: 4/2011
- Frühauf, Theo:** „Wir entscheiden!“ – Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung – In: Hofmann, Theodor/Klingmüller, Bernhard (Hrsg.): Abhängigkeit und Autonomie – Neue Wege in der Geistigbehindertenpädagogik – Festschrift für Martin Th. Hahn zum 60. Geburtstag. – Berlin: 1994
- Fuhrer, Urs:** Die Rolle enger Bindungen und Beziehungen. In: Hurrelmann, Klaus et. al. (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. 7. Aufl. – Weinheim und Basel: 2008
- Gaida, Mareike et. al.:** Bericht der Projektgruppe ‚örtliche Teilhabeplanung‘ über die Ergebnisse der Befragungen und Erkundungen in der Kreisverwaltung Olpe. Auf dem Weg zu einer „Verwaltung für alle“ Ein Beitrag zur Entwicklung eines inklusiven Gemeinwesens. – Siegen: 2011

- Gaedt, Christian:** Die vermeidbare Entwicklung von Schwerbehindertenzentren. In: Geistige Behinderung. Fachzeitschrift der Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte. Heft 2. 1992
- Giese, Martin:** Der Inklusionsdiskurs in der Heil- und Sonderpädagogik. Ein anthropologisches Niemandsland. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 6/2011
- Giese, Thorsten/Hofmann, Christiane/Overbeck, Annegret:** Subjektive Theorien von Menschen mit geistiger Behinderung. Narrationen und Selbstbeschreibungen als Zugang zu Wirklichkeitskonstruktionen von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Zeitschrift für Heilpädagogik. Heft 5. 2002
- Gleiss, Gerlef:** Selbstbestimmtes Leben mit Assistenz zwischen Pflegeversicherung und Globalrichtlinien. In: Verein für Behindertenhilfe e. V.: Tagungsbericht. Von der Betreuung zur Assistenz? Professionelles Handeln unter der Leitlinie der Selbstbestimmung. – Hamburg: 2000
- Göbel, Susanne:** So möchte ich wohnen! Wie ich selbst bestimmen kann, daß ich mich in meinen vier Wänden wohlfühle. – Marburg: 1998
- Goffman, Erving:** Stigma – Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. – Frankfurt am Main: 1975
- Gollwitzer, Peter M./Bayer, Ute:** Selbst und Zielstreben. In: Greve, Werner (Hrsg.): Psychologie des Selbst. – Weinheim: 2000
- Gröschke, Dieter:** Normalisierung, Normalisierungsprinzip. In: Theunissen, Georg (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung – Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. – Stuttgart: 2007
- H. Rost, Detlef (Hrsg.):** Handwörterbuch Pädagogische Psychologie. 2. Aufl. – Weinheim: 2001
- Hagen, Jutta:** Zur Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung. In: Zeitschrift: Geistige Behinderung. Heft 4. 2002
- Harnack, Maïke:** Lebenslang fremdbestimmt – (k)eine Zukunftsperspektive für Menschen mit geistiger Behinderung? In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Selbstbestimmung – Kongreßbeiträge; Dokumentation des Kongresses »Ich weiss doch selbst, was ich will!« Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung vom 27. September bis zum 1. Oktober 1994 in Duisburg. 2. Aufl. – Marburg: 1997

- Hähler, Ulrich:** Gedanken zur Organisationsentwicklung unter der Leitidee der Selbstbestimmung. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Kompetent begleiten: Selbstbestimmung ermöglichen, Ausgrenzungen verhindern! – Die Weiterentwicklung des Konzepts »Vom Betreuer zum Begleiter« – Marburg: 2005
- Hähler, Ulrich:** Von der Verwahrung über die Förderung zur Selbstbestimmung. Fragmente zur geschichtlichen Entwicklung der Arbeit mit »geistig behinderten Menschen« seit 1945. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. 5. Aufl. – Marburg: 2006
- Hansmeier-Prockl, Gertrud:** Teilhabe von Menschen mit geistiger Behinderung. Empirische Studie zu Bedingungen der Teilhabe im Ambulant betreuten Wohnen in Bayern. – Kempten: 2009
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter:** Soziologie des Wohnens – Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. 2. Aufl. – Weinheim; München: 2000
- Haveman, Meindert:** Alter und Altern. In: Theunissen, Georg et. al. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik – Stuttgart: 2007
- Havenith, Hildegard/Kreisel, Michael:** Fachakademien für Heilpädagogik in Bayern im Prozess und auf dem Weg zur Inklusion. Bericht zur Fachtagung der Landesarbeitsgemeinschaft der Fachakademien für Heilpädagogik in Bayern. In: Zeitschrift Heilpädagogik. 2/2012
- Heimlich, Ulrich:** Integrative Pädagogik – Eine Einführung – Stuttgart: 2003
- Heimlich, Ulrich:** Inklusion und Sonderpädagogik. Die Bedeutung der Behindertenrechtskonvention (BRK) für die Modernisierung sonderpädagogischer Förderung. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 2/2011
- Hennies, Irina/Sasse, Matina:** Liebe, Partnerschaft, Ehe und Kinderwunsch bei Menschen mit geistiger Behinderung. In: Wüllenweber, Ernst (Hrsg.): Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung. – Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abwertung. – Stuttgart: 2004
- Hermes, Gisela/Rohrman, Eckhard (Hrsg.):** Nichts über uns – ohne uns! – Frankfurt am Main: 2006

- Hermes, Gisela:** Der Wissenschaftsansatz Disability Studies – neue Erkenntnisgewinne über Behinderung? In: Hermes, Gisela/Rohrman, Eckhard (Hrsg.): Nichts über uns – ohne uns! – Frankfurt am Main: 2006
- Hermes, Gisela:** Behinderung und Normalität. In: Schnoor, Heike (Hrsg.): Leben mit Behinderung – Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen – Stuttgart: 2007
- Hermes, Gisela:** Normalität, Schönheitsideale und Behinderung. In: Schnoor, Heike (Hrsg.): Leben mit Behinderung – Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen – Stuttgart: 2007
- Herriger, Norbert:** Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 4. Aufl. – Stuttgart: 2010
- Hinte, Wolfgang:** Sozialräume gestalten statt Sondersysteme befördern. Zur Funktion Sozialer Arbeit bei der Gestaltung einer inklusiven Infrastruktur. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Zeitschrift Teilhabe. – Berlin: 3/2011
- Hinte, Wolfgang:** Innovation oder Depression – Zum Dilemma der Diskussion um Sozialraumorientierung. Anmerkungen zum Beitrag „Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe – alles inklusive bei niedrigen Kosten?“ der Teilhabe 4/11. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Zeitschrift Teilhabe. – Berlin: 2/2012
- Hinz, Andreas:** Vom sonderpädagogischen Verständnis der Integration zum integrationspädagogischen Verständnis der Inklusion!? In: Schnell, Irmtraud/Sander, Alfred (Hrsg.): Inklusive Pädagogik. – Bad Heilbrunn:2004
- Hurrelmann, Klaus:** Sozialisation. In: Rost, Detlef H. (Hrsg): Handwörterbuch Pädagogische Psychologie. 2. Aufl. – Weinheim: 2001
- Jantzen, Wolfgang:** Sozialisation und Behinderung – Gießen: 1974
- Jantzen, Wolfgang:** Materialistische Erkenntnistheorie, Behindertenpädagogik und Didaktik. In: Demokratische Erziehung. Sonderdruck aus Heft 1/76. 1976
- Jantzen, Wolfgang:** »Es kommt darauf an, sich zu verändern...« Zur Methodologie und Praxis rehistorisierender Diagnostik und Intervention – Gießen: 2005
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz:** Konversationsanalyse. In: Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Zeitschrift Studium Linguistik. Heft 1. 1976
- Kaltenborn, Karl-Franz:** Exkurs: Behinderung im Kontext des bio-psycho-sozialen Paradigmas. Von einer Defizitperspektive zu einem mehrdimensionalen Verständnis von

- Behinderung. In: Schnoor, Heike (Hrsg.): *Leben mit Behinderung – Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen* – Stuttgart: 2007
- Klauß, Theo:** Selbstbestimmung von Menschen mit geistiger Behinderung: individuelle, interaktive und strukturelle Bedingungen. In: *Zeitschrift: Sonderpädagogik* 29. Jahrgang, Heft 2. 1999
- König, Andrea:** Zauberwort Inklusion? – Gedanken einer Förderschullehrerin. In: *Zeitschrift Heilpädagogik*. 3/2011
- Kräling, Klaus:** Wohnen heißt zu Hause sein – Gemeindeintegriertes Wohnen erwachsener Menschen mit geistiger Behinderung in Deutschland. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): *Wohnen heißt zu Hause sein* – Marburg: 1995
- Kromrey, Helmut:** *Empirische Sozialforschung*. 10. Aufl. – Opladen: 2002
- Laga, Gerd:** Methodologische und methodische Probleme bei der Befragung geistig Behinderter. In: Heinze, Rolf/Runde, Peter (Hrsg.): *Lebensbedingungen Behinderter im Sozialstaat*. – Opladen 1982
- Lamnek, Siegfried:** *Qualitative Sozialforschung*. 4. Aufl. – Weinheim; Basel: 2005
- Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV) (Hrsg.):** *Betreutes Wohnen für Menschen mit Behinderung in Hessen – Ein Baustein für ein selbstbestimmtes Leben* – Kassel: 2005
- Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV):** *Interne statistischen Daten für Betreutes Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung*. – Kassel: 2006
- Landeswohlfahrtsverband Hessen Zielgruppenmanagement „Menschen mit geistiger Behinderung“:** *Ergebnisse einer Nutzerbefragung im „Stationär Begleiteten Wohnen“ in Hessen. Wie zufrieden sind Sie?* – Kassel: 2006
- Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV):** *Ein Schlüssel zu mehr Selbstständigkeit. Erfahrungen im Betreuten Wohnen für Menschen mit Behinderung in Hessen*. – Kassel: 2008
- Landeswohlfahrtsverband Hessen (LWV):** *Ein Schlüssel zur eigenen Wohnung. Menschen erzählen aus ihrem Leben im Betreuten Wohnen. Ein Heft in leichter Sprache*. – Kassel: 2009
- Lebenshilfe Wohnstätten im Lebenshilfewerk Marburg-Biedenkopf e. V.:** *Betreutes Wohnen. Prospekt* 2006.
- Lindmeier, Bettina/Lindmeier, Christian:** *Supported living – Ein neues Konzept des Wohnens und Lebens in der Gemeinde für Menschen mit (geistiger) Behinderung*. In: *Zeitschrift: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft* Nr. 3/4/2001
- Lueger, Manfred:** *Grundlagen qualitativer Feldforschung*. – Wien: 2000

- Luhmann, Niklas:** Einführung in die Systemtheorie. 5. Aufl. hrsg. v. Bäcker, Dirk. – Heidelberg: 2009
- Lutz, Petra/Macho, Thomas/Staupe, Gisela/Zirten, Heike:** Der [Im-]Perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung. – Bonn: 2003
- Maslow, Abraham H.:** Motivation und Persönlichkeit. – Olten und Freiburg im Breisgau: 1977
- Mattke, Ulrike:** Das Selbstverständliche ist nicht selbstverständlich. – Frage- und Problemstellungen zur Sexualität geistig behinderter Menschen. In: Wüllenweber, Ernst (Hrsg.): Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung. – Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abwertung. – Stuttgart: 2004
- Mattke, Ulrike:** „Wir wissen, was für dich gut ist!“ Soziale Abhängigkeit und Fremdbestimmung bei Menschen mit geistiger Behinderung. In: Wüllenweber, Ernst (Hrsg.): Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung. – Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abwertung. – Stuttgart: 2004
- Mattner, Dieter:** Behinderte Menschen in der Gesellschaft: Zwischen Ausgrenzung und Integration – Stuttgart; Berlin; Köln: 2000
- Mayring, Philipp:** Einführung in die qualitative Sozialforschung. 5. Aufl. – Weinheim und Basel: 2002
- Metzler, Heidrum/Meyer, Thomas/Rauscher, Christine/ Schäfers, Markus/ Wansing, Gudrun:** Begleitung und Auswertung der Erprobung trägerübergreifender Persönlicher Budgets. Abschlussbericht. Wissenschaftliche Begleitforschung zur Umsetzung des Neunten Buches Sozialgesetzbuch (SGB IX) – Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen. (Wissenschaftliche Begleitforschung der Modellprojekte „Trägerübergreifendes Persönliches Budget.“ Bundesministerium für Arbeit und Soziales. (BMAS): 2007
- Miles-Paul, Ottmar:** Wir sind nicht mehr aufzuhalten. – Behinderte auf dem Weg zur Selbstbestimmung; Beratung von Behinderten durch Behinderte; Peer Support; Vergleich zwischen den USA und der BRD – München: 1992
- Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.):** Behinderte Menschen in Nordrhein-Westfalen: Wissenschaftliches Gutachten zur Lebenssituation von behinderten Menschen und zur Behindertenpolitik in NRW – Düsseldorf: 1993
- Naue, Ursula:** Disability Studies und Menschen mit Lernschwierigkeiten. Inklusion in Wissenschaft und Forschung. In: Zeitschrift Teilhabe – Marburg: 3/2011

- Netzwerk People First Deutschland e. V. (Hrsg.):** Wörterbuch für leichte Sprache. 5. Aufl. – Kassel: 2004
- Niehoff, Ulrich/Gromann, Petra:** Schöner Wohnen. Eine Bewohner(innen)-Befragung. Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.) – Marburg: 2003
- Niehoff, Ulrich/Schablon, Kai-Uwe:** Selbstbestimmung und Teilhabe: Welches Rüstzeug brauchen professionelle Unterstützer? In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Kompetent begleiten: Selbstbestimmung ermöglichen, Ausgrenzungen verhindern! – Die Weiterentwicklung des Konzepts »Vom Betreuer zum Begleiter« – Marburg: 2005
- Niehoff, Ulrich:** Grundbegriffe selbstbestimmten Lebens. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung – Marburg: 2006
- Niehoff, Ulrich:** Von Pflege- und Behandlungsplänen zu individuellen Zukunftsplanungen. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. 5. Aufl. – Marburg: 2006
- Niehoff, Ulrich:** Partizipation. In: Theunissen, Georg et. al. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik – Stuttgart: 2007
- Nirje, Bengt:** Das Normalisierungsprinzip – 25 Jahre danach. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete. 1994
- Ochel, Friedhelm:** Fünf Thesen zum selbstbestimmten Leben. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Selbstbestimmung: Kongressbeiträge »Ich weiss doch selbst, was ich will« Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung vom 27. September bis zum 1. Oktober 1994 in Duisburg. 2. Aufl. – Marburg: 1997
- Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hrsg.):** Entwicklungspsychologie. 6 Aufl. – München: 2008
- Opaschowski, Horst W.:** Pädagogik und Didaktik der Freizeit. – Opladen: 1987
- Opaschowski, Horst W.:** Pädagogik der freien Lebenszeit. 3. Aufl. – Opladen: 1996
- Osbahr, Stefan:** Selbstbestimmtes Leben von Menschen mit einer geistigen Behinderung – Beitrag zu einer systemtheoretisch-konstruktivistischen Sonderpädagogik – Luzern: 2003

- Ratz, Christoph/Dworschak, Wolfgang/Gross, Peter:** Hilfebedarf im Ambulant Betreuten Wohnen (HAWO). Ein Vergleich von H.M.B. – W. und ICF-BEST. Abschlussbericht HAWO. – Uni. Würzburg: 2012
- Rock, Kerstin:** Sonderpädagogische Professionalität unter der Leitidee der Selbstbestimmung. – Bad Heilbrunn/Obb.: 2001
- Rohrmann, Albrecht:** Was ist örtliche Teilhabeplanung? In: Zeitschrift Impulse. 50/2009
- Rohrmann, Eckhard:** Wohnen im Stadtteil erfordert mehr als eine Wohnung. In: Wacker, E. et. al. (Hrsg.): Teilhabe – Wir wollen mehr als nur dabei sein – Marburg: 2005
- Rohrmann, Eckhard:** Exkurs: Die gesellschaftliche Konstruktion von Normalität und Anders-Sein. In: Schnoor, Heike (Hrsg.): Leben mit Behinderung – Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen – Stuttgart: 2007
- Rohrmann, Eckhard:** Leben und Wohnen mit Behinderungen. In: Schnoor, Heike (Hrsg.): Leben mit Behinderung – Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen – Stuttgart: 2007
- Sack, Rudi:** Persönliches Budget als Chance? Euro und Cent für ein selbstbestimmtes Leben. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Kompetent begleiten: Selbstbestimmung ermöglichen, Ausgrenzungen verhindern! – Die Weiterentwicklung des Konzepts »Vom Betreuer zum Begleiter« – Marburg: 2005
- Sack, Rudi:** Normalisierung der Beziehungen – Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Begleiter. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. 5. Aufl. – Marburg: 2006
- Sander, Alfred:** Behinderungsbegriffe und ihre Integrationsrelevanz. In: Eberwein, Hans (Hrsg.): Integrationspädagogik. 6. Aufl. – Weinheim und Basel: 2002
- Schlebrowski, Dorothee/Schäfers, Markus/Wansing, Gudrun:** Abschlussbericht der Technischen Universität Dortmund zum Forschungsprojekt. PerLe 3. Persönliches Budget im Leistungsmix – Neues Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung zwischen stationärem Setting, ambulanten Leistungen und informellen Hilfen. – Dortmund: 2009.
- Schmidt-Denter, Ulrich:** Soziale Beziehungen im Lebenslauf. 4. Aufl. – Weinheim; Basel: 2005
- Schmidt, Matthias/Dworschak, Wolfgang:** Inklusion und Teilhabe. Gleichbedeutende oder unterschiedliche Leitbegriffe in der Sonder- und Heilpädagogik? In: Zeitschrift für Heilpädagogik 7/2011

- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke:** Methoden der empirischen Sozialforschung. 7. Aufl. – München: 2005
- Schnoor, Heike (Hrsg.):** Leben mit Behinderungen – Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen – Stuttgart: 2007
- Schöler, Jutta:** Nichtaussonderung von „Kindern und Jugendlichen mit besonderen pädagogischen Bedürfnissen.“ In: Eberwein, Hans (Hrsg.): Integrationspädagogik. 5. Aufl. – Weinheim; Basel: 1999
- Schöler, Jutta:** Kinder und Jugendliche mit besonderen pädagogischen Bedürfnissen. Auf der Suche nach neuen Begriffen. In: Eberwein, Hans (Hrsg.): Integrationspädagogik. 6. Aufl. – Weinheim; Basel: 2002
- Schuppener, Saskia:** Identität, Selbstbild, Selbstkonzept. In: Theunissen, Georg et. al. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik – Stuttgart: 2007
- Schwarte, Norbert/Oberste-Ufer, Ralf:** LEWO II. Lebensqualität in Wohnstätten für erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung. Ein Instrument für fachliches Qualitätsmanagement. Ein Handbuch der Bundesvereinigung Lebenshilfe. Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit Geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.). 2. überarb. u. erweitert. Aufl. – Marburg: 2001
- Seifert, Monika:** Über 1000 Menschen mit geistiger Behinderung fehlplaziert ... Ergebnisse einer Studie zur Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung in Berlin. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Wohnen heißt zu Hause sein – Handbuch für die Praxis gemeindenahen Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung. – Marburg: 1995
- Seifert, Monika:** Lebensqualität und Wohnen bei schwerer geistiger Behinderung – Theorie und Praxis – Reutlingen: 1997
- Seifert, Monika:** Wohnalltag von Erwachsenen mit schwerer geistiger Behinderung. Eine Studie zur Lebensqualität. 2. Aufl. – Reutlingen: 2002
- Seifert, Monika:** Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe – qualitativer Fortschritt oder Sparmodell? In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Zeitschrift Teilhabe. – Berlin: 4/2011
- Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen Referat III B (Hrsg.):** Behindertenbericht 2000 – Berlin: 2001
- Senckel, Barbara:** Mit geistig Behinderten leben und arbeiten. 6. Aufl. – München: 2002

Sozialgesetzbuch. 34. Aufl. – München: 2007

Speck, Otto: Geistige Behinderung und Erziehung – München; Basel: 1980

Speck, Otto: Die Bedeutung des Wohnens für den geistig behinderten Menschen aus philosophisch-anthropologischer Sicht. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): *Humanes Wohnen – seine Bedeutung für das Leben geistig behinderter Erwachsener. Bericht der 10. Studientagung der Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte e. V. – 2. Aufl.* Marburg: 1987

Speck, Otto: Autonomie als Selbstregulierung und Selbstbindung an moralische Werte. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): *Selbstbestimmung – Kongreßbeiträge; Dokumentation des Kongresses »Ich weiss doch selbst, was ich will!« Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung vom 27. September bis zum 1. Oktober 1994 in Duisburg.* 2. Aufl. – Marburg: 1997

Speck, Otto: Wohnen als Wert für ein menschenwürdiges Dasein. In: Hahn, Martin et. al. (Hrsg.): *Wohlbefinden und Wohnen von Menschen mit schwerer geistiger Behinderung.* – Reutlingen: 1998

Speck, Otto: Autonomie und Gemeinsinn – Zur Fehldeutung und Bedrohung von Selbstbestimmung in der Arbeit mit geistig behinderten Menschen. In: Theunissen, Georg (Hrsg.): *Verhaltensauffälligkeiten – Ausdruck von Selbstbestimmung? – Wegweisende Impulse für die heilpädagogische, therapeutische und alltägliche Arbeit mit geistig behinderten Menschen.* 2. Aufl. – Bad Heilbrunn: 2001

Spectrum e. V.: Was wir wollen – gemeinschaftlich selbstbestimmt leben und arbeiten. – Marburg: 2006

Spiegel, Anja: Freizeit. In: Weinwurm-Krause et. al. (Hrsg.): *Autonomie im Heim. Auswirkungen des Heimalltages auf die Selbstverwirklichung von Menschen mit Behinderung* – Heidelberg: 1999

Stark, Wolfgang: Die Menschen stärken. Empowerment als eine neue Sicht auf klassische Themen von Sozialpolitik und sozialer Arbeit. In: *Blätter der Wohlfahrtspflege. Deutsche Zeitschrift für Sozialarbeit:* 1993

Stöppler, Reinhilde: »Mobil dabei sein«: Partizipation und Selbstbestimmung durch Mobilität – In: Wacker, E. et. al. (Hrsg.): *Teilhabe – Wir wollen mehr als nur dabei sein* – Marburg: 2005

Suhrweier, Horst: Geistige Behinderung: Psychologie, Pädagogik, Therapie – Neuwied; Berlin: 1999

- Thesing, Theodor:** Betreute Wohngruppen und Wohngemeinschaften für Menschen mit einer geistigen Behinderung – Freiburg: 1990
- Theunissen, Georg:** Die Independent Living Bewegung – Empowerment-Bewegungen machen mobil (I) In: Zeitschrift: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft Nr. 3/4/2001
- Theunissen, Georg/Plaute, Wolfgang:** Empowerment und Heilpädagogik. Ein Lehrbuch. Freiburg im Breisgau: 1995
- Theunissen, Georg:** Begleitung ohne Engagement genügt nicht – assistierende Hilfen im Lichte von Empowerment. In: Theunissen, Georg (Hrsg.): Verhaltensauffälligkeiten – Ausdruck von Selbstbestimmung? Wegweisende Impulse für die heilpädagogische, therapeutische und alltägliche Arbeit mit geistig behinderten Menschen. 2. Aufl. – Bad Heilbrunn: 2001¹
- Theunissen, Georg:** Die Independent Living Bewegung. Empowerment-Bewegungen machen mobil (I) In: Zeitschrift Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 3/4/2001²
- Theunissen, Georg/Plaute, Wolfgang:** Handbuch Empowerment und Heilpädagogik – Freiburg: 2002
- Theunissen, Georg et. al. (Hrsg.):** Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik – Stuttgart: 2007
- Theunissen, Georg:** Empowerment und Inklusion behinderter Menschen – Eine Einführung in Heilpädagogik und Soziale Arbeit. 2. Aufl. – Freiburg: 2009
- Thimm, Walter et al. (Hrsg.):** Ein Leben so normal wie möglich führen.... Zum Normalisierungskonzept in der Bundesrepublik Deutschland und in Dänemark. Empirische Untersuchungen zum Normalisierungskonzept. Große Schriftenreihe Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte: Bd. 11. – Marburg: 1985
- Thimm, Walter:** Leben in Nachbarschaften – Freiburg: 1994
- Thimm, Walter:** Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts. In: Thimm, Walter (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts – Marburg: 2005
- Thimm, Walter et. al.:** Das Normalisierungsprinzip – Vorüberlegungen für pädagogische und sozialpolitische Konsequenzen (1985). In: Thimm, Walter (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts – Marburg: 2005

- Tippelt, Rudolf/Schmidt, Bernhard (Hrsg.):** Handbuch Bildungsforschung. 2. Aufl. – Wiesbaden: 2009
- Ulrich, Niehoff:** Partizipation. In: Theunissen et. al. (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Stuttgart: 2007
- Urban, Wolfgang:** Anforderungen an ein System ambulanter Hilfen. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Selbstbestimmung – Kongreßbeiträge; Dokumentation des Kongresses »Ich weiss doch selbst, was ich will!« Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung vom 27. September bis zum 1. Oktober 1994 in Duisburg. 2. Aufl. – Marburg: 1997
- Urban, Wolfgang et. al. (Hrsg.):** Leben auf eigene Gefahr. – München: 1995
- Urban, Wolfgang:** Ambulante Hilfen zum selbständigen Wohnen für geistig behinderte Erwachsene. In: Zeitschrift „Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft“ 1/1997.
- Verein zur Förderung der Integration Behinderter e. V. (Fib. e. V.):** Ambulante Dienste für Menschen mit Behinderung. – Marburg: 1999
- Wacker, E. et. al. (Hrsg.):** Teilhabe – Wir wollen mehr als nur dabei sein – Marburg: 2005
- Wacker, Elisabeth:** Behindertenpolitik, Behindertenarbeit. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. 4. Aufl. – München:2011
- Wahrig:** Deutsches Wörterbuch. 6. Aufl. – Gütersloh: 1997
- Waldschmidt, Anne:** Selbstbestimmung als behindertenpolitisches Paradigma – Perspektiven der Disability Studies. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. – Bonn: B 8/2003
- Walter, Joachim/Hoyler-Herrmann, Annerose:** Erwachsensein und Sexualität in der Lebenswirklichkeit geistig behinderter Menschen. Biografische Interviews. Gesellschaft für Sexualerziehung und Sexualmedizin Baden-Württemberg e. V. Bd. 3. – Heidelberg: 1987
- Walter, Joachim:** Sexualität und geistige Behinderung. Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Selbstbestimmung – Kongreßbeiträge; Dokumentation des Kongresses »Ich weiss doch selbst, was ich will!« Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung vom 27. September bis zum 1. Oktober 1994 in Duisburg. 2. Aufl. – Marburg: 1997
- Walther, Helmut:** Selbstverantwortung – Selbstbestimmung – Selbstständigkeit – Bausteine für eine veränderte Sichtweise von Menschen mit einer Behinderung. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung – Marburg: 2006

- Wansing, Gudrun:** Die Gleichzeitigkeit des gesellschaftlichen »Drinnen« und »Draußen« von Menschen mit Behinderung – oder: zur Paradoxie rehabilitativer Leistungen. In: Wacker, E. et. al. (Hrsg.): Teilhabe – Wir wollen mehr als nur dabei sein – Marburg: 2005
- Wasel, Wolfgang:** Inklusion – Eine strategische Herausforderung für Sozialunternehmen. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.): Zeitschrift Teilhabe. – Berlin: 2/2012
- Weidenmann, Bernd/Krapp, Andreas (Hrsg.):** Pädagogische Psychologie. 5. Aufl. – Weinheim, Basel: 2006
- Wendeler, Jürgen:** Geistige Behinderung: pädagogische und psychologische Aufgaben – Weinheim; Basel: 1993
- Windisch, Mathias/Miles-Paul, Ottmar (Hrsg.):** Selbstbestimmung Behinderter – Kassel: 1991
- Wocken, Hans:** Integration & Inklusion. Ein Versuch die Integration vor der Abwertung und die Inklusion vor Träumereien zu bewahren. In: Stein, Anne-Dore/Krach, Stefanie/Niediek, Imke (Hrsg.): Integration und Inklusion auf dem Weg ins Gemeinwesen. Möglichkeitsräume und Perspektiven. – Bad Heilbrunn: 2010
- Wolfensberger, Wolf:** The principle of normalization in human services. – Toronto: 1972
- Wolfensberger, Wolf:** Die Entwicklung des Normalisierungsgedankens in den USA und Kanada. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte e. V. (Hrsg.): Normalisierung – eine Chance für Menschen mit geistiger Behinderung. Bericht des Ersten Europäischen Kongresses der Internationalen Liga von Vereinigungen für Menschen mit geistiger Behinderung. – Marburg: 1986
- Wolfensberger, Wolf:** Die Entwicklung des Normalisierungsgedankens in den USA und Kanada (1986). In: Thimm, Walter (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts. – Marburg: 2005

Internetquellen:

- Allianz der deutschen Nichtregierungsorganisationen zur UN-Behindertenrechtskonvention (BRK-ALLIANZ) (Hrsg.):** Für Selbstbestimmung, gleiche Rechte, Barrierefreiheit, Inklusion! Erster Bericht der Zivilgesellschaft zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland. – Berlin: 2013. Am 24.05.2013. http://www.weibernetz.de/Parallelbericht_FINAL.pdf
- Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation (BAR) e. V.:** Handlungsempfehlungen. „Trägerübergreifende Aspekte bei der Ausführung von Leistungen durch ein Persönliches Budget“ vom 1. April 2009. – Frankfurt am Main: 2009. Am 22.10.2010. http://www.bar-frankfurt.de/upload/Gesamt-PDF-Internet_821.pdf
- Bundesarbeitsgemeinschaft Werkstätten für behinderte Menschen (BAG WfbM) e. V.:** Persönliches Budget. Möglichkeiten und Grenzen nach der Neufassung des § 17 SGB IX. Am 16.10.2010. <http://www.bagwfbm.de/article/120>
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS):** Trägerübergreifendes Persönliches Budget. Wissenschaftliche Begleitforschung zur Umsetzung des Neunten Buches Sozialgesetzbuch (SGB IX) – Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen. Begleitung und Auswertung der Erprobung trägerübergreifender Persönlicher Budgets. Abschlussbericht. 2007. Am 22.10.2010. http://www.budget.bmas.de/MarktplatzPB/SharedDocs/Publikationen/DE/begleitung_auswertung_erprobung_traeger%C3%BCbergreifenders_persoennesliches_budget.pdf?__blob=publicationFile
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS):** Teilhabe behinderter Menschen. Soziale Sicherung. Persönliches Budget Rechtsanspruch ab 1. Januar 2008. 2007b. Am 10.10.2010. http://www.bmas.de/portal/9266/persoennesliches_budget.html
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) Referat Information, Publikation, Redaktion:** Das (trägerübergreifende) Persönliche Budget. (Normale Sprache) – Bonn: 2008. Am 22.10.2010. http://www.budget.bmas.de/MarktplatzPB/SharedDocs/Publikationen/DE/broschuere_persoennesliches_budget.pdf?__blob=publicationFile
- Bundesvereinigung Lebenshilfe e. V.:** Aufgaben und Ziele der Lebenshilfe. Am 10.03.2011. http://www.lebenshilfe.de/wDeutsch/ueber_uns/aufgaben-und-ziel/index.php
- Fib. e. V.:** Stammtisch der Kundschaft im Unterstützten Wohnen. Am 21.08.2009. <http://www.fib-ev-marburg.de/steuerdatei.html>

- Fib. e. V.:** Die Interessensvertretung der KundInnen im Unterstützten Wohnen. Am 20.10.2009. <http://www.fib-ev-marburg.de/steuerdatei.html>
- Fib. e. V.:** Der Verein. Vorstellung. Am 20.11.2010. <http://www.fib-ev-marburg.de/steuerdatei.html>
- Fib. e. V.:** Arbeitsbereiche. Am 20.11.2010. <http://www.fib-ev-marburg.de/steuerdatei.html>
- Fib. e. V.:** Statistiken. Am 20.11.2010. <http://www.fib-ev-marburg.de/steuerdatei.html>
- Gaedt, Christian:** Normalisierung und Integration als orientierende Begriffe bei der Reform von Einrichtungen für geistig Behinderte. Vortrag, Ludwig Boltzmann-Institut für Medizinsoziologie in Wien. Manuskript: 1982. Aus Internet am 16.01.2012. www2.initiative-bs.de/doc/NB2_2.doc
- Gaedt, Christian:** Grenzen der Normalisierung. Vortrag: „Orte zum Leben? Realitäten, Tendenzen und Utopien zur Betreuung geistig behinderter Menschen“ in Tübingen Universität. Manuskript: 1984. Aus Internet am 16.01.2012. www2.initiative-bs.de/doc/NB2_6.doc
- Gusset-Bährer, Sinikka:** „Dass man das weiterträgt, was älteren Menschen mit geistiger Behinderung wichtig ist.“ Ältere Menschen mit geistiger Behinderung im Übergang in den Ruhestand. Diss. Heidelberg: 2002. Am 03.02.2011. <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/volltexte/2004/4837/>
- Hessischer Landtag 16. Wahlperiode Drucksache 16/1994 am 04.08.2004:** Kleine Anfrage der Abg. Fuhrmann (SPD) vom 03.03.2004 betreffend vorhandene Wohnplätze für Behinderte in Hessen und Antwort der Sozialministerin. http://www.forsea.de/projekte/2004_marsch/marsch_h_hessen_heim.pdf am 08.07.2007.
- Hinte, Wolfgang:** Sozialraumorientierung – auch ein Konzept für die Behindertenhilfe? Fachtagung. – 2011 aus Internet. www.jamos.de/pr/documents/ReferatHinte.pdf. am 17.08.2012.
- Klauß, Theo:** Inklusion – ein Menschenrecht für alle. „Inklusion“ Bridge 29. 2009 aus Internet. http://www.ph-heidelberg.de/fileadmin/user_upload/wp/klauss/Inklusion_Menschenrecht_Bridge.pdf am 03.08.2012.
- Lebenshilfe:** 50 Jahre Lebenshilfe. Am 20.11.2010. http://www.lebenshilfe.de/50_jahre_lebenshilfe/index.php
- Lebenshilfswerk Marburg-Biedenkopf e. V.:** Struktur. Am 20.11.2010.

<http://www.lebenshilfewerk.net/26-0-struktur-des-lebenshilfewerk-marburg-biedenkopf-e-v-.html>

Lebenshilfewerk Marburg-Biedenkopf e. V.: Chronik. Am 20.11.2010.

<http://www.lebenshilfewerk.net/38-0-die-80er-jahre.html>

Lindmeier, Christian: Ein Weg zur Selbstbestimmung – >Supported living<. Am 24.07.2008. http://www.forsea.de/projekte/2004_marsch/Lindmeier.pdf

Theunissen, Georg: Brauchen wir stationäre Sonder-Welten? Am 24.07.2008.

http://www.cbp.caritas.de/aspe_shared/form/show_formfile.asp?typ=publikationen&area=efvkelg&file_id=164615

United Nations Treaty Collection

http://treaties.un.org/Pages/ViewDetails.aspx?src=TREATY&mtdsg_no=IV-15&chapter=4&lang=en#EndDec am 11.08.2012

UN-Menschenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung. Zwischen Deutschland, Liechtenstein, Österreich und der Schweiz abgestimmte Übersetzung.

http://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/PDF-Dateien/Pakte_Konventionen/CRPD_behindertenrechtskonvention/crpd_de.pdf

UN-Menschenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Schattenübersetzung des Netzwerk Artikel 3 e. V. Korrigierte Fassung der zwischen Deutschland, Liechtenstein, Österreich und der Schweiz abgestimmten Übersetzung.

<http://www.institut-fuer-menschenrechte.de/de/menschenrechtsinstrumente/vereinte-nationen/menschenrechtsabkommen/behindertenrechtskonvention-crpd.html#c1945>

am 10.08.2012

9.2 Tabellen

Tabelle 1: Entwicklung des Verhältnisses der Leistungsberechtigten im stationär und ambulant betreuten Wohnen für Träger mit vollständigen Angaben von 2001 bis 2008 (Nur Leistungen für Erwachsene, ohne Kinder/Jugendliche)

Tabelle 2: Vereinbarte Plätze im betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung und Fallzahl in Hessen 2002 bis 2005

Tabelle 3: Vergleich der Fallzahl von Menschen mit geistiger Behinderung im Jahr 2004 und 2008 in Hessen

Tabelle 4: Alter und Geschlecht der KlientInnen im betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung

Tabelle 5: Die Aufenthaltszeit der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen

Tabelle 6: Wohnart der Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen

Tabelle 7: Drei Handlungsebenen und zwei Dimensionen nach Wolfensberger

Tabelle 8: Inhaltliche Ausrichtung verschiedener Formen des Inklusionsbegriffs in der Entwicklung des Schulsystems im Vergleich

Tabelle 9: Vergleich integrativer und inklusiver Bildungsangebote als Konzept

Tabelle 10: Merkmale des selbstbestimmten Lebens für Menschen mit geistiger Behinderung mit zugeordneten Kompetenzen auf drei Ebenen

Tabelle 11: Die Übersicht über die Betroffenen

Tabelle 12: Die Übersicht über die Dienstleistungsträger

Tabelle 13: Begriffsbestimmung qualitativ orientierter Interviewformen

Tabelle 14: Darstellung der verschiedenen Beobachtungsformen

Tabelle 15: Kommentierungstechnik durch Sonderzeichen

Tabelle 16: Die individuellen Bedürfnisse in der Freizeit

Tabelle 17: Überblick über alleintätige Freizeitgestaltung

Tabelle 18: Die organisierten Freizeitangebote von Vereinen und Institutionen

Tabelle 19: Überblick über die sozialen Beziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen

Tabelle 20: Von der Verwahrung über die Förderung zur Selbstbestimmung

Tabelle 21: Tätigkeit der Begleitung

9.3 Abbildungen

Abbildung 1: Wohnformen für Erwachsene mit geistiger Behinderung im Überblick

Abbildung 2: Diagramm zum Alter der KlientInnen des LWV zwischen 2000 bis 2004

Abbildung 3: Aktionen zur Aufwertung der sozialen Rolle eines behinderten Menschen

Abbildung 4: Perspektiven der Normalisierung

Abbildung 5: Die repräsentative Kompetenz des selbstbestimmten Lebens für Menschen mit geistiger Behinderung

Abbildung 6: Das Verfahren bei der Wohnungssuche

Abbildung 7: Finanzielle Grundlage vom betreuten Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung

Abbildung 8: Die Leistungsbeziehungen der beiden finanziellen Leistungsformen

Abbildung 9: Die alleintätige Freizeitgestaltung

Abbildung 10: Grundelemente für spontane und autonome Freizeitaktivität

Abbildung 11: Quellen der sozialen Beziehungen zu Menschen mit Behinderung

Abbildung 12: Schulbildungssituation der Betroffenen

Abbildung 13: Die Situation der Arbeitsstelle von Menschen mit geistiger Behinderung

Abbildung 14: Soziale Beziehungen in Wohngemeinschaft

Abbildung 15: Soziale Beziehungen durch Partnerschaft

Abbildung 16: Verhältnis Mensch und Gesellschaft

Abbildung 17: Die drei Aufgabenbereiche im dialogischen Verhältnis

Abbildung 18: Die drei Aufgabenbereiche im paternalistischen Verhältnis

Abbildung 19: Institutionelle Schlüsselqualifikationen für die Partizipationsförderung

Abbildung 20: Über 51-Jährige von Menschen mit geistiger Behinderung im betreuten Wohnen in Hessen

Abbildung 21: Probleme aufgrund eines fixierten Verhältnisses zu den Dienstleistungsträgern

Abbildung 22: Komplexe Dimensionen von Selbstbestimmung

9.4 Abkürzungsverzeichnis

BAGüS: Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe

BMFSFJ: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

ICIDH: International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps

ICF: International Classification of Functioning, Disability and Health

KV: Kundschaftsvertretung

LWV: Landeswohlfahrtsverband

WfB: Werkstatt für Behinderte

WHO: Weltgesundheitsorganisation

10 Anhang

Informationsblatt sowie Fragebogen

Name

Marburg. dd.mm.JJJJ.

Adresse

Telefonnummer

An alle BetreuerInnen/KundInnen
im betreuten/unterstützten Wohnen bei ()

Sehr geehrte BetreuerInnen/KundIn im betreuten/unterstützten Wohnen bei ()

Ich möchte mich zuerst kurz vorstellen.

Wer bin ich? Mein Name ist Park Jaewoo. Ich habe an der Universität Marburg Pädagogik studiert und schreibe jetzt eine Doktorarbeit.

Der Arbeitstitel ist zurzeit „Selbstbestimmtes Leben für Menschen mit geistiger Behinderung im Betreuten Wohnen.“

In der Arbeit geht es um Menschen mit geistiger Behinderung.

Ziel dieser Arbeit ist es, die Wohnform (Betreutes oder unterstütztes Wohnen) weiter zu unterstützen und zu entwickeln.

Zum Beispiel:

- Orientierung an den Bedürfnissen der KundInnen.
- Unterstützung für ein selbstbestimmtes Leben von Menschen mit geistiger Behinderung.

Bitte um Hilfe Ein wichtiger Teil der Arbeit ist die Beschreibung Ihrer wirklichen Situation und Ihrer Meinungen.

Ohne Ihre Aussage weiß man nicht, wie Sie in dieser Wohnform zufrieden sind, was für Sie wichtig ist und was verändert werden soll.

Daher brauche ich Ihre Hilfe. Ich möchte mit Ihnen sprechen und zuhören (Interview), was Sie sagen möchten.

Datenschutz Natürlich werden Ihr Name und Ihre Adresse nicht bekannt gegeben.

Das heißt, man weiß nicht, wer Sie sind und wer darüber spricht. Ihre Daten werden geschützt.

Zeitraum Das Interview ist für den Herbst vorgesehen und wird etwa eine oder bis zu zwei Stunden dauern.

**Einwilligung
der BetreuerInnen/KundInnen für Interview**

Ich habe die Erklärung zur Forschung gelesen und bin mit der Beantwortung des kurzen Fragebogens sowie mit der Durchführung des Interviews einverstanden.

Unterschrift: _____

Kurzer Fragebogen

Name und Vorname: _____

Geschlecht: männlich () weiblich ()

Alter: _____

Behinderungsart: _____

Adresse und Telefon: _____

Zeitraum
des Aufenthaltes im unterstützten Wohnen: _____

Frühere Wohnform: _____

Der Leitfaden für das problemzentrierte Interview mit den Betroffenen

Vorstellung

Über mich, Dank für Unterstützung, Bereitschaft

I. Biografie

1. Können Sie sich vorstellen? (Geschlecht, Name, Alter)
 1. 1. Haben Sie Familie?
 1. 2. Wo wohnt die Familie jetzt?
 1. 3. Treffen Sie Ihre Familie immer noch? (Wie oft?)
2. Haben Sie einen Schulabschluss?
 2. 1. In welcher Schule waren Sie?
 2. 2. Hatten Sie FreundInnen in der Schulzeit?
 2. 3. Treffen Sie Ihre FreundInnen immer noch? (Wie oft?)
3. Haben Sie eine Arbeit?
 3. 1. Wo arbeiten Sie?
 3. 2. Fühlen Sie wohl, wenn Sie mit Ihren ArbeitskollegInnen zusammen sind?
 3. 3. Treffen Sie Ihre ArbeitskollegInnen nach der Arbeit? (Wie oft?)
4. Kommen Sie nach der Arbeit mit dem Bus nach Hause?
 4. 1. Von wem werden Sie abgeholt?
 4. 2. Wurden Sie schon von Ihren KollegInnen eingeladen od. besucht?

II. Wohnung

5. Seit wann wohnen Sie in dieser Wohnung? (Wie lange?)
 5. 1. Wo haben Sie früher gewohnt?
 5. 2. Welche Wohnform und welche Einrichtung?
 5. 3. Können Sie erzählen, wie Sie da gewohnt hatten?
 5. 4. Welche Wohnform gefällt Ihnen (Wohlfühlen, spannend)? → Warum?
 5. 5. Was ist schön/gut/angenehm oder schlecht/nicht angenehm in dieser Wohnform (Beispiel)?
6. Wie haben Sie diese Wohnung gefunden?
 6. 1. Als Sie entschieden haben, hierher umzuziehen, hatten Sie auch verschiedene Wohnungen gesehen?
 6. 2. Warum haben Sie sich für diese Wohnung entschieden?
 6. 3. Wohnen Sie gern hier u. sind zufrieden?

7. Warum sind Sie bei diesem Verein/Einrichtung?

7. 1. Wie haben Sie sich entschieden, den Verein auszuwählen?

7. 2. Warum haben Sie gewechselt?

8. Zusammenleben

8. 1. Wohnen Sie allein, oder wohnen Sie mit jemandem zusammen?

8. 2. Mit wie vielen Personen wohnen Sie zusammen?

8. 3. Verstehen Sie sich untereinander gut?

8. 4. Wie entscheiden Sie sich für Ihre MitbewohnerInnen? Können Sie die Mitbewohnerschaft auswählen?

8. 5. Haben Sie Regeln für das Zusammenleben? (wenn ja – gefällt?)

8. 6. Warum wollen Sie zusammenleben?

9. Wohnungsvorstellung

III. Infrastruktur/Umgebung

10. Haben Sie in der Nähe (Post, Arzt, Kneipe, Einkaufsmöglichkeit)?

11. Gehen Sie allein einkaufen/usw.? → Wie machen Sie?

12. Können Sie öffentliche Verkehrsmittel benutzen? Wie machen Sie das?

13. Wie zufrieden sind Sie mit der Umgebung Ihrer Wohnung?

IV. Wohnen

14. Wer hat diese Wohnung (Möbel oder TV usw.) eingerichtet?

14. 1. Wer hat dieses (Möbel...) gekauft? → Transport

(Was ist für die Betroffenen wichtige Sache od. auffällig (z.B: Audio)

14. 2. Wer hat noch die Wohnungsschlüssel außer Ihnen? → Warum?

14. 3. Welche Farbe mögen Sie? (Identität in Wohnung vorhanden?)

15. Wie machen Sie Alltagstätigkeiten? (z.B. Kochen/Putzen/Waschen..)

16. Was kaufen Sie mit dem Geld?

16. 1. Können Sie mit Geld gut umgehen, rechnen?

16. 1. 1. Wann haben Sie das gelernt?

16. 1. 2. Wer hilft Ihnen beim Einkaufen?

16. 1. 3. Entscheiden Sie selbst, wofür Sie Geld ausgeben?

16. 1. 4. Mit wem sprechen Sie über das Geld?

16. 1. 5. Bekommen Sie das Geld von jemandem?/Wer bestimmt über Ihr Geld?

17. Wo und wie brauchen Sie die Hilfe von anderen? (z.B. Essen, Geld..)

- 17. 1. Dann wie machen Sie das? (Beispiel nennen!)
- 17. 2. Wenn Sie nicht selbst bestimmen, wie fühlen Sie sich?
- 18. Können Sie Ihren Tagesablauf erzählen? (im Alltag/Wochenende/Ferien)
 - 18. 1. Wer plant Ihren Tagesablauf?
 - 18. 2. Können Sie selber über Ihren Tagesablauf/Plan entscheiden?

V. Soziale Beziehungen

- 19. Haben Sie regelmäßige Tätigkeiten/Gemeinde/Hobby? (Was machen Sie gerne in der Freizeit? Welche/Wie oft?)
 - 19. 1. Wie machen Sie die Verbindung zur Freizeit/Tätigkeit? (z. B.)
 - 19. 2. Wenn nicht, finden Sie, dass diese Verbindung zur Tätigkeit schwer ist?
 - 19. 3. Möchten Sie etwa Tätigkeit/Hobby/Freizeit haben?
- 20. Wie finden Sie die Nachbarn?
- 21. Möchten Sie Kontakte mit anderen? (Warum?)
 - 21. 1. Haben Sie versucht Kontakte mit Nachbarn/anderen herzustellen? (z. B.)
 - 21. 2. Haben/hatten Sie Konflikt/Problem bei sozialer Beziehung? (Warum?)
- 22. Sind Sie zufrieden mit Ihrer sozialen Beziehung?
 - 22. 1. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie andere treffen?
 - 22. 2. Wie verhalten sich die anderen beim Kontakt mit Ihnen? (akzeptiert werden?/kindlich behandelt? Wie fühlen Sie damit?)

VI. Betreuung

- 23. Können Sie im Notfall Ihre BetreuerInnen erreichen? (Stromausfall, Unfall..)
- 24. Welche Hilfe bekommen Sie/Wie/Wann (zu welchen Zeiten) werden Sie unterstützt?
(Wie viele Stunden bekommen Sie Hilfe?)
- 25. Hatten Sie schon mal andere Bet., od. hatten Sie diese gewechselt? (Warum?)
- 26. Verstehen Sie sich mit Bet. gut? Gab es mal Stress/Problem? (Warum?)
- 27. Sind Sie zufrieden mit Ihren BetreuerInnen? (Warum?)

VII. Wünsche

- 28. Wie möchten Sie wohnen und haben Sie etwas, was Sie gerne ändern möchten (damit Sie sich hier wohlfühlen können)?

Der Leitfaden für das problemzentrierte Interview mit den BetreuerInnen

I. Vorstellung und Tätigkeit

Biografie:

1. Zuerst können Sie sich vorstellen? (Qualifikation, Abschluss)
2. Wie haben Sie diese Arbeit angefangen? (Warum? Was für ein Anlass?)
3. Seit wann arbeiten Sie im Betreuten Wohnen?
 3. 1. Seitdem Sie hier gearbeitet haben, was ist neu od. verändert (z. B. Ihre Einstellung) oder hat es Ihnen etwas neu beigebracht?
4. Haben Sie Erfahrung aus anderen Wohnformen?
 4. 1. Wenn ja, welcher Unterschied zwischen Betreutem Wohnen und anderen?
 4. 1. 1. Woran liegt es?
 4. 1. 2. Welche Vor- oder Nachteile von Betreuten Wohnen.

Arbeit im Alltag (Tagesablauf als pädagogischer Begleiter):

5. Können Sie Ihre Tätigkeit als pädagogischer Begleiter (z. B. Hilfe bei Kundschaftsvertretung) erzählen?
 5. 1. Wie arbeiten Sie? (konkrete z. B.)
 5. 1. 1. Arbeiten Sie allein oder im Team?
 5. 1. 1. 1. Wie arbeiten Sie im Team zusammen?
 5. 1. 1. 2. Können Sie vielleicht die Teamarbeit vorstellen?
 5. 1. 2. Welche Bedeutung hat das Team für Sie?
 5. 1. 2. 1. Wie gehen Sie mit Teamkollegen um, wenn diese unterschiedliche Stile bei der Arbeit haben?
 5. 2. Was ist die Aufgabe und Ihre Rolle bei der Arbeit als pädagogischer Begleiter?
 5. 2. 1. Was für eine Kompetenz braucht man für diese Arbeit?
 5. 3. Wie viele Kundschaften haben Sie?
 5. 3. 1. Wie viele Wochenstunden für Kunden haben Sie?
 5. 4. Wie wird die Alltagstätigkeit und Selbstversorgung, Putzen, Waschen, Arztbesuchen oder Geldausgabe organisiert und durchgeführt?
 5. 5. Wer oder Welche Institution ist an der Arbeit mit Ihren Kunden beteiligt?

Verhältnis mit Kunden (Beziehung):

6. Wie gehen Sie mit den Kunden um? (Können Sie das Verhältnis zwischen KundInnen und Ihnen beschreiben?)

6. 1. Verstehen Sie sich untereinander gut?
6. 2. Treffen Sie spontan z. B. als Freund außerhalb der Arbeitszeit?

Schwierigkeit (Spannungsfeld):

7. Für Arbeit:

Haben/Hatten Sie Schwierigkeiten bei der Arbeit?

8. Für Kunden:

Haben/Hatten Sie Schwierigkeiten/Konflikte/Probleme mit Ihren KundInnen bei der Arbeit?

(Konkrete Beispiel)

8. 1. Wie lösen Sie Probleme?
8. 2. Haben Sie eine Möglichkeit zur Problemlösung wie Supervision?
8. 3. Haben Sie Möglichkeiten zur Fortbildung?

II. Fragen über die Betreuten und ihr Wohnen sowie ihre Situation

Personenkreis – Menschen mit geistiger Behinderung:

9. Wie finden Sie den Alltag Ihrer KundInnen (Wohnungs- sowie Lebenssituation in der Realität)? (Menschen mit geistiger Behinderung)
 9. 1. Was machen die KundInnen im Alltag zu Hause, oder wie verbringen die KundInnen Zeit im Alltag zu Hause oder außerhalb der Wohnung z. B. Arbeit, Freiheit?

Betreutes Wohnen (Infrastruktur, Raum, Material):

10. Können Sie Ihre Meinung über das B. W. erzählen?

Wie finden Sie den Wohnort/die Wohnung von KundInnen Ihrer persönlichen Meinung nach?

[Wie finden Sie Betreutes Wohnen?]

 10. 1. Wie finden Sie Infrastruktur der Wohnungen von KundInnen (z. B. Arzt, Apotheke, Post, Einkaufsmöglichkeit, Kneipe, Verkehrsmittel usw.)
 10. 2. Wie finden Sie räumliches und materielles Eigentum von KundInnen? Ist es angemessen und sind Bedürfnisse und Interesse von KundInnen erfüllt?
11. Was bedeutet die Wohnform für Ihre KundInnen?
 11. 1. Worüber freuen/wohlfühlen/zufrieden Ihre KundInnen?
12. Wo und wie brauchen die KundInnen Unterstützung im Alltag?

Soziale Beziehung/Umgebung:

13. Wie sehen Sie die Situation der sozialen Beziehungen /Bezugspersonen von KundInnen?

13. 1. Wie arbeiten oder unterstützen Sie in der Praxis, um die Situation zu verbessern, können Sie Beispiel erzählen?

14. Was sind Probleme oder Schwierigkeiten für KundInnen bei sozialen Beziehungen?

14. 1. Wie reagieren/verhalten sich die Leute, wenn die KundInnen in der Nähe von Leuten teilnehmen?

III Selbstbestimmung

15. Was bedeutet persönlich für Sie Selbstbestimmung für Menschen mit geistiger Behinderung (KundInnen)?

16. Haben/hatten Sie keine Schwierigkeiten zw. Verantwortung als Begleiter und Selbstbestimmung von KundInnen? (z. B.)

16. 1. Wie lösen Sie solch einen Fall?

IV Berufliche Vorstellung

Zufriedenheit:

17. Sind Sie zufrieden mit Ihrer Arbeit?

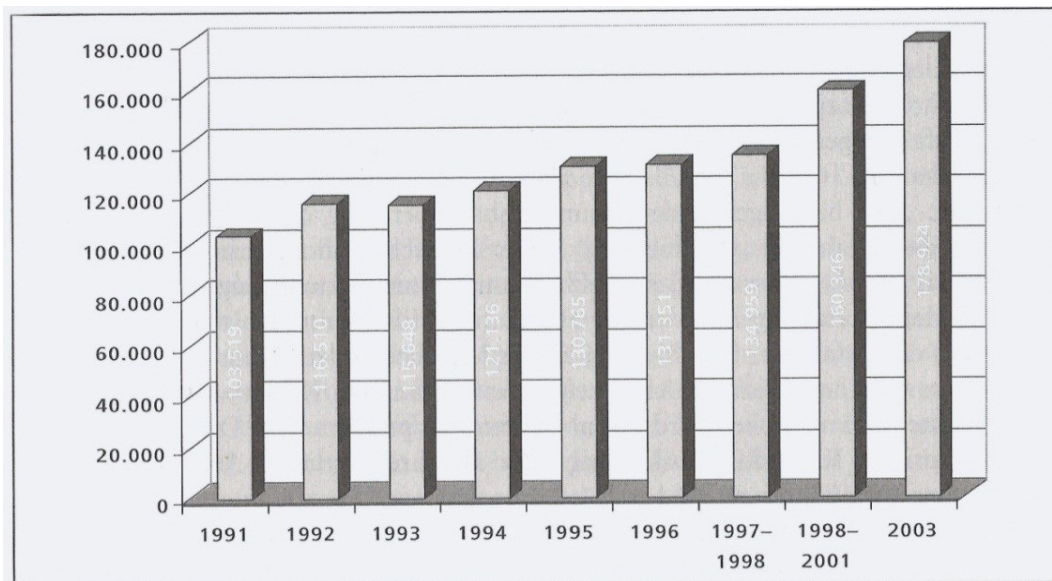
18. Was bedeutet für Sie beruflicher Erfolg?

Zukünftige Perspektive und Wünsche:

19. Haben Sie Wünsche für Ihre Arbeit und für KundInnen oder Idee für Betreutes Wohnen als Beteiligte?

Abbildungen und Tabelle

Abbildung 1: Anzahl der Heimplätze für Menschen mit Behinderung³⁵⁰



Anmerkung: Die Heimstatistik wird aufgrund freiwilliger Meldung ohne Rechtspflicht von BMFSFJ erhoben. Die Meldungen erfolgen nicht immer bezogen auf denselben Stichtag. Die Daten für die Zeiträume 1997-1998 und 1998-2001 fassen Daten zu unterschiedlichen Stichtagen innerhalb dieser Zeiträume zusammen.

Quelle: GeroStat – Deutsches Zentrum für Altersfragen, Berlin. Basisdaten: BMFSFJ – Heimstatistik 2003; BMFSFJ – Heime nach Heimgesetz 2003.

Die Heimstatistik wird so wie hier gezeigt nicht mehr geführt. Die amtliche Pflegestatistik für die Information zu Pflegeheimen wird seit 1999 geführt, allerdings werden hier nur jene Fälle als Mehrheit angedeutet, bei denen eine Pflegestufe nach SGB XI zuerkannt wurde. Das heißt die Menschen in Heimen ohne Pflegestufe werden nicht berücksichtigt. (Information aus dem statistischen Informationssystem GeroStat)

³⁵⁰ Rohrmann 2007, S. 151

Abbildung 2: Leistungsempfänger in der Eingliederungshilfe „stationäres Wohnen“ absolute Zahlen in der Zuständigkeit des überörtlichen Sozialhilfeträgers 2000 bis 2004³⁵¹



überörtlichen Träger	Hilfempänger		Steigerung (abs. / %)		Hilfempänger		Steigerung (abs. / %)	
	2002	2003	2002 / 2003		2004	2003 / 2004		
Berlin	5.649	5.919	270	4,78	5.976	57	0,96	
Brandenburg	7.284	7.357	73	1,00	6.993	-364	-4,95	
Bremen	1.773	1.827	54	3,05	1.918	91	4,98	
Hamburg	5.061	4.893	-168	-3,32	4.968	75	1,53	
Hessen	12.083	12.411	328	2,71	12.600	189	1,52	
Mittelfranken	4.291	4.195	-96	-2,24	4.394	199	4,74	
Niedersachsen	20.048	20.631	583	2,91	21.231	600	2,91	
Oberfranken	2.435	2.484	49	2,01	2.501	17	0,68	
Oberpfalz	1.756	1.766	10	0,57	1.836	70	3,96	
Rheinland	23.104	23.434	330	1,43	23.701	267	1,14	
Saarland	2.263	2.290	27	1,19	2.408	118	5,15	
Sachsen	9.578	9.468	-110	-1,15	8.768	-700	-7,39	
Sachsen-Anhalt	8.888	9.008	120	1,35	9.154	146	1,62	
Schwaben	3.457	3.830	373	10,79	3.885	55	1,44	
Thüringen	4.678	5.237	559	11,95	5.230	-7	-0,13	
Unterfranken	2.393	2.540	147	6,14	2.444	-96	-3,78	
WestfalenLippe	19.733	20.150	417	2,11	20.511	361	1,79	
Württemberg-Hohenz.	11.422	11.611	189	1,65	11.671	60	0,52	
Insgesamt	145.896	149.051	3.155	2,16	150.189	1.138	0,76	

Bremen: Ohne Kinder und Jugendliche

Niedersachsen: Definitionsgemäß inkl. Personen über 60 Jahre, Zurechnung erfolgte wegen eingeschränkter sachlicher Zuständigkeit

Sachsen, Unterfranken: Rückgänge in 2004 durch Übergang von Bestandsfällen in Hilfe zur Pflege

Westfalen-Lippe: Umstellung auf neues DV-System. Veränderte Ermittlung der Fallzahlen.

³⁵¹ Vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS) 2004, S. 22

Abbildung 3: Anteile der einzelnen Behinderungsarten in Prozent an allen Leistungsempfängern in der Eingliederungshilfe „stationäres Wohnen“ am 31.12.2004³⁵²

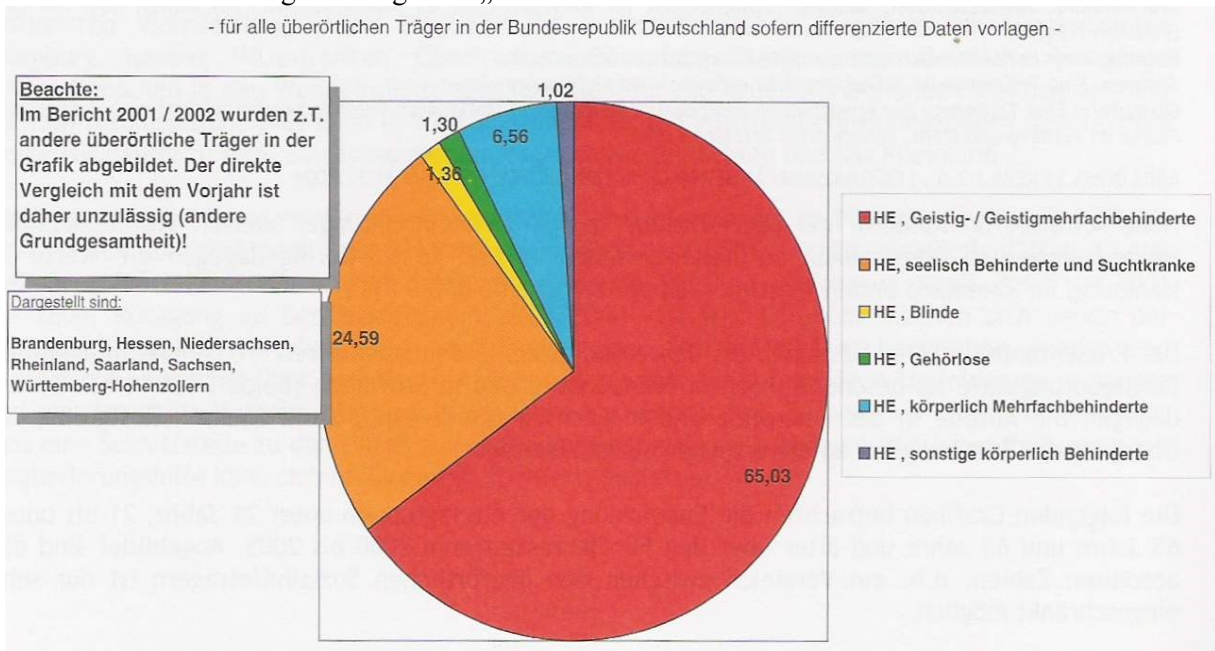
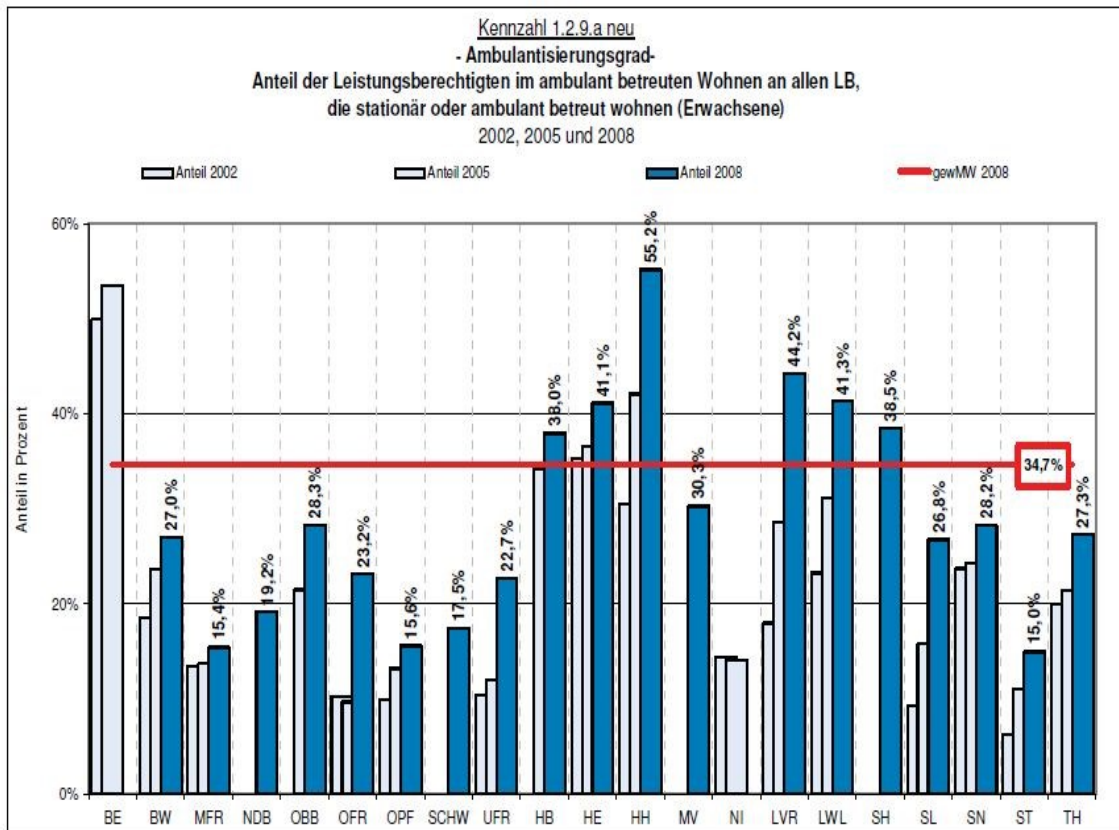


Abbildung 4: „Ambulantisierung“: Entwicklung des Verhältnisses der Leistungsberechtigten im ambulant betreuten Wohnen zum stationären Wohnen 2002, 2005 und 2008³⁵³



Berlin, Niedersachsen: Keine Angaben 2008

Brandenburg: Keine Angaben 2007/2008

³⁵² Vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS) 2004, S. 27

³⁵³ Vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS) 2009, S. 41

Tabelle 1: Entwicklung des Verhältnisses der Leistungsberechtigten im stationär und ambulant betreuten Wohnen von 2001 bis 2008 (Nur Leistungen für Erwachsene, ohne Kinder/Jugendliche)³⁵⁴

Teilnehmer		BW	MFR	OFR	OPF	UFR	HB	HE	NI	LVR	LWL	SL	SN	ST	TH	Summen/ gewMW
Jahr	Anzahl LB															
2008	LB stat.	19.439	4.393	2.195	1.965	2.321	2.044	12.530	22.230	21.216	20.162	2.289	8.121	8.744	5.383	133.032
	LB ABW	7.197	802	662	364	681	1.251	8.751	3.765	16.833	14.205	837	3.195	1.538	2.021	62.102
	ABW %	27,0	15,4	23,2	15,6	22,7	38,0	41,1	14,5	44,2	41,3	26,8	28,2	15,0	27,3	31,8
2007	LB stat.	19.401	4.401	2.139	1.851	2.311	1.994	12.220	20.154	21.466	20.280	2.288	7.951	8.666	5.275	130.397
	LB ABW	6.384	714	347	267	348	1.116	7.965	3.460	13.985	12.221	640	2.949	1.283	1.753	53.432
	ABW %	24,8	14,0	14,0	12,6	13,1	35,9	39,5	14,7	39,4	37,6	21,9	27,1	12,9	24,9	29,1
2006	LB stat.	19.014	4.337	2.131	1.778	2.230	2.101	11.928	20.270	21.595	19.920	2.282	7.824	8.641	5.197	129.248
	LB ABW	5.906	670	309	252	324	1.097	7.338	3.412	10.908	10.291	562	2.613	1.206	1.584	46.472
	ABW %	23,7	13,4	12,7	12,4	12,7	34,3	38,1	14,4	33,6	34,1	19,8	25,0	12,2	23,4	26,4
2005	LB stat.	18.330	4.209	2.159	1.571	2.207	2.085	11.494	20.159	21.705	19.524	2.266	7.934	8.482	5.037	127.162
	LB ABW	5.670	670	232	239	301	1.085	6.630	3.325	8.682	8.815	426	2.551	1.062	1.371	41.059
	ABW %	23,6	13,7	9,7	13,2	12,0	34,2	36,6	14,2	28,6	31,1	15,8	24,3	11,1	21,4	24,4
2004	LB stat.	18.138	4.097	2.138	1.538	2.129	2.050	11.361	19.311	21.746	19.065	2.154	7.642	8.361	4.355	124.085
	LB ABW	5.247	620	245	223	277	1.083	6.912	3.150	6.444	8.201	256	2.447	1.027	1.135	37.267
	ABW %	22,4	13,1	10,3	12,7	11,5	34,6	37,8	14,0	22,9	30,1	10,6	24,3	10,9	20,7	23,1
2003	LB stat.	18.005	3.911	2.127	1.477	2.232	1.926	11.172	18.825	21.501	18.691	2.054	8.279	8.219	4.337	122.756
	LB ABW	4.454	620	227	196	267	1.007	6.469	3.095	4.783	6.968	210	2.578	463	1.071	32.408
	ABW %	19,8	13,7	9,6	11,7	10,7	34,3	36,7	14,1	18,2	27,2	9,3	23,7	5,3	19,8	20,9
2002	LB stat.	17.759	3.938	2.070	1.442	2.073	1.773	10.894	18.285	21.201	18.227	2.018	8.289	8.047	3.857	119.873
	LB ABW	4.047	613	237	160	241	959	5.944	3.077	4.650	5.521	206	2.579	536	962	29.732
	ABW %	18,6	13,5	10,3	10,0	10,4	35,1	35,3	14,4	18,0	23,2	9,3	23,7	6,2	20,0	19,9
2001	LB stat.	17.151	3.698	1.957	1.358	1.920	1.767	10.336	16.961	20.695	17.917	1.962	8.188	7.826	3.068	114.804
	LB ABW	3.839	434	208	169	190	949	5.686	3.067	4.391	5.315	206	2.353	549	865	28.221
	ABW %	18,3	10,5	9,6	11,1	9,0	34,9	35,5	15,3	17,5	22,9	9,5	22,3	6,6	22,0	19,7

Baden-Württemberg: In den 19.439 LB im stationären Wohnen für 2008 sind 197 LB enthalten, die nicht eindeutig den Erwachsenen zugeordnet werden konnten.

³⁵⁴ Vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe (BAGüS) 2009, S. 42

Tabelle 2: Plätze für behinderte Menschen in Wohnheimen in Hessen nach Behinderungsart Ende 2003³⁵⁵

Plätze für behinderte Menschen in Wohnheimen in Hessen Ende 2003						
Landkreis/kreisfreie Stadt	geistig Behinderte	körperlich Behinderte	seelisch Behinderte	Abhängigkeits- kranke	Minderjährige	Gesamt
411 Stadt Darmstadt	200		6	0	0	206
412 Stadt Frankfurt	226		373	73	21	693
413 Stadt Offenbach	47		36	0	0	83
414 Stadt Wiesbaden	203	26	83	0	0	312
431 Landkreis Bergstraße	144		99	30	0	273
432 Landkreis Darmstadt-Dieburg	617	37	343	0	45	1.042
433 Landkreis Groß-Gerau	180		40	8	0	228
434 Hochtaunuskreis	225		109	0	0	334
435 Main-Kinzig-Kreis	487		111	0	0	598
436 Main-Taunus-Kreis	139	40		30	108	317
437 Odenwaldkreis	151		52	0	24	227
438 Landkreis Offenbach	107		24	15	0	146
439 Rheingau-Taunus-Kreis	478		121	12	247	858
440 Wetteraukreis	246		200	0	282	728
531 Landkreis Gießen	308		125	28	64	525
532 Lahn-Dill-Kreis	353		141	50	40	584
533 Landkreis Limburg-Weilburg	321		59	15	18	413
534 Landkreis Marburg-Biedenkopf	196	38	177	15	333	759
535 Vogelsbergkreis	881		24	5	0	910
611 Stadt Kassel	231		83	50	46	410
631 Landkreis Fulda	367		44	0	27	438
632 Landkreis Hersfeld-Rotenburg	100			45	0	145
633 Landkreis Kassel	317		49	27	10	403
634 Schwalm-Eder-Kreis	708		146	148	47	1.049
635 Landkreis Waldeck-Frankenberg	414		78	23	108	623
636 Werra-Meißner-Kreis	116	55	20	0	0	191
Gesamt	7.762	196	2.543	574	1.420	12.495

³⁵⁵ Vgl. Hessischer Landtag, 16. Wahlperiode Drucksache 16/1994 am 04.08.2004.

Erklärung

Ich erkläre, dass ich die Dissertation unter Verwendung keiner anderen als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe.

Park, jaewoo